

MALERISCHE REISE IN EINIGEN PROVINZEN
DES OSMANISCHEN REICHES

MALERSCHREISE
IN EINIGEN PROVINZEN
DES OSMANISCHEN REICHES



8776
BIBLIOTHECA ORIENTALIS HUNGARICA

XLV

Herausgegeben von
GYÖRGY HAZAI



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

160697

GRAF EDUARD RACZYŃSKI

MALERISCHE REISE
IN EINIGEN PROVINZEN
DES OSMANISCHEN REICHES

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von

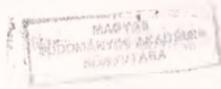
PETER ZIEME

MTAK



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

013173



ISBN 963 05 6999 X
HU ISSN 0067-8104

© Akadémiai Kiadó, 1997

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Akadémiai Kiadó, H-1519 Budapest, Pf. 245

Druck und Bindearbeit: Akadémiai Nyomda, Martonvásár

Printed in Hungary

M. TUD. AKADÉMIAI KÖNYVTÁRA
Könyvtár 5603/19 97 SZ.

Vorbemerkung

Wie jedes Buch hat auch dieses seine Geschichte. Nach den zahlreichen Auflagen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts geriet E. Raczyński's "Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reiches" in Vergessenheit. Als ich Ende der achtziger Jahre vom verantwortlichen Lektor des Verlages Rütten & Loening den Auftrag erhielt, Raczyński's Buch für einen Neudruck vorzubereiten, machte ich mich, ermuntert von Frau Dr. Gisela Kraft, mit Freude und mit alter Technik an die Arbeit. Die Wende kam, das neue Druckmanuskript wurde allmählich fertig, doch der Verlag sah sich gezwungen zu schrumpfen, und mit ihm auch die Reihe der Reiseberichte, in welcher das Werk erscheinen sollte. Und so geriet auch das Projekt der Neuausgabe in Vergessenheit, bis eines Tages Prof. Georg Hazai mir anbot, es in Budapest herauszugeben. Ihm als Herausgeber der Bibliotheca Orientalis Hungarica bin ich zu besonderem Dank verpflichtet.

Gleichfalls möchte ich Frau Mária Káldor, der Leitenden Lektorin des Akadémiai Kiadó, für ihr Engagement danken sowie Herrn Albrecht Friedrich, der in bewährter Weise die Arbeiten am Manuskript begleitet, Fehler ausgemerzt und Anregungen zur Gestaltung gegeben hat. Die letzten Arbeiten am Computermanuskript wurden von Frau Sehla Bujtás-Fahmi sorgfältig ausgeführt.

Des weiteren möchte ich Worte des Dankes allen denjenigen sagen, die mich in der einen oder anderen Weise unterstützt haben. Prof. E. Tryjarski hat mir bibliographische Angaben zu den Werken von E. Raczyński und über ihn mitgeteilt, Prof. H. Markiewicz hat mir die Kopie eines Aufsatzes über E. Raczyński zugesandt, Dr. M. Stachowski half mir bei der Übersetzung der polnischen Bildunterschriften. Da die Druckerarbeiten schon im Gange waren, habe ich leider auf die von ihm in einem Gespräch angebotene Möglichkeit, das Manuskript des deutschen Textes mit dem polnischen Original zu vergleichen, verzichten müssen. Die vorliegende Ausgabe basiert nur auf der seinerzeitigen deutschen Übersetzung.

Wenn man allein die Bildunterschriften durchsieht und sich die beteiligten Personen ihrer Nationalität nach vor Augen hält, stellt man leicht fest, daß bereits die ersten Ausgaben ein wahrhaft europäisches Gemeinschaftswerk waren. Wenn auch die Neuausgabe aus dem Zusammenwirken vieler Europäer zustande gekommen ist, dann möge dies im Geiste Raczyński's zugleich ein Zeichen für die Zukunft sein.

Berlin, im März 1997

Erstes Kapitel

Es war am siebzehnten Juli des Jahres 1814, als ich Warschau verließ. Den folgenden Morgen erreichte ich das schöne Puławy. Ich war seit dem Jahre 1809 in diese Gegend nicht gekommen, um so tiefer empfand ich, wie sehr binnen kurzer Zeit die Umstände sich geändert hatten. Damals sah ich hier mit gerechtem Stolz unsere siegreichen Fahnen einem Helden folgen, den sein Feldherrntalent und echt ritterlicher Sinn wohl würdig machten, in dieser Epoche für den ersten seiner Nation zu gelten. Ich eilte nach dem bei Puławy gelegenen Schloß Marynki, wo damals der Fürst Joseph Poniatowski sein Hauptquartier hatte. Kaum erkannte ich diesen vor wenigen Jahren so belebten Ort: sein Glanz war erloschen; öde und verlassen schien er um den erblichenen Helden zu trauern. Nur wenige Stunden hielt ich mich in Puławy auf, und noch an demselben Tage erreichte ich das vierzehn Meilen davon entfernte Städtchen Krasnostaw. Hier verlebte mehrere Monate als Kriegsgefangener der Erzherzog von Österreich Maximilian, welcher im sechzehnten Jahrhundert als Nebenbuhler des Königs Sigismund III. sich um die polnische Krone bewarb. Es ist bekannt, daß dieser Fürst im Jahre 1588 von dem berühmten Johannes Zamoyski bei Pitschen in Schlesien geschlagen und gefangen wurde.

Am neunzehnten Juli setzte ich bei Uściług über den Bug-Strom, welcher seit dem Preßburger Frieden das Herzogtum Warschau von dem Russischen Reiche scheidet. In früheren Zeiten haben unsere Voreltern unter den piastischen Königen zu wiederholten Malen in diesen Gefilden glücklich gegen die russischen Fürsten gekämpft. Gleichzeitige Geschichtsschreiber erwähnen eines entscheidenden Sieges, welchen Boleslaus der Tapfere im Jahre 1019 über den Fürsten von Nowgorod Jaroslaus erfocht. Die Russen verloren an diesem verhängnisvollen Tage den größten Teil ihres Heeres und benannten darum den Fluß Bug, das häßliche und schwarze Wasser.

Ostwärts von Uściług liegt das Städtchen Włodzimierz, einst die Hauptstadt eines Fürstentums desselben Namens, von dem russischen Fürsten Wolodimir im zehnten Jahrhundert erbaut; von hier begab ich mich nach Łuck. Traurig ist der Zustand dieser Ortschaften, in welchen schmutzige Hütten, von Juden bewohnt, planlos neben den Trümmern prächtiger Kirchen und Schlösser hingestreut, einen traurigen Kontrast bilden gegen die Vergangenheit, die eben so

glänzend war als der jetzige Zustand bedauernswürdig ist. Der Mangel an Manufakturen ist wohl die Hauptursache des unglücklichen Zustandes der Städte in Wolhynien, doch ist der Urgrund desselben in den häufigen Einfällen der Tartaren und Kosaken zu suchen, welche diese Gegenden so oft verwüstet haben. Schon im dreizehnten Jahrhundert verheerten die Tartaren unter ihrem Fürsten Batukan das südliche Polen.

Das einst sehr feste Schloß in Łuck steht nun öde und verlassen da. Es ist nicht bekannt, wer der Erbauer desselben gewesen, doch glaube ich nicht, daß es ein Werk des russischen Fürsten Wolodimir sei, welcher die Stadt selbst angelegt hat. Die Festen damaliger Zeit baute man in diesen Gegenden bloß von Holz und umgab sie mit Erdwällen.

Dieses altertümliche Gebäude gewährt dem Freunde der vaterländischen Geschichte ein warmes Interesse. Hierher kamen im Jahre 1429 zu einer glänzenden Versammlung der König Wladislaus von Polen, Withold, sein Bruder, der deutsche Kaiser Sigismund nebst seiner Gemahlin, der russische Zar Basilius, der König von Dänemark Erik, die Großmeister der Kreuz- und Schwert-Ritter und die Gesandten des griechischen Kaisers Paläologus. Der Zweck der Zusammenkunft war, sich über die Mittel zu verständigen, um der immer drohender andringenden türkischen Macht Einhalt zu tun. Doch hatte der römische Kaiser dabei noch den geheimen Zweck, die Vereinigung von Polen und Litauen zu hintertreiben, die zustande kommen sollte. In dieser Absicht schlug der Kaiser dem Prinzen Withold vor, sich zum König von Litauen zu erklären. Withold nahm den Antrag des Kaisers willig auf, doch war er vaterländisch genug gesinnt, um die Einwilligung des Königs und der Reichsstände zu erfordern. Die Sache wurde im Reichsrath vorgetragen und verworfen. Unmutig verließ der Kaiser seinen Bundesgenossen, ohne seine neidische Absicht erreicht zu haben.

Die Landschaft zwischen Łuck und Dubno ist höchst malerisch; fast jeder Hügel bietet dem Auge eine eben so ausgebreitete als reizende Aussicht dar. Die felsigen Gegenden um Krakau gelten allgemein für die schönsten in Polen: ich aber wäre geneigt, diesem Teile des wolhynischen Gouvernements den Vorzug zu geben. Sanft erhobene Hügel, wohl angebaut und mit üppig wachsenden Saaten bedeckt, gewähren meiner Meinung nach dem Auge ein gefälligeres Bild als Massen von Marmor- und Granitfelsen, über welchen die Natur gleichsam einen Fluch ewiger Unfruchtbarkeit ausgesprochen hat, und welche in einem Maler selbst höchstens nur den Maler, nicht den Menschen zugleich ansprechen können. Der fruchtbare Boden dieses Landes, das frische Grün der Wiesen, zahlreiche Herden eines bekanntlich ausgezeichnet schönen Hornviehs, anmutige Haine, klare Gewässer stellen ein Bild zusammen, welches meinen Geist plötzlich in jene arkadischen Gefilde versetzte, die ein Theokrit und Geßner so glücklich gedichtet und besungen haben. Diese schönen Landschaften gewähren nicht nur dem Auge einen angenehmen Genuß, sondern sie flößen auch dem Wanderer das beruhigende und wohlthuende Gefühl ein, daß die gütige Natur die

Bewohner dieses Erdstrichs reichlich mit allen Bedürfnissen des Lebens gesegnet hat. Nicht so befriedigend ist der Zustand der hiesigen Landleute. Diese Menschen, ohne alle Erziehung, sind unreinlich und düster; sie haben weder den regeren Geist der Einwohner des westlichen Polens noch die muntere frohe Laune der Krakauer. Es fiel mir schwer, ihre Sprache zu verstehen. Unsere Voreltern haben einen großen politischen Fehler begangen, daß sie nicht alle Mühe angewendet haben, diese fremdartige, der russischen so ähnliche Sprache bei diesem Volke umzuändern.

Am zweiundzwanzigsten Juli kam ich nach Ostróg. Dieses elende Städtchen war ehemals befestigt. Das Schloß selbst, einst ein Sitz des Wohlstandes und des Glanzes, ist jetzt dermaßen verfallen, daß man kaum einige Spuren davon findet, außer der dem Einsturz drohenden Kirche und einigen Türmen und Basteien.

Die Landesgeschichte erwähnt schon im Jahre 1100 dieses Ortes, von dem späterhin das verdienstvolle Geschlecht des Ostrógski den glorreichen Namen führte. Im sechzehnten Jahrhundert entführte von hier der Fürst Demetrius Sanguszko die schöne Beata Ostrógska, um die er vergeblich warb. Dieser romanhafte Frevel gab zu einem Reichsstreite Anlaß, an welchem die vornehmsten Geschlechter von Polen und Litauen den eifrigsten Anteil nahmen; schon deshalb scheint mir diese Begebenheit eine flüchtige Erwähnung zu verdienen. Der Fürst Sanguszko warb um die Geliebte, erhielt von ihrer Mutter, die andere Absichten hatte, eine abschlägige Antwort. Er hatte sich schon früher den Prinzen Basilius Ostrógski, den Oheim der schönen Beata, zum Freund gemacht und bat nun um seine Vermittlung; als aber auch diese abgelehnt wurde, sannnen die beiden Freunde darauf, mit Gewalt zum Zwecke zu gelangen. Unter dem Vorwand eines Besuchs begaben sie sich mit einem Gefolge von tausend Reitern nach Ostróg. Eine so beträchtliche Schar schien dem Burgvogt verdächtig, und er befahl, die Tore zu schließen. Doch ehe dieses bewerkstelligt wurde, drangen die beiden Fürsten in den Schloßhof ein, und als man sie hier noch mit Gewalt zurücktreiben wollte, wurden einige Soldaten der Besatzung erschlagen. Nun begaben sie sich zu der Prinzessin Mutter, und hier erklärte der Prinz Basilius, daß er seine Nichte dem Fürsten Sanguszko zur Gemahlin versprochen hätte, und daß er diese Verbindung sogleich vollzogen zu sehen wünschte. Trotz allen Vorstellungen beharrten Mutter und Tochter auf ihrer abschlägigen Antwort. Von Zorn entbrannt, ließ der Fürst Basilius den Schloßkaplan holen und befahl ihm, des Sträubens beider Fürstinnen ungeachtet das Paar zu trauen. Dieses geschah, und nachdem die Ehe vollzogen war, ging der Fürst Sanguszko mit seiner jungen Gemahlin auf seine Besitzungen. Die Fürstin-Mutter aber eilte nach Krakau, um dem damaligen König von Polen Sigismund August die Untat zu klagen. Der König lud beide Parteien vor seinen Richterstuhl, erkannte den Fürsten Sanguszko für schuldig und tat ihn in die Reichsacht. Dieser wartete das

Urteil nicht ab, sondern flüchtete nach Deutschland, wo er kurz darauf von Zborowski, Kastellan von Kalisch, erschlagen wurde.

Am dreiundzwanzigsten Juli erreichte ich Krzewin, wo ich im Hause des gastfreien Fürsten Maximilian Jablonowski und seiner lebenswürdigen Gemahlin einige angenehme Tage verlebte. Das Schloß in Krzewin ist mit einem Wassergraben umgeben, welchen einige tausend vom Feldherrn Stanislaus Jablonowski im siebzehnten Jahrhundert kriegsgefangene Türken gearbeitet haben.

Am achtundzwanzigsten Juli setzte ich meine Reise nach Odessa fort. An demselben Tage besuchte ich mit einem erhebenden Gefühl das Schlachtfeld bei Zielienice, wo im Jahre 1792 der Fürst Joseph Poniatowski gegen die Russen einen rühmlichen Sieg erfocht. Zahlreiche Leichenhügel bezeugen den blutigen Kampf. Doch hinderte die furchtsame Staatskunst des Königs von Polen, der den Feldzug nur verteidigungsweise geführt wissen wollte, seinen ruhmbegierigen Neffen, den errungenen Vorteil zu nutzen.

In Ostropol setzte ich über den Slucz-Fluß und bemerkte an dessen Ufern ansehnliche Granitfelsen. Einige Meilen weiter kam ich in die Steppen. Schwerlich bietet eine und dieselbe Gegend einen so verschiedenen Anblick dar als eine Steppe nach der Jahreszeit, in welcher man sie besucht. Im Frühjahr entfaltet sie einen unermeßlichen Teppich der schönsten Blumen, welche in diesem Boden üppig und mannigfaltig aufsprießen und dem Botaniker keine geringe Ausbeute gewähren dürften. Im Sommer sind die Blumen bereits verdorrt, und an deren Stelle strecken sechs Fuß hohe aschgraue Disteln dem müden Wanderer ihre Stacheln ungastfreundlich entgegen.

Die ganze Gegend zwischen Ostropol und Human, der östliche Teil des wolhynischen und der westliche des podolischen Gouvernements, bietet dem Auge fast gar keine Abwechslung: der Boden ist überall fruchtbar, die Dörfer sind sehr volkreich, doch schlecht gebaut und oft zwei Meilen voneinander entfernt. Die Bevölkerung des wolhynischen Gouvernements gibt man auf achthunderttausend männliche und weibliche Seelen an. Doch sind in dieser Zahl weder die adligen Gutsbesitzer noch die zahlreichen Juden mit inbegriffen.

Am einunddreißigsten Juli traf ich in Human ein. Dieses Städtchen ist viel besser gebaut als alle, welche ich bis dahin auf meiner Reise gesehen hatte. In der Geschichte der ersten Regierungsjahre des letzten Königs von Polen steht es mit blutiger Schrift bezeichnet. Ein Haufen saporogischer Kosaken, die damals noch fast unabhängig waren, brach in der Nacht in Human und in der benachbarten Gegend ein und metzelte einige tausend Menschen nieder. Mit Beute beladen kehrten sie ungestraft in ihre Schlupfwinkel an den Ufern des Dnepr zurück.

Die verwitwete Gräfin Felix Potocka besitzt in dieser Gegend einen Garten, welcher den schönsten in Europa an die Seite gesetzt werden kann und der ihr zu Ehren Sophiowka oder Sophienort benannt ist. Diese reizende Anlage zieht sich eine Viertelmeile weit in einem von zwei felsigen Hügeln eingeschlossenen

Tale hin. Mit Staunen sah ich in dem Garten einen vierzig Fuß breiten Fluß wild zwischen Granitfelsen einherrauschen, sich von einer Höhe von achtundvierzig Fuß fast senkrecht herabstürzen und in einen See ergießen, der mit den seltensten Gewächsen und Pflanzen umgeben ist. In einiger Entfernung ragt aus dem See ein Granitfels hervor, aus welchem ein Springbrunnen sich mächtig und kühn achtzig Fuß hoch erhebt. Der Durchmesser der Wassersäule ist unten drei Zoll stark, oben breitet sich dieselbe aus und bildet eine alabasterähnliche durchsichtige riesenhafte Säule wie die eines Feenpalastes. Diesen Teil des Gartens scheint die Besitzerin vor allen liebevoll geschmückt zu haben. An dem Ufer des Sees steht eine antike marmorne Bildsäule eines römischen Konsuls. Kopf und Faltenwurf sind vorzüglich schön und unbezweifelt antik; Füße und Hände sind ergänzt und entsprechen keineswegs der Schönheit des Ganzen. Oberhalb des Wasserfalls steht ein Granittempel im ägyptischen Stil. Ein ansehnlicher Bach ergießt sich über die Kuppel desselben, hüllt das Ganze in ein mystisches Dunkel und gewährt im Sommer den darin Weilenden die angenehmste Kühle. Vorzüglich reich an Wasser ist dieses liebliche Tal: mitten durch dasselbe fließt ein anmutiger Bach, der sich bald in mehrere Arme teilt, bald sich wieder in das Hauptbett vereinigt, hier von Klippe zu Klippe schäumend hinabstürzt, dort unter Blumen schlängelnd und tändelnd sich gemächlich weiter bewegt und den Wanderer zum Nacheilen einzuladen scheint:

et fugit ... et se cupit ante videri.

Am ersten August erreichte ich das Städtchen Bohopol, am Zusammenfluß des Boh- und des Sieniucha-Flusses gelegen. Bohopol ist vor wenigen Jahren noch der Grenzort Polens gegen Rußland und die Türkei gewesen. Unsere Geschichtsschreiber erwähnen eiserne Säulen, welche der König von Polen, Boleslaus der Tapfere, an den Grenzen seines von ihm erweiterten Reiches hatte setzen lassen. Mit wehmütigem Wohlgefühl bemerkte ich, daß sich diese Sitte nicht bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat, und daß man an den Ufern des Boh keine eiserne Säulen gesetzt hatte. Was früher ein dauerhaftes Denkmal unseres Waffenruhms sein sollte, würde jetzt nur warnend von unsern Zwistigkeiten, unserm Unglück und den traurigen Folgen zeugen, die jene nach sich gezogen.

Zwischen Bohopol und Odessa erstrecken sich wieder weite Steppen, die früher den tartarischen Stämmen von Yedisan und Dzhamboyluk eigen waren. Die Tartaren, welche bekanntlich mit ihren Herden ein nomadisches Leben führten, hatten auf diesem so bedeutenden Landstrich keine einzige feste Besetzung. Durch den Friedensschluß von Jassy, im Jahre 1792, trat Sultan Selim diese Provinz an Rußland ab, und man ist seit dieser Zeit eifrig bemüht, selbige mit Ansiedlern aus Polen, Deutschland, der Moldau und Bulgarien zu bevölkern. Herrliche Saaten auf dem üppigsten Boden und ansehnliche Herden von Hornvieh und Schafen lassen diese Menschen einer glücklichen Zukunft entgegensehen.

Unerträglich durch ewige Einförmigkeit ist die Reise durch die Steppen; doch erregten darin meine Aufmerksamkeit zahlreiche runde aufgeschüttete Hügel, die oft zwanzig Fuß hoch sind und von den Einwohnern der Steppen Kurgan genannt werden. Der Herzog von Richelieu ließ eine beträchtliche Anzahl derselben aufräumen. Einige waren leer, in den meisten fand man Menschengebeine und altertümliche Waffen, Speere und breite, kurze Degen; doch waren diese nicht bezeichnend genug, um an denselben das Volk zu erkennen, zu welchem die hier beerdigten Krieger gehört haben mochten.

Die Pest, welche in Odessa und in der umliegenden Gegend in den Jahren 1812 und 1813 wütete, raffte einen bedeutenden Teil der noch so geringen Bevölkerung hinweg. Ganze Häuser stehen verödet da, und sorgsam eilt die Regierung, selbige mit neuen Ansiedlern zu beleben. Ich begegnete auf meiner Reise zu wiederholten Malen ansehnlichen Haufen deutscher Auswanderer, welche, von blendenden Versprechungen gelockt, ihre Besitzungen verlassen hatten und hier wüste Stellen urbar machen sollten. Diese Menschen schienen nicht zu ahnen, daß bei aller Fruchtbarkeit des Bodens der oft ganz regenlose heiße Sommer die Saaten verdorrt, daß der strenge Winter in einem von Brenn- und Bauholz völlig entblößten Lande doppelt empfindlich ist, daß endlich ansteckende Krankheiten und die Pest alle Vorteile überwiegen, welche sie hier zu erwarten schienen.

Am zweiten August langte ich in Odessa an. Diese neue Ansiedlung belebt alle umliegenden Provinzen; und mit Staunen sah ich hier eine blühende Handelsstadt, wo vor fünf und zwanzig Jahren die Einwohner des tartarischen Dorfes Kocabay stumpfsinnig ihre Herden weideten. Odessa sollte billig Richelieu-Stadt genannt werden; dieser Ort ist nämlich im strengsten Sinne das Werk des jetzigen französischen Staatsministers Herzog von Richelieu, der mehrere Jahre in russischen Diensten gestanden und als Generalgouverneur den Statthalterschaften von Jekatarynoslaw, Cherson und der Krim vorstand.

Der Hafen von Odessa ist für die Bewohner von Podolien und der Ukraine so wichtig, daß eine kurze Geschichte dieser Stadt hier wohl an der rechten Stelle sein dürfte. Die Geschichtsschreiber des Altertums erwähnen die skythische Stadt Odessa, doch ist ihre Lage und ihre Geschichte nur sehr unvollständig bekannt.

Es ist mir wahrscheinlich, daß der Ort, wo jetzt die neue Stadt sich jugendlich erhebt, früher unter der Botmäßigkeit der polnischen Könige gestanden hat. Der Geschichtsschreiber Cromerus berichtet: die Einwohner der von den Türken immer mehr bedrängten Hauptstadt des oströmischen Reichs haben sich im Jahre 1415 an den König von Polen Wladislaus gewendet und ihn um eine Unterstützung an Lebensmitteln gebeten. Gern willigte der hochherzige König in ihr Gesuch und schickte eine mit Korn beladene und in Kacibey ausgerüstete Flotte nach Konstantinopel. Ich glaube, Kacibey solle hier Kocabay (jetzt: Odessa)

heißen; wenigstens ist mir kein Hafen in dieser Gegend bekannt, welcher je den Namen Kacibey geführt hätte.

Kurz nach der Eroberung von Konstantinopel nahmen die Türken Besitz von den westlichen Ufern des Schwarzen Meeres.

Vor vierzig Jahren lebten nur wenige Tartaren-Familien in dem kleinen unbedeutenden Dorfe Kocabay, doch war die hiesige Reede immer sehr wichtig für die Schiffer auf dem Schwarzen Meer. Nach dem Frieden von Jassy (1792) beschloß die Kaiserin Katharina II., in diesem soeben erworbenen Gebiet einen Hafen anzulegen und gab der dabei zu erbauenden Stadt den altertümlichen Namen Odessa. Ihr Plan ward einigermaßen ausgeführt, und vor ihrem Tode waren schon zweihundert Häuser, doch meist nur schlicht aus Lehm und Fachwerk, erbaut. Der Kaiser Alexander sah bald die Vorteile dieser Anlage ein; er befahl die vorgenommenen Bauten fortzuführen und ernannte im Jahre 1803 den Herzog von Richelieu zum Gouverneur von Odessa.

Der Herzog fand bei seiner Ankunft in dieser Stadt nur vierhundert elende Häuser: jetzt zählt dieselbe zweitausend meist von Stein erbaute Gebäude und vierundzwanzigtausend Einwohner, laut neueren Nachrichten ist die Bevölkerung von Odessa bereits auf vierzigtausend Menschen gestiegen. Die Straßen der Stadt sind breit und regelmäßig angelegt, ihre Quarantäne ist wohl geordnet. Sie hat mehrere Kirchen, ein Schauspielhaus, Schulanstalten, Kasernen, Hospitäler, einen öffentlichen Garten und zwei für den Handel so wichtige Assekuranz-Gesellschaften, ein Handelsgericht und ein ärztliches Kollegium. Die weise Wirtschaftlichkeit des Herzogs von Richelieu ist ebenso bewundernswürdig als sein reger, rastloser Eifer. Die russische Regierung bestimmte nur geringe Gelder zur Ausführung aller der auf ihre Kosten zu erbauenden Hafendämme, Warenlager, Kasernen usw. Diese Gelder wurden von den Pächtern der Schankgerechtigkeit erhoben, welche in Rußland ein Monopol der Krone ist; auch bewilligte der Kaiser zu diesem Endzweck ein Zehntel der im Hafen erlegten Zollgebühren. Der Gouverneur von Odessa wußte diese in den ersten Jahren und bei der geringen Bevölkerung unbedeutenden Einnahmen so wohl anzuwenden, daß er alle nötigen Ausgaben bestritt, ohne eine Anleihe zu machen.

Minder glücklich ist der Fürst in der Wahl des Baumeisters gewesen, welcher die Bauten in der Stadt leitete. Ich habe in Odessa wenig schöne Gebäude gesehen, außer der griechischen Nicolaus-Kirche und dem Schauspielhaus. Dieses letztere, mit einem Säulengang dorischer Ordnung gegen die See zugewandt, ist im Stil der klassischen Tempel des griechischen Altertums erbaut.

Die Reede von Odessa ist anderthalb Meilen lang und von der Ost-, West- und Nord-Seite vor allen Winden geschützt; auf der Südost-Seite hat man zwei Hafendämme angelegt, an denen sich die drohenden Wogen der Herbststürme zerschlagen. Auf diese Art liegen hier Schiffe, bei einem sehr guten Ankergrunde, in allen Jahreszeiten ganz sicher. Der erste Hafendamm auf der Süd-Seite bildet den sogenannten Hafen der Quarantäne, und hier legen alle aus der

Levante kommenden Schiffer an. Nach zweiundvierzig Tagen steht es ihnen frei, nach dem zweiten Hafendamm, welcher den Kriegshafen bildet, zu gehen und dort eine neue Ladung einzunehmen.

Die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln aller wohl eingerichteten Quarantäne-Anstalten der europäischen Häfen werden in Odessa mit doppelter Strenge gehandhabt. So lebhaft ist die Rückerinnerung an die letzte Pest, welche in den Jahren 1812 und 1813 in der Stadt allein zweitausendsechshundertundzweiunddreißig Menschen weggraffte. Ein türkischer Shawl, den ein russischer Offizier für eine Schauspielerin aus Konstantinopel mitgebracht und dem Quarantäne-Offizianten zu verheimlichen gewußt hatte, war das unselige Vehikel dieses Übels. Die unglückliche Schauspielerin wurde ein erstes Opfer desselben. Doch erkannten die Ärzte ihr Übel nicht und erklärten es für ein heftiges Faulfieber. Die Täuschung war von kurzer Dauer und die Pest unverkennbar, als mehrere Menschen kurz nacheinander, mit allen Kennzeichen derselben, eines schnellen Todes starben. Man schloß sogleich die Tore von Odessa und alle Versammlungsorter, als die Kirchen, die Gilde, das Schauspielhaus usw. Die hiesigen Einwohner schreiben es einstimmig der väterlichen und rastlosen Sorgfalt des Herzogs von Richelieu zu, daß nach einigen Monaten das Übel in der Stadt selbst behoben wurde. In der umliegenden Landschaft dauerte es weit länger. Traurig ist es, daß man bis jetzt noch kein entschiedenes Mittel gegen dieses fürchterliche Übel gefunden hat; doch haben Chinarinde, in einer sehr starken Dosis mit gutem Wein gekocht, und Kampfer mit Salpeter bei vielen hiesigen Pestkranken gute Wirkung getan.

Die Pest wütete im Jahre 1812 auch auf der taurischen Halbinsel, wo noch jetzt viele Tartaren-Familien wohnen. Diese eifrigen Muslime glaubten dem Koran zuwider zu handeln, wenn sie Maßregeln gegen diese Krankheit gebrauchten. Der Herzog von Richelieu wußte ihren Mufti zu gewinnen, und dieser fand bald im Koran eine Stelle, welche er den Tartaren dem Wunsche des Herzogs gemäß erklärte. Diese befolgten nun mit einem ganz beruhigten Gewissen die ihnen vorgeschriebenen Maßregeln auf das genaueste.

Die Ausfuhr des Kornes aus der Ukraine und aus Podolien bildet den Hauptzweig des Handels von Odessa, welcher seit der Verwaltung des Herzogs von Richelieu immer bedeutender wird. Die Menge des ausgeführten Getreides bleibt sich nicht alle Jahre gleich und hängt, wie leicht zu ermessen, von den mehr oder weniger gesegneten Ernten in der Gegend von Konstantinopel, im südlichen Frankreich, Spanien, Italien und Malta ab. Im Jahre 1811 wurden hier sechs- bis siebenhundert Schiffe mit Korn beladen. Die jährliche Ausfuhr kann man im Durchschnitt auf vierhundertfünfzig Schiffsladungen annehmen und jede derselben zu sechstausend Berliner Scheffel rechnen. Also werden jährlich aus Odessa gegen zwei Millionen und siebenhunderttausend Berliner Scheffel ausgeführt.

Außer den verschiedenen Getreidearten pflegen die hiesigen Kaufleute noch Tauwerk, rohe Häute, Talg, etwas Leinöl, Tabak, Wolle und Butter ins Ausland zu verschicken. Die Einfuhr ist ebenso bedeutend. Zu dieser liefert England vorzüglich Kolonialwaren, Frankreich Weine verschiedener Art, meistens Bordeaux, St. Peray, l'Hermitage und Cote rotie, auch Baumöl, Tücher und Porzellan. Italienische Schiffe bringen sizilianische Weine, Baumöl, Käse aus Parma, Schwefel und Marmorsteine. Spanische Kaufleute versenden nach Odessa Weine von Mallaga, Alicante, Xerez, Pacarete, Tinto und Benicarlos, auch Cochenille, Indigo, Chinarinde, Blei, Teppiche und Tücher größerer Art. Die Portugiesen bringen Oporto- und Madeira-Weine, Baumwolle, Seidenstoffe, Gewürze, feine Shawls, Baumöl, Rauchtobak und Seife.

Der hiesige Generalgouverneur ist seit einigen Jahren beschäftigt, diese Stadt auf eine ganz eigene Art zu befestigen. Rund um dieselbe werden massive, stark gewölbte Kasernen erbaut, deren Fenster wie Schießscharten gestaltet sind. Im Falle der Annäherung eines feindlichen Heeres sollen diese Kasernen, mit Kanonen besetzt, bedeckte Batterien bilden, welche sich gegenseitig bestreichen. Gegen einen mit grobem Geschütze schlecht versehenen Feind scheint mir diese Befestigungsart, wenn die Kasernen mit einem breiten Graben und Palisaden umgeben werden, recht zweckmäßig; doch sind diese Gebäude zu feucht, um dauerhaft zu sein.

Auf einem Hügel an der See steht eine von der Kaiserin Katharina angelegte geräumige Schanze mit fünf Basteien. Der Herzog von Richelieu hat vor einigen Jahren die Quarantäne in dieselbe verlegt.

Am sechsten August begab ich mich auf ein mit Korn beladenes nach Konstantinopel bestimmtes Kauffahrtei-Schiff. Einige Stunden darauf lichtete man die Anker, und gegen Abend hatten wir Odessa aus den Augen verloren. Der Wind war uns so günstig, daß wir in achtundvierzig Stunden mehr als dreihundert Seemeilen zurücklegten.

Am neunten August, gleich nach Mitternacht, erblickte unser Steuermann die an beiden Ufern des Bosphorus brennenden Leuchttürme. Mit Sonnenaufgang langten wir bei Fanaraki, einer an der europäischen Küste erbauten Festung, an. Der Kanal ist hier 1900 Klafter breit. Bald kamen wir an den übrigen zu seiner Verteidigung angelegten Schlössern vorbei. Pfeilschnell segelte unser Schiff dahin, und reizende Ansichten mit immer neuen Abwechslungen gewährten uns einen höchst anziehenden Genuß.

Auf einem Felsen bemerkte ich ein großes von den Genuesern erbautes Schloß, welche, wie man behauptet, die Schwäche der griechischen Kaiser benutzend den Bosphorus mit einer eisernen Kette sperrten und im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert von den ein- und auslaufenden Schiffen eine drückende Abgabe eigenmächtig erhoben. Auf der europäischen Küste, dem altertümlichen Schloß gegenüber, liegt das anmutige Städtchen Büyükdere. Die Häuser mehrerer vermöglicher Kaufleute und verschiedener europäischer Gesandter, die

hier im Sommer zu wohnen pflegen, ziehen sich in einer wohlgeordneten Reihe längs dem Gestade hin. Mit Staunen sah ich den ganzen Kanal von Schiffen belebt, welche aus Norden und Süden kommend den Tribut zweier Weltteile der Kaiser-Stadt darzubringen schienen. Ein auf dem Schiffe befindlicher Grieche erklärte uns die Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zogen.

“Hier”, sagte er, “bei Büyükdere sehen Sie eine Baumgruppe von ungeheuren Platanen, die sämtlich aus einem Stamm gewachsen sind. Über derselben ragt eine prächtige Wasserleitung hervor, welche osmanische Kaiser erbaut haben, um die Hauptstadt mit Trinkwasser zu versorgen. Hier auf der asiatischen Küste zieht sich eine starke halbe Meile hin das schöne von Zypressen und Platanen beschattete Tal Hünkâr İskelesi. Sultan Selim, für Naturschönheit empfänglich, hat vor kurzem einen Sommerpalast in demselben erbauen lassen. Weiterhin liegt in Beykoz ein großer auf zehn Marmorsäulen sich wölbender Springbrunnen. Noch weiter, in Sultaniye, können Sie ein anmutiges Spiel der Natur bewundern. Ein Feigenbaum ist aus dem ausgehöhlten Stamm einer alten Zypresse emporgewachsen und belaubt nun dieselbe mit frischen Blättern und saftigen Früchten. Die festen Schlösser auf der europäischen und auf der asiatischen Küste haben im vierzehnten Jahrhundert Murat II. und Mehmet II. erbaut.”

Südlich des Rumeli Hisarı, dem europäischen Schloß, liegt das Städtchen Arnavutköy, wo unser Schiff vor Anker ging. Der Schiffskapitän segelte sogleich ans Land, um einen seiner Bekannten zu besuchen. Niemand fragte nach unserem Paß. Niemand forschte, wer wir wären. Niemand wollte den Zweck unserer Reise wissen. Gleich bei meinem Eintritt in dieses Land erkannte ich durch eigene Erfahrung, daß auch hier Gegensätze sehr nahe aneinanderliegen, und daß man unter dem Zepter eines Despoten oft einer in mehrerer Hinsicht sehr wünschenswerten Freiheit sich zu erfreuen hat.

Des Abends, da unser Kapitän nicht zurückgekommen war, segelte ich allein nach Konstantinopel in einem Kaik. Es ist dies eine Art langer, schmaler Nachen, die so leicht sind, daß wenn etwa drei Menschen rudern oder bei gutem Wetter sich ein kleines Segel ausspannen läßt, man pfeilschnell durch die Wogen gleitet. Kaum hat das Auge einen Gegenstand gefaßt, so ist er auch schon verschwunden, indem ein anderer und gleich darauf wieder ein anderer an dessen Stelle tritt.

Bald erblickte ich das Vorgebirge des Serails. Bei jedem Ruderschlag erweiterte sich die reizende Aussicht. Schon sehe ich das Lustschloß des Sultans in Beşiktaş und über demselben die Kasernen der reitenden Artillerie; schon kommt mir die Stadt Üsküdar in Asien und das ganze Serail des Großherrn zu Gesicht, und nun schweift mein entzücktes Auge über die ganze ungeheure Stadt und die mit sechzigtausend Menschen bevölkerten Vorstädte Galata und Pera. Ich war nach Konstantinopel in der Meinung gekommen, daß frühere

Reisebeschreibungen die Vorzüge der Lage dieser Stadt zu sehr gepriesen hätten: lebhaft empfand ich nun, daß sie dieses Bild nur sehr unvollständig dargestellt haben, oder vielmehr, daß es mit Worten nicht darzustellen ist. Und nicht nur in dem Auge des Künstlers steht diese Stadt als einzig, als unvergleichlich da, auch dem Staatsmanne bietet sie Aussichten dar, wie sie keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat.

Nirgends ist die Verpflegung einer zahlreichen Volksmenge besser gesichert. Nord- und Ostwinde führen nach Konstantinopel kornbeladene Schiffe aus der fruchtbaren Moldau, aus der Walachei, aus Bulgarien und aus den Statthalter-schaften Sinope und Trapezunt. Süd- und Westwinde begünstigen die aus Griechenland, Morea und dem Archipelagus segelnden Flotten; und sollten auch alle Winde eine Zeitlang der Schifffahrt ihren belebenden Hauch versagen: so ist die starke Strömung aus Norden in den Pontus und Bosporus fast allein hinreichend, die leichten Fahrzeuge des Schwarzen Meeres nach Konstantinopel zu führen. Und so ist dieser glückliche Hafen mit vollem Recht das Goldene Horn genannt, jetzt unter der unmittelbaren Aufsicht des mächtigen Herrschers, die Mauern seines Palastes bespülend, ganz zum Mittelpunkt eines unermeßlichen Handels geeignet.

Ebenso vorteilhaft ist die Lage der Stadt in strategischer Hinsicht. Das unwirtbare, von allen fahrbaren Straßen entblößte Balkan-Gebirge bildet eine Vormauer derselben, welche zu übersteigen die Russen, mehrerer erfochtener Siege ungeachtet, in den Jahren 1770, 1791 und 1810 vergebens sich bemüht haben. Durch die Festen am Bosporus und die Dardanellen gesichert, ist Konstantinopel von der Seeseite, von Norden und Süden her, als unzugänglich zu betrachten.

Nicht weniger begünstigte Poseidon den Pflanzort des Byzas. Außer dem so geräumigen, so sicheren Hafen, in welchem Tausende von Schiffen zu allen Jahreszeiten sicher liegen können, dürfte man wohl die nahe an den Mauern sich entfaltende über zwanzig Meilen lange Propontis oder das Marmara-Meer eine Reede der jetzigen Kaiser-Stadt und ganz derselben würdig nennen.

Sollte endlich die Herrschsucht eines genialen Eroberers die schicklichste Stelle suchen, um auf derselben den Sitz einer Universal-Monarchie zu gründen, so würde auch hier Konstantinopel den Vorzug behaupten. Das gegen Asien hingekehrte Vorgebirge des Serails scheint ein zum Sitz des Beherrschers beider Weltteile bestimmter Ort zu sein. Spät gegen Abend landete ich bei Pera an. Hier erblickte ich die Schatten der Mauern und Türme des Serails sich weit über das Meer gegen Asien hinziehen, und es war mir, als sähe ich den Schatten des furchtbaren Mehmet oder des siegreichen Süleyman das Zepter über diesen Erdteil ausstrecken.

Zweites Kapitel

Es ist bekannt, daß Konstantin der Große die Hauptstadt des Römischen Reichs im Osten, die noch jetzt seinen Namen führt, auf den Grundmauern des alten Byzantiums erbaut hat, Byzanz aber von Byzas dem Megarier gegen das Jahr 648 vor Christi Geburt angelegt worden ist. Es ist für den Altertumsforscher keine leichte Aufgabe zu bestimmen, wer die ersten Bewohner der Urstadt gewesen sind. Vellejus Paterculus nennt die Milesier, Justinus die Spartaner, Ammianus Marcellinus die Athener, Konstantinus Porphyrogenetos die Megarier, Spartaner und Bötier; noch andere wollen sie ausschließlich von den Megariern erbaut wissen.

Im Jahre 508 vor Christi Geburt beherrschte diese Stadt ein den persischen Königen zinsbarer Tyrann. Nach der Schlacht bei Platäa wurde sie von dem spartanischen Feldherrn Pausanias erobert. Im Jahre 409 vor unserer Zeitrechnung machte Alcibiades diesen so wichtigen und so glücklich gelegenen Pflanzort den Athenern zinsbar.

Im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt wurden die Byzantiner von den Mazedonien und Griechenland verheerenden Galliern gezwungen, denselben einen jährlichen Tribut zu erlegen. Die Unmöglichkeit, die dazu erforderlichen Summen anders aufzubringen, zwang die Byzantiner, einen Zoll auf alle durch den Bosphorus segelnden Schiffe zu legen. Die Rhodier, von dem bithynischen König Prusias unterstützt, kündigten deshalb den Byzantinern eine Fehde an und zwangen sie, diese einem handelnden Volk gehässige Auflage aufzuheben.

Später erlag die Stadt Byzanz mit dem sämtlichen Thrakien dem Waffenglück der Römer. Nach dem Tode des Kaisers Pertinax ergriffen die Byzantiner die Partei des Pescennius Niger, der sich um den römischen Thron bewarb, und verfochten dieselbe mit unerschütterlicher Treue. Septimus Severus, der in dem blutigen Kampf der vier um die Herrschaft der Römerwelt ringenden Nebenbuhler die Oberhand behielt, belagerte den für Pescennius wichtigen Platz und eroberte ihn nach einem langen und heftigen Widerstand. Nicht groß genug, um den Heldenmut auch an Feinden zu würdigen, ließ der Kaiser die besiegten Byzantiner seinen Zorn empfinden und ihre Stadtmauern samt allen öffentlichen Gebäuden schleifen. Endlich erhob Konstantin der Große den Ort aus seinen

Trümmern empor und legte hier den Grundstein zu der zweiten Hauptstadt der Römerwelt.

Konstantinopel, von den Türken Istanbul genannt, gehört bekanntlich zu Europas bedeutendsten Städten. Ihr gegen dreieinhalb Meilen weiter Umfang bildet ein Dreieck, dessen eine Seite sich von dem Vorgebirge des Serails bis zur Eyüp-Moschee längs dem Hafen in einer Weite von zweitausendsechshundert Klaftern hinzieht. Die andere Seite von der Eyüp-Moschee bis an das Schloß der Siebentürme (Yedikule) ist mit einer dreitausendzweihundert Klafter langen Mauer umgeben. Endlich ist die dritte Seite von dem Schloß der Siebentürme bis zum Vorgebirge des Serails noch um fünfzig Klafter länger als die zweite. Die ganze Stadt zählt sechzigtausend Häuser und gegen sechshundertsechzigtausend Einwohner mit Inbegriff der Vorstädte; doch ist die Stadt Üsküdar in Asien, welche vierzigtausend Einwohner zählt und auch zu den Vorstädten von Konstantinopel gehört, nicht mit darunter gerechnet.

Die Pest, welche in den Jahren 1812 und 1813 in Konstantinopel gewütet hatte, war noch nicht gänzlich gedämpft, als ich in dieser Hauptstadt eintraf. Es fiel mir schwer, in den ersten Tagen meines Hierseins mich einer unangenehmen Empfindung zu erwehren bei dem Gedanken, daß jede Berührung für mich verderblich sein konnte, und zwar, da solche in einer so großen volkreichen Stadt und bei so engen Gassen doch nicht zu verhüten war. Aber bald bedachte ich, daß diese ängstliche Furcht mir allen Genuß rauben müßte, den ich mir bei meinem Hierbleiben versprechen konnte; ich suchte die Gefahr zu vergessen und mir die Gleichgültigkeit der Osmanen in dieser Hinsicht eigen zu machen. Bald gelang es mir wirklich, gelassen, wie diese, durch die Straßen zu wandeln, das Schicksal ruhig erwartend, welches die Vorsehung mir zugedacht habe.

Die Art, wie diese Stadt gebaut ist, entspricht keineswegs dem erhabenen Eindruck, den ihr Anblick von der Seeseite her auf die Reisenden macht. Die Straßen von Konstantinopel sind eng, winklig und äußerst schlecht gepflastert. Ich habe die Straße (yol) Bahçe Kapısı sorgfältig gemessen und sie an einer Stelle nicht über neun Fuß vier Zoll breit befunden. Die Stadt wird dadurch noch mehr verdunkelt, daß die Türken die oberen Stockwerke ihrer Häuser immer über die unteren hinweg zu bauen pflegen, so daß oben oft nicht drei Fuß Raum zwischen denselben bleibt. Diese schmalen Gassen können unmöglich überall mit Wagen befahren werden, auch bedienen sich die Türken ihrer nur selten. Die reichsten und bedeutendsten Männer im Staat, die oberen Beamten des Serails, ja der Großherr selber, pflegen durch die Stadt zu reiten. Nur Frauen vom Stande bedienen sich in den breiteren Straßen schwerer vergoldeter Wagen, welche mich an die Staatskarossen unserer Voreltern erinnerten. Diese Wagen in Konstantinopel werden mit Pferden oder Büffeln bespannt. Ich habe hier nur eine einzige schöne Gasse, Edirne yolu genannt, bemerkt, welche sehr lang, ziemlich breit und mit artigen hölzernen Häusern bebaut ist.



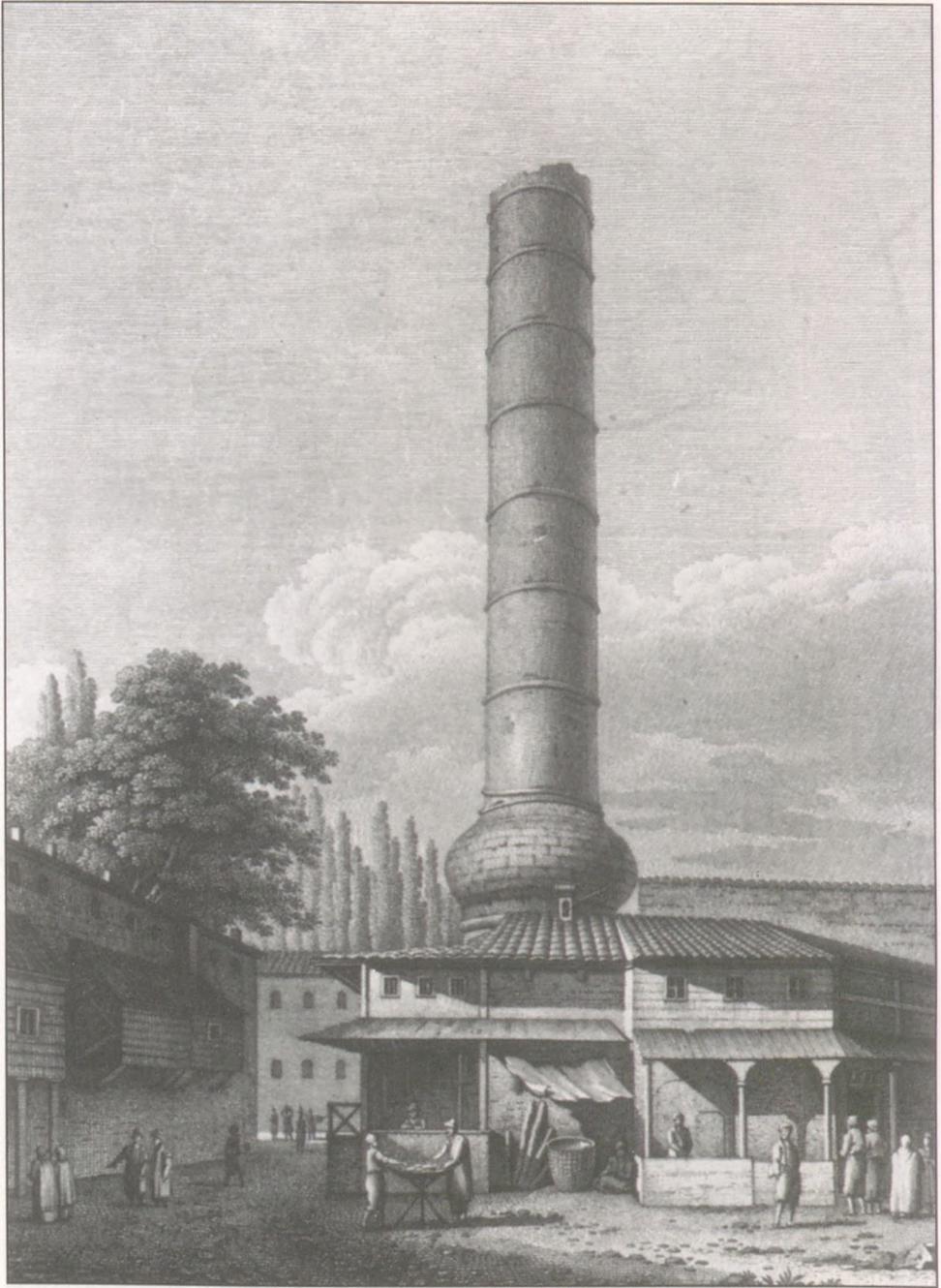
Blick auf den Saray (Topkapı Sarayı)
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Hirt in Wien



Blick auf das Hippodrom (Atmeydanı)
Skizziert von L. Fuhrmann, gezeichnet von Duvivier in Wien, gestochen von Wolf in Berlin



Der Basar (Mısır Carşısı)
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Wolf in Berlin



Porphyrsäule
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Hammer in Dresden

Um so angenehmer sind die breiten schönen Plätze neben den bedeutenderen Moscheen und vor allen der in der Geschichte der griechischen Kaiser so bekannte Hippodrom, von den Türken *Atmeydanı* genannt. Dieser fünfhundert Schritt lange und hundertzwanzig Schritt breite Platz diente ehemals den schau spiellustigen Bewohnern der griechischen Kaiserstadt zur Rennbahn, auf welcher die berüchtigten Parteien der weißen, blauen, roten und grünen Wagenlenker um die Wette fuhren. Seine jetzige Benutzung entspricht einigermaßen noch seiner ursprünglichen Bestimmung: die Türken pflegen nämlich auf demselben ihre Pferde zuzureiten.

Auf der Westseite des *Atmeydanı* steht die Moschee des Sultans Ahmet, auch *Altı Minareli*, das heißt die Sechstürmige, genannt. Unverkennbar ist die Absicht der türkischen Baumeister bei der Anlage der bedeutenderen Moscheen in Konstantinopel, die Grundidee nachzuahmen, nach welcher Anthemius die Sophien-Kirche erbaut hat. Sehr geschickt wußten indessen Sultan Ahmets Baumeister einen Hauptfehler zu vermeiden, welcher in meinen Augen die Sophien-Kirche verunziert. Die Hauptkuppel dieses kolossalen Gebäudes ist ungemein flach; sie mag also wohl für ein Meisterstück in der Ausführung gelten, doch schön ist sie darum nicht. Die Hauptkuppel der *Altı Minareli* auf dem Hippodrom ist weit höher und entspricht viel besser den Verhältnissen des Ganzen. Die leichten Minares oder Türme dieser Moschee und die kleineren Seitenkuppeln, welche sich stufenartig übereinander wölben, dürften jeden Bauverständigen befriedigen, der bei der Beurteilung dieses Tempels die Grundsätze der griechischen oder römischen Baukunst auf einen Augenblick außer Acht lassen will. Harmonie und Größe machen die Schönheit der Baukunst aus, und beide sind, glaube ich, in diesem edlen Gebäude unverkennbar.

Die Moschee des Sultans Ahmet ist von herrlichen Platanen beschattet, welche die Türken neben ihren Prachtgebäuden vorzugsweise anzupflanzen pflegen. Ein Palladio dürfte diese Sitte mißbilligen, indem dadurch einzelne Teile für den Beschauer verlorengehen, doch ist dieses bei den Türken weniger zu berücksichtigen, weil ihre Baukunst nicht so reich an äußeren Verzierungen ist. Überdem gewährt das herrliche frische Grün der Platanen, durch welches die großen Baumassen hervorschauen, eine so malerische Wirkung, daß dabei jede Kritik verstummen dürfte. Der Ahmet-Moschee gegenüber bemerkte ich die Trümmer eines unlängst abgebrannten kaiserlichen Palastes, das alte *Serail* genannt, welchen der Woiwode von Lenczyc, *Leszczyński*, im Jahre 1701 von August II., dem König von Polen, als Großbotschafter nach Konstantinopel gesandt, eine Zeitlang bewohnte. Die Türken gedenken noch seines prachtvollen Einzuges und des aus neunhundert Menschen bestehenden Gefolges.

Unweit des Hippodroms liegt das Ägyptische Warenhaus, *Mısır çarşısı* genannt. Dieses zwei Stock hohe Gebäude besteht aus zwei Flügeln, deren jeder vierhundertundachtzig Fuß lang und gegen vierzig Fuß hoch ist. Inwendig sind zu beiden Seiten Nischen angebracht, in welchen Kaufleute alle aus Ägypten

kommenden Handelsprodukte feilbieten. Der Mittelgang ist fast immer gedrängt voll von Käufern, welche hier auch bei dem unfreundlichsten Wetter ihren Handelsgeschäften bequem nachgehen können.

Es gibt in Konstantinopel noch mehrere ähnliche für den Handel bestimmte Plätze, unter denen die sogenannten Bedesten die ansehnlichsten sind. Es ist solches eine Stadt im kleinen zu nennen, welche aus vielen gewölbten, sich in allen Richtungen kreuzenden Gassen oder vielmehr gemauerten Gängen besteht. Ich habe solcher gewölbter Gänge fünfundvierzig gezählt, ohne sie bei weitem alle gesehen zu haben. Kaufleute jeder Art nehmen hier besondere Reihen ein, und so findet man ganze Gassen der Schwertfeger, Goldarbeiter, Tuchhändler, Leinweber, Lederfabrikanten usw. Der Anblick so mannigfaltiger hier an einem Ort zusammengedrängter Gegenstände ist für den Reisenden um so interessanter, als die türkischen Fabrikate sich in mehrerer Hinsicht durch ihre Vollkommenheit auszeichnen; und da überdem der Geschmack dieses Volkes in vieler Hinsicht von dem unsrigen ganz verschieden ist, so bietet jeder Gegenstand, auf den man hinblickt, ein eigenes Interesse dar. Die Mannigfaltigkeit der Waren aller Art ist so groß in den Bedesten, daß man eine vollständige Abhandlung über den Handel und den Fabrikenzustand von Konstantinopel liefern könnte, ohne aus denselben zu treten.

Das gewöhnliche Längenmaß in Konstantinopel ist das sogenannte Pik, welches gegen dreißig Zoll Rheinländisch beträgt. Das Gewicht ist das Okka und das Kile. Ein Okka beträgt etwa dreieinhalb Pfund und macht ein zweiundzwanzigstes Teil eines Kile aus. Die Maße und Gewichte sind im Osmanischen Reich wie noch vor kurzem in den meisten europäischen Staaten keineswegs gleich. Jede beträchtliche Handelsstadt als Aleppo, Damaskus, Kairo usw. hat ihr eigenes Maß und Gewicht. Doch ist solche Verschiedenheit in diesem Land leichter zu berechnen als im westlichen Europa, indem die Drachme (türkisch: dirhem) überall sich gleich bleibt. Um also die Verschiedenheit eines Okka in Kairo und Aleppo auszumitteln, hat der Kaufmann bloß nachzuforschen, wieviel Drachmen die eine und die andere enthält.

Die Gelassenheit, womit die Türken in Konstantinopel ihre Handelsgeschäfte abmachen, und ihr Biedersinn haben mich ungemein angezogen. Ich besuchte fast alle Tage die Bedesten, und nie habe ich in denselben die Heftigkeit bemerkt, womit bei uns Käufer und Verkäufer sich gegenseitig zu bevorteilen suchen. In Konstantinopel gibt der Verkäufer einen Preis an, der Käufer pflegt denselben herunterzusetzen: beim dritten Wort sind sie selbst in den bedeutendsten Geschäften handelseinig oder geschieden.

Die Gewinnsucht hält den Muslim nicht ab, die täglichen fünf Gebete (türkisch: namaz) genau zu beobachten. Sobald der Muezzin, d.h. der Ausrufer, die zum Gebet bestimmte Stunde ankündigt, eilen alle seinen Ruf hörenden Gläubigen nach der Moschee. Kaufleute lassen meistens ihre Gewölbe offen und ziehen nur einen Faden vor dieselben, um damit anzudeuten, daß sie bald zurück-

kommen werden. Dieses ehrenvolle Zutrauen wird nach Verdienst gewürdigt; selten hört man, daß jemand bestohlen worden wäre; und geschieht auch dieses, so ist der Missetäter meistens ein Jude, ein Armenier oder ein Grieche.

Die Altertümer von Konstantinopel haben meiner Erwartung keineswegs entsprochen. Die Gleichgültigkeit der Türken gegen Künste und Altertümer war mir hinlänglich bekannt, gleichwohl hoffte ich, in der an Kunstschätzen sonst so reichen Stadt noch viel mehr Überbleibsel ihres vorigen Glanzes und Reichtums zu finden.

Eine auf dem Atmeydanı befindliche ägyptische Spitzsäule (Dikilitaş), von rötlichem Granit, behauptet mit vollem Recht die erste Stelle unter den Altertümern von Konstantinopel. Diese Spitzsäule ist viereckig, einundsechzig Fuß hoch und hat auf allen vier Seiten hieroglyphische Inschriften. Sie ruht auf vier ehernen Würfeln, und diese stehen auf einem viereckigen zwölf Fuß hohen Marmorsockel. Dieser Obelisk bietet allerdings einen schönen Anblick dar, dennoch glaube ich, daß er nicht hoch genug ist im Verhältnis zu seinem Durchmesser; und es ist mir wahrscheinlich, daß der obere Teil desselben durch irgendeinen Zufall abgebrochen worden. Das schiefwinklig zugespitzte Ende desselben scheint mir fast ein hinlänglicher Beweis dieser Mutmaßung zu sein. Solch einen Verstoß gegen die Anfangsgründe der Baukunst würden die in diesem Teil des menschlichen Wissens klassischen Ägypter kaum begangen haben. Kaiser Theodosius ließ im vierten Jahrhundert diese Säule in der Rennbahn aufstellen, welches folgende auf dem Sockel über der Erde eingegrabene Inschrift bezeugt:

Difficilis quondam dominis parere superbis
Jussus, et extinctis Palmam portare Tyrannis;
Omnia Theodosio cedunt sobolique perenni;
Terdenis sic victus ego domitusque diebus,
Judice sub Proclo superas elatus as auras.

“Einst war mir befohlen, stolzen Herren zu gehorchen und verstorbenen Tyrannen Ruhm zu bringen; doch jetzt muß alles vor Theodosius und seinem erhabenen Sprößling weichen. Drum ward auch ich binnen dreißig Tagen bezwungen und überwältigt und unter dem Richter Proclus in die Lüfte emporgerichtet.”

Dieselbe Inschrift ist auf der anderen Seite in griechischer Sprache zu lesen. Das marmorne Fußgestell der Spitzsäule ist auf allen vier Seiten mit erhabenen Bildwerken geschmückt, welche zwar zum Teil von den Türken abgestoßen, doch noch deutlich genug zu erkennen sind, um als Beweis des im vierten Jahrhundert immer mehr schwindenden Kunstsinns aufgeführt zu werden. Die eine Seite stellt den Kaiser vor, wie er auf der Rennbahn den öffentlichen Spielen zusieht. Die andere Seite zeigt ihn auf seinem Thron, von seinen zwei Söhnen und einem zahlreichen Hofstaat umgeben. Auf der dritten empfängt er die Huld-

gung der besiegten Völker. Endlich auf der vierten sitzt er auf seinem Thron und hält einen Kranz in der Hand.

Den Hippodrom bezeichnet noch eine zweite von Marmor-Quadern aufgeführte Spitzsäule (Örme Sütun), welche einundneunzig Fuß hoch und acht Fuß stark ist. Ich bewunderte um so mehr die Haltbarkeit derselben, da sie bei der verhältnismäßig so geringen Basis oben auf allen vier Seiten merklich beschädigt ist. Der Kaiser Konstantin Porphyrogenetos hatte sie mit vergoldeten Blechen überziehen lassen, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Beide Spitzsäulen, nebst einigen anderen, die seit mehreren Jahrhunderten zerstört sind, standen auf der Rennbahn, in welcher die Roten, Blauen, Weißen und Grünen um die Wette fuhren. Bekanntlich waren dies in den bedeutenderen Städten vier Abteilungen Wagenlenker, welche von der Farbe ihrer Gewänder solche Namen führten. Die Geschichte des morgenländischen Reichs liefert mehrere Beispiele des unglaublich warmen Anteils, welchen das schauspiellustige Volk, ja die Kaiser selbst, an der einen oder anderen Partei dieser Wagenlenker nahmen. Den größten Anhang hatten die Blauen und die Grünen; und ihre öfteren Zwistigkeiten gaben mehrmals zu den gefährlichsten Unruhen und Meutereien Anlaß.

Zwischen beiden Spitzsäulen steht auf dem Hippodrom ein runder zehn Fuß hoher, dreizehn Zoll starker eherner Pfahl (Yılanlı Sütun), wie eine Schraube gestaltet. Ehemals soll dieses sonderbare Denkmal noch höher und oben mit drei Schlangenköpfen versehen gewesen sein. Als Mehmet II. am neunundzwanzigsten Mai 1453 Konstantinopel erobert hatte und an der Spitze seines Heeres seinen Einzug in diese Stadt hielt, stutzte er bei dem Anblick dieser Säule und glaubte in derselben ein die Stadt beschützendes Götzenbild zu sehen. Um also der gesunkenen Monarchie auch diese letzte vermeintliche Stütze zu rauben, vielleicht auch, um die Besiegten seine außerordentliche Stärke sehen zu lassen, schlug er mit seiner Streitaxt einen dieser Schlangenköpfe herunter. Die beiden anderen Köpfe sind im achtzehnten Jahrhundert in einer Nacht vielleicht von irgendeinem unbesonnenen europäischen Archäologen abgebrochen worden.

Der Geschichtsschreiber Gibbon ist der Meinung, daß diese Schlangensäule früher in Delphi zur Stütze des Dreifußes des daselbst verehrten Apollo gedient hat.

Ebenso wichtig für den Altertumsforscher dürfte ein zehn Fuß langer, sechs Fuß breiter und acht Fuß starker Porphyrblock sein, den man für das Grabmal des großen Konstantin ausgibt. Die Bewohner dieser Stadt gehen gedankenlos an diesem im Vorhof der Osman-Moschee halb verschütteten Denkmal vorüber, welches die Asche des Erbauers ihrer Stadt enthielt und vormals als eine kostbare Reliquie verehrt gewesen sein mag.

Der Deckel des Sarkophags ist nicht mehr vorhanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben ihn die Türken zu irgendeinem neuen Bau angewandt. Auf die-

sem Deckel soll eine griechische Inschrift eingegraben gewesen sein, deren Bedeutung aber die Gelehrten jener Zeit vergebens zu ergründen suchten. Im fünfzehnten Jahrhundert, unter der Regierung des vorletzten griechischen Kaisers Johannes Paläologus, erklärte ein gewisser Gennadius, welcher später zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt wurde, daß er den Sinn der Inschrift gefunden habe, und daß diese, bloß aus Anfangsbuchstaben bestehend, eine Weissagung enthalte, der zufolge Konstantinopel nächstens von den Türken erobert werden solle. Hier ist diese von Banduri bemerkte Inschrift, nebst deren Erklärung von Gennadius:

“Zur Zeit der ersten Indiktion soll das Reich des Ismael, der sich Muhammad nennen wird, den Stamm der Paläologen vertilgen. Er wird die auf sieben Hügeln erbaute Stadt erobern und in derselben viele Völker beherrschen. Er wird die Inseln bis an das Schwarze Meer verheeren und die Ufer der Donau entvölkern. In der achten Indiktion wird er den Peloponnes erobern; in der neunten wird er im Norden Krieg führen; in der zehnten wird er die Dalmatier überwältigen und in einer anderen Zeit abermals mit ihnen Krieg führen und sie zum Teil bezwingen. Alsdann werden die westlich wohnenden Völker sich zu Lande und zur See vereinigen, um mit Ismael zu streiten, und sie werden ihn bezwingen. Seine Nachkommen werden nur kurze Zeit herrschen. Denn ein Volk, welches blonde Haare hat, wird sich mit den ursprünglichen Bewohnern verbinden, den Ismael besiegen und die Stadt der sieben Hügel erobern. Alsdann fängt ein Bürgerkrieg an, der bis um die fünfte Stunde dauern wird, und eine Stimme wird dreimal ausrufen: bleibt, bleibt in Furcht und begeben euch eilig auf die rechte Seite! Dort findet ihr einen edlen, bewunderswürdigen und überaus kräftigen Mann. Dieser wird euer Herr sein; denn er ist mein Freund. Und wenn ihr ihn annehmt, so wird mein Wille erfüllt.”

Es läßt sich mit Recht bezweifeln, ob Gennadius den wirklichen Sinn der Inschrift gefunden und ob man im vierten Jahrhundert, lange vor Mehmeds Geburt, die Siege der Osmanen vorausgesehen habe; unleugbar aber ist es, daß die Bekanntmachung dieser Weissagung zu einem Zeitpunkt, wo die meisten Provinzen des griechischen Kaisertums bereits verloren gegangen waren, und wo dieses Reich, fast auf die Hauptstadt beschränkt, nur durch den heroischen Gemeingeist der Einwohner erhalten werden konnte, daß eine solche Bekanntmachung ein Verbrechen war, welches sich kein Vaterlandsfreund hätte zu Schulden kommen lassen.

Konstantin der Große hatte bekanntlich den Ehrgeiz, der von ihm erbauten Stadt den größtmöglichen Glanz zu geben. Das sicherste Mittel dazu schien ihm zu Recht, dieselbe mit Kunstschatzen zu bereichern, und in dieser Absicht ließ er die gelungensten Gemälde und Bildsäulen der klassischen Künstler des Altertums in den bedeutendsten Städten seines Reichs sammeln und sie nach Konstantinopel bringen. Eine Bildsäule des Apollo, von Phidias' Meisterhand gemeißelt, prangte auf dem Forum auf einer hundert Fuß hohen Säule. Dieser

damals mit den Bildnissen der griechischen Götter und Heroen geschmückte Hauptplatz der Stadt ist von seiner alten Schönheit tief herabgesunken und nur mit elenden hölzernen Hütten bebaut: doch zeugt von seinem ehemaligen Glanz noch die bis jetzt erhaltene Porphyrsäule als das Fußgestell der so eben gedachten Bildsäule des Gottes der Künste. Die Türken pflegen dies altertümliche Denkmal die verbrannte Säule (Çembeli taş) zu nennen, weil sie von öfteren Feuersbrünsten dermaßen beschädigt ist, daß man sie mit eisernen Reifen hat versehen müssen. Die geschmacklose Form der Säule, die unrichtige Einteilung des Sockels und vorzüglich das schwere Schaftgesimse mögen sehr schlecht der Schönheit des jugendlichen Gottes entsprochen haben, welchen Phidias in seinem vollen Glanz dargestellt haben soll. Im elften Jahrhundert, unter der Regierung des Nikephoros Botaneiates, vernichtete ein Donnerschlag das Meisterstück des athenischen Künstlers und beschädigte die Säule. Das Fußgestell derselben ist dergestalt mit aufeinander getürmten elenden Hütten umgeben, daß ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht an dasselbe habe vordringen können. Ich habe also die darauf befindliche Inschrift nicht gesehen, welche Banduri folgendermaßen angibt:

“Du, o Christus, Herr und Beherrscher der Welt,
zu dir flehe ich jetzt, beschütze diese dir dienende Stadt
und dieses Zepter und die Macht Roms
und bewahre sie vor jedem Unfall!”

Ich bezweifle, daß diese Inschrift auf Befehl Konstantins des Großen sei eingegraben worden: dieser Monarch war zwar immer den Christen geneigt, aber bekanntlich ging er zu dieser Religion erst auf dem Sterbebett über, wo er auch die Taufe empfing.

Eine andere Inschrift, oben auf der Säule eingegraben, beweist, daß selbige von dem Kaiser Manuel Komnenos ist ausgebessert worden:

“Dieses göttliche beschädigte Werk ließ der fromme Kaiser
Manuel ausbessern.”

Dicht neben dem Atmeydanı befindet sich ein Wasserbehältnis (Zisterne), von den Türken Binbirdirek, d.h. Tausendundeine Säule, genannt, welche Konstantin der Große erbaut hat. Dieses zweihundert Fuß lange, hundertundsiebzig Fuß breite und vierzig Fuß hohe Gebäude enthält zweihundertsechzehn weiße Marmorsäulen, in vierzehn Reihen geordnet, welche zweihundertzweiundfünfzig Kuppeln tragen, womit das Ganze von oben bedeckt wird. In den ersten Zeiten nach Erbauung Konstantinopels waren die Einwohner genötigt, in Ermangelung des nötigen Trinkwassers Regenwasser von den benachbarten Gebäuden in den dazu eingerichteten Behältnissen zu sammeln, welche späterhin vernachlässigt wurden, nachdem man mit einem ungeheuren Aufwand von allen

Seiten Wasserleitungen erbaut hatte, durch welche ganze Ströme nach der Stadt geleitet worden sind.

Vor einigen Jahren nahm ein türkischer Kaufmann von der Regierung die soeben benannte Zisterne in Pacht und richtete sie zu einer Seidenspinnerei ein, in welcher gegen tausend Arbeiter beschäftigt waren. Der innere Bau dieses so beträchtlichen Wasserbehältnisses ist keineswegs schön. Schwerlich ließe sich eine Entschuldigung finden für die außer allen Verhältnissen dünnen Säulen, für die engen Kuppeln und vorzüglich für die geschmacklosen Vorsprünge an den Säulen, die durch ihre Zwecklosigkeit den Verstand und zugleich das Auge beleidigen. Dieser Fehler ungeachtet tut das Gebäude auf den Beschauer eine große Wirkung durch seinen Umfang und durch die Menge der Säulen, die es enthält.

Unweit der Moschee Şehzade, in der Mitte der Stadt, ist eine zwei Stock hohe Wasserleitung, von Kaiser Valens erbaut und von Sultan Süleyman ausgebessert. Die schönen Verhältnisse dieses Gebäudes und die sorgfältige Ausführung desselben haben mich um so angenehmer überrascht, als die meisten von den griechischen Kaisern aufgeführten Bauten einen sonderbaren und höchst traurigen Charakter der Vernachlässigung in der Ausführung und einer gänzlichen Nichtachtung aller Grundsätze der Baukunst an sich tragen. Die Wasserleitung des Kaisers Valens ist ein sprechender Beweis, daß unter der Regierung dieses Monarchen die Grundsätze eines Vitruvius noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen waren. Oben über dem Wasserkanal ist zwischen den Steinen eine lange Reihe Gebüsch hervorgewachsen. Die zarten Zweige desselben, von einem leisen Wind geschaukelt, verleihen der kolossalen Steinmasse eine eigene Anmut. Diese Wasserleitung würde die Stadt unendlich verschönern, wenn sie frei stände und gesehen werden könnte: sie ist aber dermaßen mit Gebäuden aller Art umgeben, daß man kaum an einigen Stellen an dieselbe treten kann. Die Türken, welche in ihren weitläufigen Provinzen so viel des fruchtbarsten Bodens für den Ackerbau unbenutzt lassen, pflegen ihre schlechtgebauten Häuser so sehr als nur möglich aufeinanderzuhäufen und scheinen hier jede Handbreit Erde sorgsam benutzen zu wollen, hauptsächlich wohl, um Schatten und Kühle gegen die heiße Jahreszeit zu gewinnen wie in anderen Südländern.

Empfindlich für den Archäologen ist der Verlust so vieler Meisterwerke der griechischen Kunst, welche nach und nach zerstört worden sind und deren unerreichbare Vorzüge die Geschichtsschreiber des Altertums so enthusiastisch zu rühmen wissen. Der Verlust so vieler Kunstschatze ist zum Teil den öfteren Staatsumwälzungen zuzuschreiben, derer die Geschichte des morgenländischen Reichs so viel aufzuweisen hat, und den schaudervollen Auftritten eines allverheerenden Bürgerkrieges, welchen jene zur Folge hatten. Die Gleichgültigkeit der Türken für Altertümer ist allerdings auch mit als Ursache manchen in dieser Hinsicht empfindlichen Schadens anzugeben, doch mag der größte Verlust dieser Art durch die Feuersbrünste entstanden sein, womit diese Stadt so oft heim-

gesucht worden ist. Die byzantinischen Geschichtsschreiber schildern in den stärksten Ausdrücken die verheerende Allgewalt des Flammenmeeres, welches an einem Tage bis zwanzigtausend Häuser vernichtete. Solch eine Feuersbrunst mußte notwendig die dauerhaftesten Denkmäler von Stein und Erz zerstören.

Der Reisende, der diese Stadt in ihren einzelnen Teilen kennenzulernen sich bestrebt, kann nicht zu jeder Stunde mit gleich gutem Erfolg seinen Forschungen nachgehen, indem zahlreiche Schwärme Türken aus den niederen Klassen sich sogleich um ihn sammeln und ihn mit ihrer gutmütigen, doch nicht minder lästigen Neugierde quälen. Nach einigen Tagen, die für mich in dieser Hinsicht fast gänzlich verlorengegangen waren, bemerkte ich, daß der dazu am besten geeignete Zeitpunkt ist, wenn der Ausrufer, der Muezzin, die Muslime zum Gebet berufen. Wie mit einem Zauberschlag verändert sich alsdann die Szene. Die Habsucht des einen vorteilhaften Handel abschließenden Kaufmanns, die Neugierde des gaffenden Pöbels, der mutwillige Scherz der spielenden Knaben, die Eilfertigkeit des in Staatsgeschäften abgefertigten Kuriers, ja die Todesangst des zum Richtplatz geführten Verbrechers, alle diese so verschiedenartigen Empfindungen fließen in ein warmes erhebendes Gefühl der Gottesverehrung zusammen. Männer und Weiber, Kinder und Greise beleben ihre Schritte und eilen zur Moschee; oder wenn diese zu weit entfernt ist, um auf den bestimmten Augenblick anlangen zu können, so bleiben sie plötzlich auf der Straße stehen und verrichten mit gen Himmel gewandtem Blick das eifrigste, das wärmste Gebet. Diese Zeit nun benutzte ich, wenn ich irgendeine Inschrift abschreiben oder mein Reisegefährte Herr Fuhrmann eine Zeichnung nach der Natur machen wollte; doch gerne gestehe ich, daß ich mein Auge nur mit Mühe von dem erhebenden Bilde wandte, welches mir die hohe Religiosität eines ganzen Volkes darbot.

Am neunzehnten August besuchte ich den ersten Vorhof des Serails, dessen Zutritt auch dem Fremdling zu jeder Stunde offensteht. Die Gelehrten sind einstimmig der Meinung, daß das Serail des türkischen Kaisers genau die Stelle des alten Byzantions einnimmt. Der Umfang des Serails beträgt fünftausendvierhundert Schritt oder etwas unter einer halben Meile. Auf eben dieser Stelle hatten die griechischen Kaiser einen Palast, Boukoleon genannt. Die Ansicht des Serails von der See her ist außerordentlich reizend. Leichte Moscheentürme (die Minares), vergoldete Kuppeln und hohe Zypressen stellen ein anmutiges Bild zusammen. Wie verschieden ist aber der Eindruck, den der Reisende beim Eintritt in das Tor dieses so freundlich scheinenden Ortes empfängt! Düstere Gesichter der schwarzen und weißen Verschnittenen, hohe Mauern, zahlreiche Wächter, drohende Gitter, ja ich möchte sagen, die zürnenden Schatten der hier Gemordeten umgeben ihn von allen Seiten. Alle Täuschung ist zerronnen. Er sieht sich plötzlich in einen Kerker versetzt und kann sich nur mit Mühe einer unangenehmen beklemmenden Empfindung erwehren.

Das Serail des Sultans ist mit etwa zehntausend Menschen bevölkert, worunter einige hundert Frauen und eben so viele weiße wie schwarze Verschnittene gezählt werden. Die übrigen Bewohner dieses Ortes sind Gärtner, Stallbediente, Köche usw., auch Matrosen, Janitscharen und andere wachthabende Truppenabteilungen.

Mehmet II. ist der Erbauer des ersten Tors des Serails gewesen, welches er Babi Humayun, d. i. das erlauchte Tor, nannte. Dieses prunkhaften Namens ungeachtet ist die Anordnung dieses Gebäudes schwer und geschmacklos. Der erste Vorhof des Serails ist gegen fünfhundert Schritt lang und beschließt in seinem Umfang einen mit herrlichen Platanen beschatteten Springbrunnen, ein Zeughaus oder Rüstkammer und eine Münze, deren Getriebe auf die gewöhnliche europäische Art eingerichtet ist. Das zweite Tor des Serails, welches den ersten Hofraum von dem zweiten scheidet, ist ebenfalls von türkischer Bauart. Ich wünschte eine Zeichnung dieses Platzes zu haben und fragte den wachthabenden Janitscharen, ob es erlaubt wäre, ihn aufzunehmen. Zürnend sah er mich an und erwiderte: "Wehe dem Verwegenen, welcher die diesem Ort schuldige Ehrfurcht außer Acht läßt." Diese Drohung hinderte indes meinen Reisegefährten nicht, die gewünschte Zeichnung nach der Natur zu machen. Er maß die Mauern mit Schritten ab; die Höhe derselben gaben ihm die an denselben stehenden Männer an, und so gelang es ihm, nach einer mehrmaligen Besichtigung dieses Vorhofes eine treue Ansicht desselben anzufertigen.

Das zweite Tor des Serails ist mit vergoldeten altertümlichen Rüstungen und Waffen aller Art verziert. Die zum Tode verurteilten bedeutenderen Staatsbeamten empfangen hier ihre Strafe, und dieser Ort scheint ausschließlich diese blutige Bestimmung zu haben, indem man die in demselben befindliche Wohnung Cellât odası, d. h. die Kammern der Hinrichter, benannt hat. Die türkische Regierung ist seit einiger Zeit weniger streng als sie sonst zu sein pflegte, und die Strafbaren werden viel öfter mit der Verbannung als mit dem Tode bestraft. Doch finden von Zeit zu Zeit ähnliche Blutszenen immer noch statt; und ich will als Beispiel nur einen gewissen Petraki erwähnen, welcher an dieser Stelle vor etwa dreißig Jahren als Opfer der wirklich teuflischen Rachsucht eines seiner Mitbürger fiel. Dieser Petraki war Münzdirektor und bewarb sich um die Stelle eines Hospodars der Walachei, erhielt sie aber nicht, indem ein anderer Grieche mit Namen Maurojeni, den der Großwesir begünstigte, ihm vorgezogen wurde. Nicht zufrieden mit diesem Triumph, wußte der neue Hospodar durch ansehnliche Geschenke den Großwesir dahin zu bringen, daß er den unglücklichen Petraki ins Gefängnis werfen und bald darauf unter dem Vorwand, als hätte er die Münze bevorteilt, zum Tode verurteilen ließ. An dem Tage, an welchem der neue Hospodar seine Bestallung im Serail vom Großherrn empfangen sollte, brachte ein von Maurojeni dazu bestochener vormaliger Freund des Petraki denselben auf den Gedanken, um die Erlaubnis zu bitten, daß er sich zu den Füßen seines glücklichen Gegners werfen dürfte, um durch dessen Vermittlung sein

Leben zu retten. Mit tückischer Freude gab Maurojeni den gebeugten Anverwandten des Petraki seine Einwilligung dazu. Der Gefangene wurde um die bestimmte Stunde vor den neuen Hospodar in das zweite Tor des Serails geführt, doch in demselben Augenblick, als er vor ihm das Knie beugte, schlug ihm ein dazu befehliger Nachrichten mit einem Beil den Kopf herunter. Der Tod des Unglücklichen befriedigte aber noch nicht den Hospodar. Er erklärte feierlich, dieses Haupt des gehaßten Gegners wäre für ihn das angenehmste Geschenk, welches er an diesem festlichen Tage vom Großwesir hätte erhalten können.

Die Todesstrafe ist in der öffentlichen Meinung der Türken nicht im mindesten entehrend; man betrachtet sie bloß als einen gewöhnlichen lebenverkürzenden Zufall. Folgender Vorfall mag als Beweis dieser philosophischen Denkungsart der Muslime dienen. Im Jahre 1813 wurde der griechische Fürst Demetrius Murusi, welcher den letzten Frieden mit Rußland im Jahre 1812 unterzeichnet hatte und einer Bestechung beschuldigt wurde, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Frau von Javat, die Gemahlin des spanischen Botschafters, besuchte die im Hause des Fürsten versammelten Frauen dieser Familie, um ihre Teilnahme an dem erlittenen Verlust zu bezeigen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als eine Anverwandte des Hauses Murusi ihr ganz kalt erwiderte: "Fürst Demetrius hatte einen bedeutenden Anteil an den Staatsgeschäften, konnte er wohl ruhig in seinem Bett wie ein Krämer sterben?"

In einer Ecke des ersten Vorhofes des Serails liegt ein ungeheurer steinerner Mörser, in welchem sonst die Ulema, d. i. Rechtsgelehrte und Theologen, welche das Leben verwirkt hatten, sollen zu Tode gestampft worden sein. Ihr Blut zu vergießen ist, wie man versichert, den osmanischen Kaisern nicht erlaubt. Innerhalb der Gärten des Harems sah ich, von Pera aus, eine Marmorsäule korinthischer Ordnung, welche im vierten Jahrhundert dem Kaiser Theodosios zu Ehren als Denkmal der ihn um Frieden flehenden Gotenstämme errichtet worden ist.

Die Zahl der im Serail befindlichen Frauen soll sich, wie ich schon früher bemerkt habe, auf einige Hundert belaufen. Bei der jedesmaligen Thronbesteigung eines neuen Sultans pflegen die oberen Staatswürdenträger, die Beamten des Serails, die Paschas und andere bedeutendere Männer im Reich demselben schöne Sklavinnen zum Geschenk darzubringen als einen dem neuen Herrscher schuldigen Tribut, doch zum Teil auch in der Absicht, durch Fürbitte derselben vielleicht höhere Ehrenstellen zu erlangen. Noch im Jahre 1660, unter der Regierung Mehmeds IV., war es Sitte, daß diejenige unter den Frauen des kaiserlichen Harems, welche dem Monarchen zuerst einen Sohn gebar, den Titel einer Haseki kadın oder, wie man in Europa zu sagen pflegt, einer Favorit-Sultanin erhielt. Die lange beibehaltene Sitte ist im achtzehnten Jahrhundert abgekommen. Es gibt nunmehr keine Haseki kadın mehr, welche man als Gefährtin des Monarchen und einigermassen als Kaiserin betrachten könnte. An ihrer Stelle

pflegt der Sultan vier oder sechs und höchstens sieben Frauen, denen er den Vorrang vor den anderen zusichern will, zu Kadıns, d.h. zu Damen, zu ernennen. Jede derselben erhält alsdann eine besondere Wohnung, einen Garten, ein Bad und einen Schwarm von Dienstmädchen, die man Odalisken (türkisch: Odalık), d.h. buchstäblich Kammerfrauen, nennt. Die wechselseitigen Besuche der Damen werden immer mit dem größtmöglichen Prunk abgestattet. Freundschaft kann hier schwerlich als Beweggrund angenommen werden, meistens ist es der Wunsch, etwa ein kostbares Geschmeide oder ein reich gesticktes Kleid eine neidische Nebenbuhlerin sehen zu lassen. Der Großherr pflegt in seiner Neigung nicht immer die im Harem eingeführte Ordnung zu beobachten, und nur zu oft gibt er irgendeiner jungen Odaliske ein näheres Recht auf sein Herz als den älteren Damen. Dieser Vorzug ist mit keiner geringen Gefahr für diejenige verbunden, die er beglücken soll. Die Eifersucht der Damen hierin geht so weit, daß die vorgezogene Odaliske, wenn sie schwanger wird, fast immer heimlich vergiftet wird.

Diese Absonderung so vieler Frauen unter dem heißen Himmelsstrich hat im Serail die sapphische Liebe fast allgemein gemacht. Die Eifersucht der Frauen in diesen Verhältnissen soll alles übersteigen, was man sich nur denken kann; um so strenger sind die Gesetze des Harems, welche diese unnatürliche Neigung für ein Hauptverbrechen erklären und mit dem Leben bestrafen. Der Trieb, die streng verbotene Lust dennoch zu genießen, hat im Serail die geheime Zeichensprache vervollkommenet, welche die bekannte englische Botschafterin Milady Montagu in Konstantinopel am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entdeckt und mit dem Namen der Blumensprache bezeichnet hat.

Wenn der Großherr sich in seinem Harem eine Gefährtin wählt, so wirft er der Erkoronen nicht sein Schnupftuch zu, wie man ehemals glaubte, sondern seine Wahl wird derselben durch den Kızlar ağası oder durch die Frau Hofmeisterin (kâhya kadın) von Amts wegen bekannt gemacht. Die strengste Vorsicht scheint die Verhaltensmaßregeln erdacht zu haben, mit welchen der Harem, die dazugehörigen Gärten und das ganze Serail bewacht werden, vorzüglich in der Absicht, die darin eingeschlossenen Frauen von der übrigen Welt abzusondern. Die deshalb eingeführte Ordnung dürfte europäischen Truppen, welche Grenzfestungen zu bewachen haben, zum Muster dienen. Die schwarzen Verschnittenen bewachen den Harem selbst; ihnen liegt die Aufrechterhaltung der polizeilichen Gesetze desselben ob. Die Weißen stehen mit jenen in keiner Verbindung und sind auf der Außenseite des Harems verteilt. Im ersten Vorhof des Serails haben die Baltacı, die Bostancı und andere Abteilungen der Leibtruppen des Sultans ihre angewiesenen Posten. Endlich stehen außerhalb der Ringmauern des Serails zahlreiche Janitscharen-Wachen. Die Gesetze des Harems des Großherrn sind so streng, daß, wenn derselbe seinen Wohnsitz im Sommer nach Beşiktaş, einem am Bosphorus gelegenen Landschloß, verlegt und die ihn beglei-

tenden Frauen sich einschiffen sollen, so sind nicht nur die für dieselben bestimmten Gondeln und sie selbst fest verschleiert, sondern die schwarzen Verschnittenen stellen sich noch in zwei dichte Reihen längs dem von dem Wassertor zum Landungsplatz leitenden Pfad und spannen eine sechs Fuß hohe spanische Wand zu beiden Seiten derselben auf. Ein schneller Tod droht dem Unbesonnenen, der sich in diesem Augenblick von der See her dem Serail zu nähern wagt. Die Verschnittenen sind angewiesen, mit dem Geschrei Halvet! schonungslos auf denselben zu feuern.

Die schwarzen Verschnittenen kommen sehr selten in die Stadt. Ein einziges Geschäft, in ihren Augen das wichtigste, so einem Menschen obliegen kann, nimmt ihr ganzes nicht untätiges Leben in Anspruch. Ihr ganzes Dasein, ihre physischen und etwa moralischen Kräfte sind der Bewachung des kaiserlichen Harems geweiht. Sie werden in ihrer zartesten Jugend für den Dienst des Serails bestimmt; eine strenge Erziehung bildet sie ihrer künftigen Bestimmung angemessen aus und macht sie einer rastlosen argwöhnischen Aufmerksamkeit fähig; kein Wink, kein Wort, kaum ein Gedanke der Frauen des kaiserlichen Harems darf ihrer Aufsicht entgehen.

Der Kızlar ağası ist das Oberhaupt der dreihundert Mann starken Schar der Verschnittenen. Sein Einfluß im Staat ist um so größer, da er stets einen freien Zutritt beim Sultan hat, dessen Frauen und Kinder seiner Obhut anvertraut sind. Nicht weniger wichtig für ihn ist die Verwaltung der Einkünfte der Städte Mekka und Medina und der meisten von den osmanischen Kaisern erbauten Moscheen. Diese belaufen sich auf mehrere Millionen, und die Verleihung einer beträchtlichen Anzahl Unterbeamten-Stellen der Einnehmer, Verwalter, Inspektoren usw. ist für den Kızlar ağası eine unversiegbare Quelle der reichsten Geschenke.

Man behauptet, der Harem des Großherrn enthalte Frauen von allen Nationen, darunter stehen, wie bekannt, die Georgierinnen und Tscherkessinnen im Ruf vorzüglicher Schönheit. Ich habe im Hause des russischen Gesandten einige georgische Mädchen, die Töchter eines Kaufmanns aus Tiflis, gesehen, und ich trage kein Bedenken, ihnen vor allen weiblichen Wesen, die mir je vor Augen gekommen, den Preis der Schönheit zuzuerkennen; und dürfte ich von dem Einzelnen auf das Ganze schließen, so würde ich die allgemeine Meinung, welche die Georgierinnen für die reizendsten ihres Geschlechts erklärt, für vollkommen begründet halten. Die Gesichtszüge derjenigen, die ich gesehen habe, ihr kräftiger, regelmäßiger Körperbau schien mir ganz den Verhältnissen der Velletrischen Pallas zu entsprechen; und ihre schönen Augen, von langen Wimpern beschattet, beseelte ein mir unwiderstehlich scheinender Reiz, mit echt jungfräulicher Scham gepaart.

Unweit des ersten Tors des Serails befindet sich ein öffentliches Bad, Aya Sofya Hamamı genannt. Der erste dreißig Fuß hohe Saal, worin man sich aus-

und ankleidet, ist mit breiten Marmorplatten gepflastert. In der Mitte ist ein Springbrunnen, der eine angenehme Kühle verbreitet, und ringsumher an den Wänden stehen breite Sofas, auf welchen man nach dem Bad einige Zeit auszu-ruhen pflegt. Nachdem ich mich hier entkleidet hatte, nahm ich hohe hölzerne Sandalen, eine breite Schürze um den Leib und begab mich, von dem Hamamcı, d.h. von dem Aufwärter, begleitet, in ein kleines auf vierundzwanzig Grad Reaumur geheiztes Gemach. Nach einigen Minuten trat ich in einen unmittelbar daran stoßenden geräumigen achteckigen Saal, worin das Thermometer auf zweiunddreißig Grad stieg. Rings umher an den Mauern fand ich einen acht Fuß breiten Gang; den übrigen inneren Raum nimmt eine Estrade ein, von farbigen Marmorplatten zusammengefügt, für die sich gemeinschaftlich Badenden bestimmt. In dieser so warmen Temperatur tritt ein starker Schweiß aus dem ganzen Körper hervor. Der Hamamcı, der diesen Augenblick wahrgenommen, kniet vor dem Badenden nieder, zieht eine Art Handschuh von rauher Wolle an und reibt damit eine Zeitlang den ganzen Körper ab. Nachdem dieses geschehen, bringt ein zweiter Aufwärter in einer Schale wohlriechenden Seifenschaum, gießt dieselbe über den Badenden aus und trocknet ihn ab mit einem Büschel von Angoraziegenwolle, welche die Seide an Weichheit übertrifft. Dies wird einige Male wiederholt. Wenn sich ein Türke badet, so pflegt der Hamamcı ihm alle Gelenke zu ziehen und beschließt sein Geschäft mit einem Schlag, den er ihm in das Genick gibt. Diese Empfindung ist sehr unangenehm. Nach beendigtem Bad begab ich mich in das erste kleinere Gemach zurück, und da ich aus einer viel wärmeren Temperatur kam, so empfand ich einen unangenehmen Schauer; endlich kehrte ich in die erste Halle zurück, wo ich mich ankleidete und ein schon zubereitetes Frühstück einnahm.

Man pflegt den französischen Reisebeschreiber Savary zu beschuldigen, daß er den Genuß eines morgenländischen Bades allzusehr gepriesen habe. Dieser Vorwurf scheint mir unbegründet; und ich bin in dieser Hinsicht ganz seiner Meinung; doch mag es hier hauptsächlich auf individuelle Leibesempfindlichkeit ankommen.

Die Frauen in Konstantinopel und in allen bedeutenden Städten des Türkischen Reichs haben ihre besonderen Bäder; in Dörfern und in kleineren Flecken sind gewisse Stunden festgesetzt, an denen die öffentlichen Bäder ihnen allein offen stehen. Auch die Eifersucht, diese im Morgenland so heftige Leidenschaft, darf ihnen diesen Genuß nicht entziehen, indem das Bad bei sehr vielen Fällen ausdrücklich im Koran anbefohlen wird; und eine Frau, welche bewiesen hat, daß ihr von ihrem Mann der Zutritt zu einem Bad einige Wochen lang versagt worden, darf deshalb auf Scheidung klagen. Unleugbar ist es, daß ein solches Bad das beste Reinigungsmittel ist, so man sich nur denken kann, indem die geöffneten Poren alles Fremdartige auswerfen.

Winkelman zufolge waren die römischen Bäder auf dieselbe Art geheizt, wie es jetzt die türkischen sind.

Unweit von Aya Sofya steht eine geräumige drei Stock hohe Janitscharen-Kaserne. Ich würde dies Gebäude unbedingt schön nennen, wenn die äußeren Verzierungen desselben als Gesimse, Tür- und Fenstereinfassungen usw. sowie das Gebäude selbst von Stein ausgeführt wären. Aber die Türken glauben, daß die dazu nötigen Kosten füglich zu ersparen sind, und lassen diese Verzierungen sämtlich auf die Wände malen. Dieser Mißbrauch geht so weit, daß ich an dem kaiserlichen Lustschloß in Beşiktaş eine prächtige Kolonnade gemalt gesehen habe.

Drittes Kapitel

Die von den osmanischen Kaisern in Konstantinopel erbauten Moscheen haben sehr bedeutende Einnahmen. Die Ahmet-Moschee auf dem Atmeydanı besitzt einen Fonds von drei Millionen Piastern. Die Einkünfte der Süleymaniye belaufen sich jährlich auf zweihundertundfünfzigtausend Taler. Der im sechzehnten Jahrhundert durch seine Siege und seine weise Regierung so bekannte Süleyman II., von den Türken Elkanuni (der Gesetzgeber) genannt, ist der Erbauer derselben gewesen. Dieser Monarch wandte alles an, was diesem Prachtgebäude den größtmöglichen Glanz geben konnte, und da ihn die Geschicklichkeit der damaligen türkischen Bauverständigen nicht befriedigte, so wurde auf sein Gebot die griechische Kirche der Heiligen Euphemia in Chalkedon ihrer prächtigen Säulen und anderer architektonischer Zierate beraubt, welche der Kaiser nach Konstantinopel führen und daselbst in der neuen Moschee anbringen ließ. Die äußere Form dieser Cami, wie die Türken die größeren Moscheen zu nennen pflegen, ist ziemlich der der Ahmet-Moschee gleich, beide Tempel aber sind augenscheinlich eine nach meiner Überzeugung sehr gelungene Nachahmung der Sophienkirche, deren Bauart in der Meinung der Türken klassisch und unvergleichlich ist. Merkwürdig für den Bauverständigen ist der Portikus der Süleymaniye. Derselbe bildet einen bedeckten gewölbten Gang, der auf vierundzwanzig Fuß hohen Säulen von Granit und orientalischem Porphyr ruht. Diese Säulen, jede aus einem Block gearbeitet, umgeben einen siebenzig Schritt langen und fünfzig Schritt breiten Hofraum, der mit breiten Marmor- und Porphyrplatten gepflastert ist. Vor der Tür der Moschee steht eine kleine ganz einfache Begräbniskapelle (Türbe), worin die Asche des siegreichen Monarchen ruht. Ein rührender Kontrast, welcher an das Sterbe-Hemd des großen Saladin erinnert.

Unweit der Süleymaniye wohnt der Janitscharen-Aga in einem geräumigen Palast, an welchen ein Turm stößt, den man ebenfalls den Turm des Janitscharen-Aga nennt. Die auf demselben aufgestellte Wache gibt ein verabredetes Signal bei jeder in den benachbarten Stadtvierteln ausbrechenden Feuersbrunst; worauf die mit den Löschwerkzeugen versehenen Tulumbacı oder Spritzenmeister nach dem angezeigten Ort eilen.

In einiger Entfernung von diesem Turm, der Süleymaniye gegenüber, steht eine lange Reihe schlecht gebauter hölzerner Buden, worin Opium verkauft wird. Der Gebrauch dieses berauschenden Mittels bei den Türken ist nicht so allgemein als man es sonst in Europa glaubte und gilt auch hier für ein Laster. Die öffentliche Meinung brandmarkt mit dem Schimpfnamen Tiryaki diejenigen, die sich demselben ergeben. Dies Wort bedeutet einen Liebhaber des Opiums. So bestimmt auch die öffentliche Meinung sich in dieser Hinsicht ausgesprochen hat, vermag sie doch nicht, das Übel gänzlich zu heben. Ich sah in den oben erwähnten Buden eine bedeutende Anzahl Männer, welche sich hier versammelt hatten, um ihrer verderblichen Leidenschaft zu frönen. Ihre blassen, hageren Gesichter flößten mir ein tiefes Mitleid ein; doch ist diese ins Auge fallende Abspannung ihrer Muskeln bei weitem nicht die schlimmste Folge des im Übermaß gebrauchten Opiums. Noch andere Gebrechlichkeiten, welche nie ausbleiben pflegen, beweisen, wie schädlich derselbe werden kann. Ich sah mehrere dieser Tiryakis mit eiternden Beulen an der Stirn, am Hals oder am Hinterhaupt; andere litten an krampfhaften Verzuckungen, noch andere konnten ein Bein oder einen Arm nicht bewegen. Diese Unglücklichen geben als einen reichlichen Ersatz ihrer Leiden den physischen Genuß an, der ihnen zuteil wird, und versichern, der Rausch, welchen das Opium bewirkt, versetze den Menschen in eine sanfte freudige Schwärmerei, oft sogar in einen Zustand des Entzückens, der alles nur erdenkliche irdische Glück weit hinter sich läßt. Ich habe in Galata zwei Türken kennengelernt, welche sich an das Opium so sehr gewöhnt hatten, daß sie bis hundert Gran desselben täglich zu sich nehmen konnten. Nach Aussage der Ärzte ist der vierte Teil dieser Dosis vollkommen hinreichend, um den kräftigsten Menschen in wenigen Stunden rettungslos zu töten.

Am fünfundzwanzigsten August als dem Ludwigsfest gab der französische Gesandte, General Andreossi, einen glänzenden Ball, zu dem auch ich eingeladen wurde. Das Haus, welches er in den Sommermonaten in dem Städtchen Tarabya am Bosphorus bewohnt, gehörte früher dem Fürsten Ypsilanti, welcher im Jahre 1806 sich darauf nach Rußland flüchtete und mehrere Jahre in Kiew verlebte. Die türkische Regierung zog sein Vermögen ein und schenkte das Haus dem damaligen französischen Gesandten, General Sebastiani. Die Haushaltung des Grafen Andreossi und die Anordnung des Festes fand ich in gleichem Maße glänzend und geschmackvoll, wobei die fremdartigen Trachten der dazu eingeladenen Türken, Griechen und Armenier einen angenehmen Kontrast machten.

Die griechischen Frauen des Altertums waren bekanntlich ihrer Reize wegen berühmt. Die jetzigen Frauen dieses Volkes sind in dieser Hinsicht ihrer Verfahren vollkommen würdig. Nicht ohne Vergnügen findet der Reisende hier in ihren feinen, regelmäßigen Zügen, in ihren geistreichen, ausdrucksvollen Augen den Typus der plastischen Schönheit, die einen Praxiteles begeisterte und von ihm so glücklich wiedergegeben worden ist. Weniger reizend ist der Körperbau

der Griechinnen. Sämtliche den Orient bewohnende Frauen scheinen darüber einverstanden, sich keiner Schnürbrüste zu bedienen. Dies hat zur Folge, daß sie ihre ursprünglich schönen Formen nur zu bald verlieren. Auch ist ihre Kleidung keineswegs geeignet, die Verhältnisse der Gestalt geltend zu machen und sie in einem günstigeren Licht darzustellen. Diese Tracht, an welcher die ganze Kunst eines Canova scheitern dürfte, besteht in einem weiten weißseidenen Kleid mit vielen senkrecht laufenden Falten und aus einem dunklen Mieder ohne Ärmel, das seinem Schnitt nach ziemlich einem kurzen Mannsfrack ähnlich ist. Auf dem Kopf tragen sie weiße oder rote Käppchen mit einer schwarzen Quaste. Ich habe an diesem Abend mehrere Frauen dieser Nation gesehen, welche Diamanten, Edelsteine aller Arten und Perlen am Hals trugen. Junge Mädchen hatten Blumen in ihre Haare geflochten. Doch blieb die Hauptform ihrer geschmacklosen Kleidung bei allen dieselbe, und jeden, auch den schönsten, einer Aspasia würdigen Kopf, verunstaltete das häßliche Käppchen mit der schwarzen Quaste.

Die innere Einrichtung der türkischen und griechischen Häuser ist aller Verschiedenheit der Größe derselben sowie der Vermögensumstände des Eigentümers ungeachtet in der Hauptsache überall dieselbe. Sie ist dem Klima vollkommen angemessen, doch stört sie jene zweckmäßige Einteilung der Gemächer, welche die Verfeinerung der Sitten in Europa als ein Haupterfordernis eines wohleingerichteten Wohngebäudes betrachtet. Den Mittelraum eines Hauses in und bei Konstantinopel nimmt ein großer Saal ein, den man Selamlık, d.h. Begrüßungszimmer, nennt. Die an der einen Seite an das Selamlık stoßenden Gemächer bewohnt der Eigentümer selbst. Die andere Seite ist seinem Harem, d.h. den Frauen und Kindern, eingeräumt. Eben so einfach ist ihr Zimmergerät. Ich habe in den bedeutendsten türkischen Häusern nur wenige Spiegel gesehen; die so teuren Bronzen sind ihnen unbekannt, Gemälde vollends und Bildhauerarbeiten, welche menschliche Figuren darstellen, sind den Türken durch den Koran untersagt. Statt unserer oft so teuren seidenen Tapeten lassen sie die Wände mit einer glänzenden Ölfarbe anstreichen. In den meisten Häusern sind die Wände weiß, die Decken getäfelt, blau, rot und gelb gemalt. Die Stuben sind mit niedrigen breiten Sofas versehen, auf denen zwei bis drei Reihen Polster liegen, um Haupt, Schulter und Arme an dieselben anlehnen zu können. Diese äußerst bequemen Sitze sind meist mit einem weißseidenen Stoff bezogen und mit herabhängenden Quasten geziert.

Sämtliche in Konstantinopel lebenden Europäer wohnen in Galata oder Pera. Die Bauart dieser Vorstädte ist ganz derjenigen der Hauptstadt gleich; die Straßen sind eben so eng und dunkel, und die Häuser sind meist nur schlecht von Holz erbaut bis auf wenige der reicheren Handelshäuser und die Paläste der europäischen Gesandten. Die Genueser, welche als Lehnsleute der griechischen Kaiser viele Jahre im Besitz von Galata waren, haben den Ort mit starken

Mauern und Türmen umringt und diesen eine Festigkeit zu geben gewußt, welche der zerstörenden Einwirkung der Zeit seit mehr denn vier Jahrhunderten trotz.

Die Geschichte von Galata, deren kurzer Auszug hier nicht an unrechter Stelle sein dürfte, bietet ein eigenes Interesse dar. Sie liefert treffende Beweise der Übermacht, welche die in einem unbedeutenden Flecken angesiedelten Handelsleute über die Alleinherrscher eines mächtigen Staates zu gewinnen gewußt haben, und läßt keinen Zweifel über die Geistesschwäche und Charakterlosigkeit der griechischen Kaiser, welche den gedemüthigten Thron des großen Konstantin im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bestiegen.

Nachdem der Kaiser Michael Palaiologos im dreizehnten Jahrhundert Konstantinopel wieder erobert und die französische Dynastie der Courtenays gestürzt hatte, erteilte er einigen genuesischen Kaufleuten, welche ihm in diesem Kampf gegen die Franken wichtige Dienste geleistet hatten, das Recht, sich in Galata niederzulassen, erklärte sie zu Lehnsmännern des Griechischen Reichs, ließ sie bei ihren vaterländischen Gesetzen und erlaubte ihnen, aus ihrer Mitte einen Präsidenten oder Podestà zu wählen, der bei der Übernahme seines Amtes dem Kaiser einen Eid der Treue leisten sollte. Die Republik Genua nahm diese Begünstigung sehr hoch auf, stattete dem Kaiser dieserhalb ihre Danksagung ab und schloß mit ihm ein Bündnis, worin er sich verpflichtet, im Falle eines den griechischen Kaisern bevorstehenden Krieges demselben eine Flotte von fünfzig Kriegsschiffen zu Hilfe zu senden. Die genuesische Pflanzstadt stieg sehr bald zu einem ansehnlichen Grad von Macht und Reichthum empor. Ihre kühnen und tätigen Seeleute rissen den ganzen Handel des Schwarzen Meeres an sich. Sie verschifften mit ungeheurem Gewinn das Getreide des südlichen Rußlands, der Ukraine, der podolischen Landschaft nach Konstantinopel und den italienischen Häfen. Ebenso geschickt wußten sie die Fischereien auf dem Don und dem Asowschen Meer zu benutzen, und die oft und streng fastenden Griechen wurden ihnen dadurch bald zinsbar. Noch gewinnreicher wurde ihnen der indische Handel, der damals, wie bekannt, noch nicht seine Richtung um das Vorgebirge der guten Hoffnung genommen hatte. Die asiatischen Kaufleute führten die theuren Gewürze der molukkischen Inseln, die Perlen von Ceylon, die Edelsteine von Golkonda über den Oxus, das Kaspische Meer, die Wolga und den Don nach den taurischen Häfen, welche die Genueser damals auch an sich gerissen hatten.

Die reichen und stolzen Lehnsleute von Galata vergaßen nur zu bald ihre Pflichten gegen den griechischen Kaiserstaat. Gleich in den ersten Jahren ihres politischen Daseins, uneingedenk ihrer damals noch unbedeutenden Macht, der Dankbarkeit, welche sie dem Kaiser Michael Palaiologos schuldig waren, und des männlichen Charakters ihres Wohltäters, griffen sie, eines unbedeutenden Mißverständnisses wegen, zu den Waffen gegen denselben und nahmen einige

griechische Schiffe weg. Der entrüstete Kaiser ließ Truppen gegen sie ausrücken, und da Galata zu jener Zeit noch nicht mit Festungswerken umgeben war, so blieb den bestürzten Genuesern nichts übrig, als die Entscheidung ihres Schicksals der Großmut des Kaisers zu überlassen, und es gelang ihnen auch, seine Verzeihung zu erlangen. Aber als einige Zeit darauf ein venezianisches Kriegsgeschwader eine genuesische Kauffahrtei-Flotte im Hafen von Genua blockierte und eine Abteilung Venezianer die Gegend um Konstantinopel herum plünderte, so erlaubte der schwache Andronikos Palaiologos gegen alle Regeln der Klugheit den Genuesern, ihre Stadt mit Mauern zu umgeben. Von diesem Augenblick an meinten diese, einen unabhängigen Staat in Galata zu bilden, und betrachteten die Eidesleistung des Oberhaupts ihrer Pflanzstadt als eine bedeutungslose Formel. Bald darauf, als sie ihre Stadt mit neuen Festungswerken zu umgeben wünschten, und die griechische Regierung sich weigerte, ihnen das dazu bestimmte Gebiet abzutreten, kündigten die Genueser dem Kaiser Kantakuzenos eine förmliche Fehde an. Dieser so unverhältnismäßige Kampf wurde in wenigen Stunden entschieden; doch war sein Ausgang ganz anders, als man ihn erwarten durfte. Die griechische Flotte, von unwissenden und zaghaften Seeleuten geführt, kam durch die starke Strömung im Bosporus bald in Unordnung und fiel den Genuesern in die Hände. Ebenso unglücklich oder vielmehr ebenso schimpflich fiel der Zug der gegen Galata gerückten Landtruppen aus. Von einem panischen Schrecken ergriffen, zerstreuten sich dieselben und verließen das Schlachtfeld ohne Schwertstreich. Nach diesem so leicht erfochtenen Sieg ertrugten die Genueser einen viel bedeutenderen Landstrich, als sie ihn vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten gefordert hatten. Der von den Griechen auf Kosten ihres Ruhms und ihres Selbstgefühls erkaufte Friede konnte unmöglich von langer Dauer sein, und eine neue Beleidigung von Seiten der übermütig gewordenen Genueser bewog den griechischen Kaiser, in ein Bündnis mit den Venezianern zu treten. Ein durch eine genuesische Wurfmaschine aus Galata geschleuderter Stein fiel an einem Morgen in Konstantinopel nieder. Auf die deshalb erhobene Beschwerde erwiderte der Podestà von Galata, er bedaure sehr, die Stadt Konstantinopel so nahe bei Galata zu sehen.

Die Venezianer nahmen den Antrag des Kaisers mit Freuden an. Auf den Handel der Genueser eifersüchtig, führten sie mit diesen seit mehr denn hundert Jahren einen hartnäckigen Krieg. Die Flotten beider Handelsstaaten hatten bereits zu wiederholten Malen mit gleicher Erbitterung und abwechselndem Glück auf den Gewässern des südlichen Europa gefochten, doch war der Kampf noch unentschieden geblieben. Die Venezianer glaubten nun die erwünschte Gelegenheit gefunden zu haben, ihre gehässigen Nebenbuhler zu demütigen und ihnen die Vorteile des levantinischen Handels zu entreißen. Ein zahlreiches venezianisches Geschwader ging ohne Zeitverlust nach dem Bosporus unter Segel, um daselbst die griechische Stadt zu verstärken, welche bis auf acht Kriegsschiffe zusammengeschmolzen war. Am dreizehnten Februar 1352 lieferte die verbün-

dete Flotte der Griechen, Venezianer und Katalonier den Genuesern eine Schlacht unter den Mauern von Konstantinopel. Der geringeren Zahl seiner Schiffe ungeachtet, erfocht der genuesische Admiral Doria, Ahnherr des im sechzehnten Jahrhundert so berühmt gewordenen Andreas Doria, einen vollständigen Sieg. Die Venezianer, in ihren Hoffnungen getäuscht, zogen sich nach der Insel Kreta zurück, und siegreich wehte die genuesische Flagge auf dem Schwarzen Meer, der Propontis und dem Archipelagus. Von seinen Bundesgenossen verlassen und der eigenen Kraftlosigkeit bewußt, schloß der griechische Kaiser mit den Genuesern einen Frieden, worin er ihnen den Alleinhandel in seinen Staaten zusicherte und versprach, die Venezianer von allen Häfen derselben auszuschließen.

Das Oströmische Reich hätte vielleicht zu einer Provinz der Handelsstadt Genua herabsinken können. Doch wurde diese bald darauf durch den langen Krieg gegen Venedig und durch die inneren Zwistigkeiten der Parteien so entkräftet, daß sie ihre eigene Unabhängigkeit nicht behaupten und fremden Schutz, bald der Könige von Frankreich, bald der mailändischen Herzöge, suchen mußte. Dieses Herabsinkens der Mutterstadt ungeachtet, wußten die Genueser in Galata die errungenen Vorteile ihrer politischen und Handelsverhältnisse kräftig zu benutzen; doch bald empfanden sie, daß ihre Verhältnisse gegen die Herrscher von Konstantinopel der wirklichen Lage der Dinge nicht angemessen waren. Am 29. Mai 1453 eroberte Mehmet II. die Hauptstadt des Griechischen Reiches, und wenige Tage darauf ergaben sich die bis dahin so stolzen Genueser ohne Schwertstreich dem Sieger.

Mitten in Galata steht auf einem Berg ein von den Genuesern erbauter hundertvierzig Fuß hoher Turm, die Christus-Bastei genannt. Ein sonderbares Naturereignis macht diese Stelle dem Meteorologen merkwürdig. Es weht nämlich auf diesem Berg zu allen Jahreszeiten Tag und Nacht beständig ein sehr heftiger Wind. Diese Erscheinung dürfte den in einer gewissen Richtung gelegenen Bergen auf der asiatischen Küste zuzuschreiben sein, zwischen welchen sich die verdünnte Luft wie durch einen Trichter drängt und gegen den Turm um so gewaltsamer anprallt.

Galata und Pera hängen aneinander. Östlich von Galata an der See liegt die Vorstadt Tophane. Das in derselben befindliche sehr bedeutende Zeughaus hat diesem Ort den Namen gegeben. Tophane bedeutet in der türkischen Sprache eine Kanonen-Niederlage.

Am neunundzwanzigsten August besuchte ich den Hafen von Konstantinopel und das Tal Kehtane, welches der Großherr zuweilen in den Sommermonaten bewohnt.

Dem Vorgebirge des Serails und dem Zeughaus gegenüber steht mitten im Bosphorus ein Granitfelsen. Der Kaiser Emanuel Komnenos ließ auf demselben ein kleines Kastell erbauen, welches die Türken Kız Kulesi, d.h. den Mädchen-turm, nennen, weil einer alten Sage nach eine griechische Prinzessin hier meh-

rere Jahre lang in einem strengen Gefängnis verlebt haben soll. Die Franken in Konstantinopel nennen dieses kleine Gebäude sehr uneigentlich den Leander-Turm. Bekanntlich verlor der Geliebte der schönen Hero nicht hier, sondern dreißig Meilen weiter gegen Süden in den tobenden Wellen des Hellespontos sein Leben. Der Felsen Kız Kulesi, so unbedeutend er auch ist, dürfte für die Verteidigung der Hauptstadt eine wichtige Stelle werden, wenn die türkische Regierung auf demselben eine Feste nach den Grundsätzen des bekannten Montalembert erbauen ließe. Das stufenartig in derselben aufgepflanzte Geschütz würde nebst der am Zeughaus befindlichen Batterie und einer starken bei Üsküdar aufzuführenden Schanze den neunhundert Klafter breiten Bosphorus vollkommen bestreichen. Auf diese Art möchte die Hauptstadt des Osmanischen Reiches oder wenigstens das Serail, das Zeughaus und der Hafen vor einer feindlichen Flotte gesichert sein, welche die Dardanellen oder die Festungen am Bosphorus glücklich durchlaufen und so weit vorgedrungen wäre. Das kühne Manöver des Admirals Duckworth im Jahre 1807 beweist, daß eine solche Vorsichtsmaßregel sehr zweckmäßig und keineswegs überflüssig wäre.

Der Hafen von Konstantinopel, vormals das Goldene Horn genannt, ist beinahe eine deutsche Meile lang und an einigen Stellen gegen zweihundertundfünfzig Klafter breit. Während meines Aufenthalts in Konstantinopel zählte man in demselben gegen vierhundert Kauffahrtei-Schiffe. Bei Tersane, an dem rechten Ufer desselben, sah ich die Flotte des Großherrn, die Docks und Schiffswerften, in welchen die Kriegsschiffe gebaut und ausgebessert werden. Tausende von Gondeln und Boote jeder Größe wimmeln im Hafen umher und geben demselben unendlich viel Bewegung und Leben. Der Hafen verengt sich bei der Eyüp-Moschee an einer Stelle, wo vormals der Palast der griechischen Kaiser stand, den sie Blachernenpalast nannten. In der Ecke des Hafens ergießen sich in denselben zwei kleine Flüsse, welche die Türken Alibeygözü und Kağıtsu nennen. Die Franken bezeichnen dieselben mit der gemeinschaftlichen Benennung der süßen Gewässer. Die Erdbeschreiber des Altertums nannten den ersten Kydaris, den anderen Berbyses. Das Tal, in welchem sich der Kağıtsu daherschlingelt, ist über alle Beschreibung schön, und schwerlich möchte ein Reisender bei dem schnellen Übergang aus dem Gewühle der Hauptstadt in diese einsame blühende Gegend unempfindlich bleiben.

An dem Flusse Kağıtsu, einige tausend Schritte von seiner Mündung, steht ein Schloß des Sultans, Kağıthane genannt. Seine Bauart fand ich keineswegs schön, indem das zweite Geschoß, der Landessitte gemäß, über das erste vorgebaut ist, welches das Auge eines Europäers beleidigen muß. Den Vorhof des Schlosses bildet ein freier siebenhundert Schritt langer Platz, den man füglich einen Turnierplatz nennen könnte. Hier üben sich nämlich die Pagen (İçoğlanları) des Großherrn in dem kriegerischen Spiel, welches die Türken Cirit nennen. Der Monarch sieht ihren Übungen zu und gesellt sich, so gefährlich sie auch werden können, zuweilen selbst den Spielenden bei. Ich sah auf diesem

Platz eine aufgepflanzte Batterie schweren Geschützes, welches bei festlichen Gelegenheiten abgefeuert wird. Mehrere dieser Kanonen sind stark im Feuer vergoldet. Dieser so übel angebrachte Luxus deutet vielmehr auf die Verweichlichung der unwürdigen Nachfolger des Moghulenherrschers Aurangzeb in Indien, als er die kriegerischen Zurüstungen eines Süleyman ins Gedächtnis ruft.

Ein breiter Kanal, der sich längs der einen Seite des Vorhofes hinzieht, führt Wasser zu einigen Springbrunnen, welche in einem höchst manierten Geschmack von vergoldeter Bronze, mit Schnitzwerk, Schnörkeln und Laubwerk aller Art gearbeitet sind. Etwas weiter ist derselbe Kanal mit schachbrettartig ausgehöhlten weißen Marmorplatten belegt und bildet einen Wasserfall, indem sich das Wasser abschüssig von einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß ergießt. Die Verzierung des Gartens ist, wie hieraus schon abzunehmen, keineswegs schön und hat viel von dem verdorbenen Geschmack, welcher sich im siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Frankreich aus über ganz Europa verbreitet hat; auch sollen es wirklich Franzosen gewesen sein, welche die Anlage des Gartens von Kağithane im achtzehnten Jahrhundert gemacht haben. Unendlich schöner ist ein Kiosk oder offener Saal, auf weiße Marmorsäulen gestützt, reich und geschmackvoll mit Gold verziert, dessen Fußboden mit kostbaren Teppichen so wie das Gerät mit Silberstoff bedeckt ist.

Ungeheure Zypressen und Platanen geben dem Tal Kağithane sehr viel Anmutiges. Die Türken legen einen solchen Wert auf große schattige Bäume, daß sie die Form ihrer Häuser nach den an denselben stehenden Bäumen einzurichten pflegen. Ihre Baumeister nehmen oft einen solchen Baum mit in das zu errichtende Gebäude auf, und man sieht alsdann die hohe Zypresse, die schattige Kastanie durch die Wand oder das Dach des Hauses hervortreten und hoch über demselben emporragen. So sah ich neben dem kaiserlichen Palast in Kağithane eine uralte durch das Dach eines Springbrunnens aufsteigende Platane.

Zahlreiche Schwärme von Männern und Frauen füllten die benachbarten Haine und die Gärten des Großherrs in Kağithane, wo der Zutritt in Abwesenheit des Hofes einem jeden offensteht. Dieser Zusammenfluß mehrerer tausend Menschen von beiden Geschlechtern bot mir die genügendste Gelegenheit dar, einen sehr charakteristischen Zug in den Sitten der Morgenländer zu beobachten. Der Wunsch, liebenswürdig zu erscheinen, sich wechselseitig zu gefallen, bringt in Europa beide Geschlechter einander näher. Die Türken scheinen gegen den Reiz, womit die Frauen das gesellige Vergnügen würzen, vollkommen gleichgültig zu sein. Ich sah in Kağithane zahlreiche Gruppen auf dem Rasen gelagert sich fröhlich unterhalten, doch bestanden solche immer nur aus Personen desselben Geschlechts. Ich bemerkte an den Frauen trotz ihren verhüllenden Schleiern feurige schwarze Augen, üppige Formen und manches holde, liebliche Gesicht. Empfänglich für Schönheit, würde bei einer ähnlichen Gelegenheit die Männerwelt in Europa ihre Empfindungen mit Wärme an den Tag gelegt haben, mit Teilnahme dürften solche aufgenommen worden sein, und manches süße,

trauliche Verhältnis würde die Folge einer so zahlreichen Zusammenkunft geworden sein. Nicht so im Orient. Ich blieb mehrere Stunden in Kağıthane, und in diesem Zeitraum entging schwerlich ein Blick der mich näher umgebenden Männer und Frauen meiner Aufmerksamkeit. Ich verließ den Ort in der Überzeugung, daß die Personen beider Geschlechter, die mich umgaben, kaum einen entfernten Gedanken hatten, sich näher kennenzulernen. Kein Männerauge weilt warm und dreist auf den ihm so nahe dem geselligen Vergnügen sich hingebenden Schönen, kein sanftes Lächeln der letzteren brachte den etwa noch Unentschlossenen, Schüchternen näher. Es scheint, der strenge Gesetzgeber des Islam hat die reizbaren, feurigen Leidenschaften des einen Geschlechts und die Anlockungen des anderen gleich glücklich zu bändigen gewußt.

Bekanntlich werden bei weitem nicht alle muslimischen Frauen eingeschlossen und der Freiheit, ausgehen zu dürfen, beraubt. Diese verdächtige Vorsichtsmaßregel ist nur dem Harem des Sultans und einiger weniger vermögender Männer eigen, welche ansehnliche Summen auf die Unterhaltung von Eunuchen verwenden können. Bekanntlich ist die Bewachung der eingeschlossenen Frauen diesen anvertraut. Viel freier ist die Mehrzahl der zu den Mittelklassen gehörenden türkischen Frauen, welche alle Tage in die Stadt ausgehen dürfen. Zwar sind sie verbunden, sobald sie ihr Haus verlassen, eine Sklavin, Anverwandte oder irgendeine andere Person ihres Geschlechts mit sich zu führen, doch wird dieses Gesetz nicht streng befolgt.

Die zahlreichen Zusammenkünfte in den romantischen Umgebungen von Konstantinopel dürften viel Gelegenheit zu verbotenen Liebeshändeln darbieten; doch zum Ruhme der türkischen Frauen sei es gesagt, sie mißbrauchen die ihnen zugestandene Freiheit nur selten. Die Furcht eines schnellen gewaltsamen Todes, der eine Ehebrecherin in der Türkei schonungslos trifft, wenn sie ihres Verbrechens überwiesen wird, muß allerdings einen wesentlichen Einfluß auf ihre Sitten haben; doch ist die Reinheit derselben wohl noch mehr der mit der Muttermilch eingesogenen Denkungsart und dem religiösen Sinn beizulegen, welche in jedem weniger kultivierten und der Einfachheit der Natur näher gebliebenen Volk mächtiger auf die Gemüter wirken und die Leidenschaften kräftiger zügeln als die Gesetze selbst. "Plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges".

Der Anzug der türkischen Frauen besteht in einem baumwollenen Hemd, weiten Pantalons und einem weiten Kamisol. Ihr Oberkleid, welches sie Ferace nennen, ist ziemlich den Männermänteln gleich, wie sie jetzt getragen werden, und hat, wie diese, mehrere herunterhängende Kragen, welche übereinander fallen. Während meiner Anwesenheit in Konstantinopel war die Modefarbe dieser Oberkleider, welche aus feinem Tuch oder Kaschmir gemacht werden, dunkelblau, dunkelgrün oder purpurrot. Die Mohrinnen pflegen sie ausschließlich gelb zu tragen. Die schönen lebhaften Farben dieser Gewänder machen eine angenehme malerische Wirkung, doch ist der Schnitt derselben keineswegs dazu ge-

eignet, den leichten schwebenden Gang einer jungen Schönheit geltend zu machen; sie sind nämlich so weit, daß sie im Gehen stören und mit einer Hand immer etwas gehoben werden müssen. Der Schleier, der ihnen die Stirn, das Kinn und die Wangen bedeckt, ist meist von Musselin und wird Mahrama (Makramee) genannt. Dieser Verhüllung ihrer Reize ungeachtet, dürfte wohl niemand ohne Vergnügen in ihre schwarzen feurigen Augen schauen.

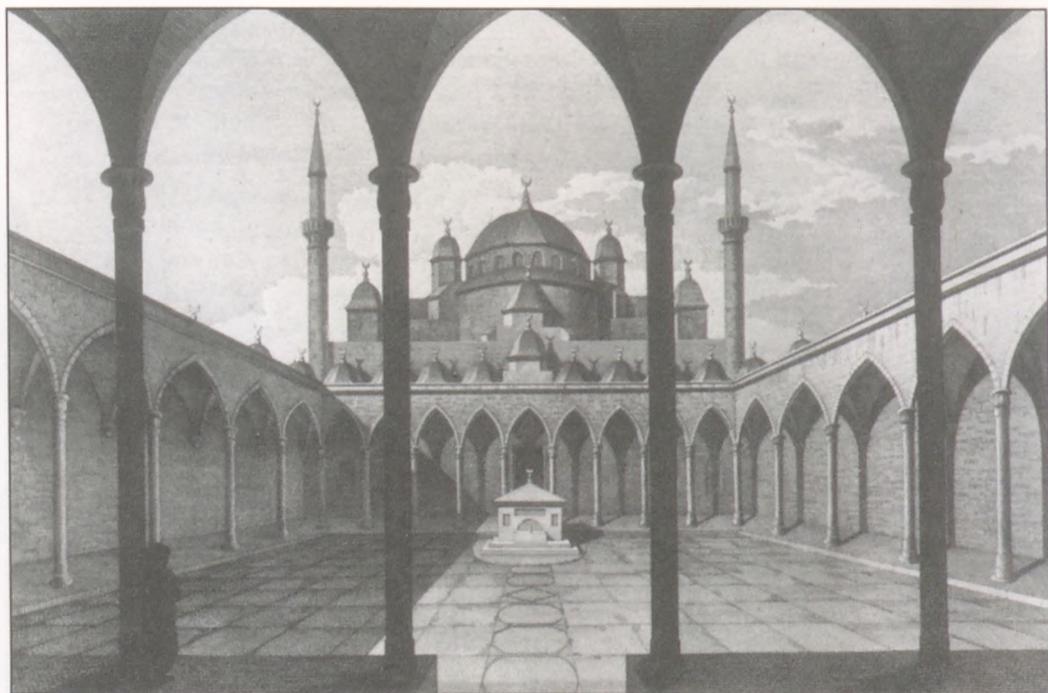
Am siebenundzwanzigsten August brach abermals die Pest in Pera aus, und innerhalb von vierundzwanzig Stunden starben an derselben mehrere Menschen in einem unweit des Palastes des französischen Gesandten gelegenen Haus. Dieser unglückliche Vorfall gab mir Gelegenheit, die mannigfaltigen Äußerungen zu beobachten, welche eine verschiedenartige Erziehung mit sich führt. Die Europäer, denen die Sache ganz fremd war, betrachteten die ausbrechende Seuche als einen sicheren Vorboten ihres schnellen Todes. Sie eilten demnach, die Stadt zu verlassen, oder schlossen sich in ihren Häusern ein und brachen allen Verkehr mit ihren nächsten Anverwandten ab. Fremde, welche bereits mehrere Jahre in Konstantinopel verlebt hatten, schienen die Gefahr weniger zu befürchten, doch gingen sie jedem Vorübergehenden behutsam aus dem Wege, um alle Berührung zu vermeiden. Ernst und würdevoll blieb bei dieser Gelegenheit das Benehmen der Türken. Der unabänderlichen Vorsehung vertrauend, die der Koran lehrt, schienen sie mit derselben Gleichgültigkeit die Gefahr selbst und die dieselbe ängstlich meidenden Franken zu betrachten.

Die Gleichgültigkeit der Muslime gegen dieses fürchterliche Übel zieht allerdings die traurigsten Folgen nach sich; sie ist nämlich als die Hauptursache zu betrachten, daß die Regierung keine Maßregeln ergreift, um das Verbreiten desselben zu verhüten. Die Türken betrachten die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkt. Sie glauben, der religiöse Gesetzgeber könne nicht zweckmäßiger auf das Glück des Menschen wirken, als wenn er den Glauben an eine unabänderliche Vorsehung zu einem Hauptgrundsatz seiner Religion erklärt. Sie behaupten, daß zur Begründung des Glücks der Menschen eins von beiden nötig sei: entweder zu bewirken, daß ihm nie ein Unglück begegne, oder daß das ihn betreffende so wenig wie möglich die Ruhe seiner Seele störe. Das erste ist nur dem Allmächtigen möglich; das andere, behaupten sie, bewirkt der Glaube an eine unabänderliche Vorsehung weit kräftiger, als es die Lehrsätze der Stoa tun.

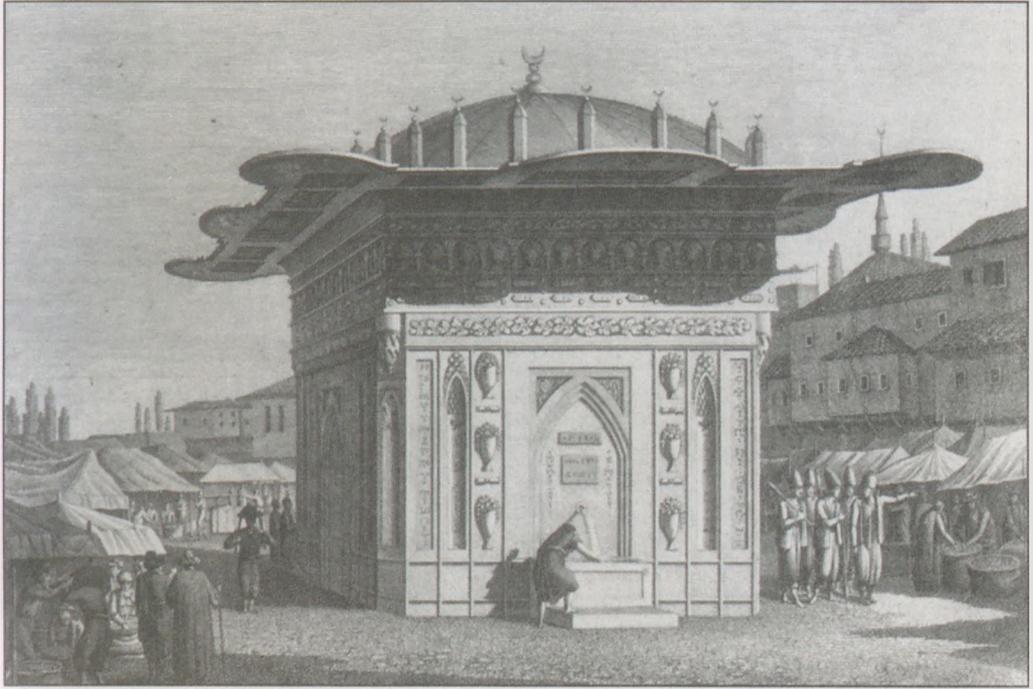
Ich werde diese Meinung der orientalischen Metaphysiker weder auseinandersetzen noch widerlegen; doch kann ich nicht umhin, hier zu bemerken, daß ich sehr oft Gelegenheit gehabt habe, die männliche Festigkeit zu bewundern, mit welcher die Muslime die empfindlichsten Unfälle zu ertragen wissen. Der Muslim, der seine Gesundheit verloren hat, der um sein Vermögen gekommen, der mit einem ansteckenden Übel befallen ist, welches ihm auch nicht die leiseste Hoffnung der Genesung läßt, glaubt, die ewige Vorsehung habe es seit Jahrtausenden also verordnet; das Gebet vermöge das gesprochene Urteil nicht



Blick auf den ersten Hof des Topkapı Sarayı
Skizziert von L. Fuhrmann, gezeichnet von Duvivier in Wien, gestochen von Frenzel in Dresden

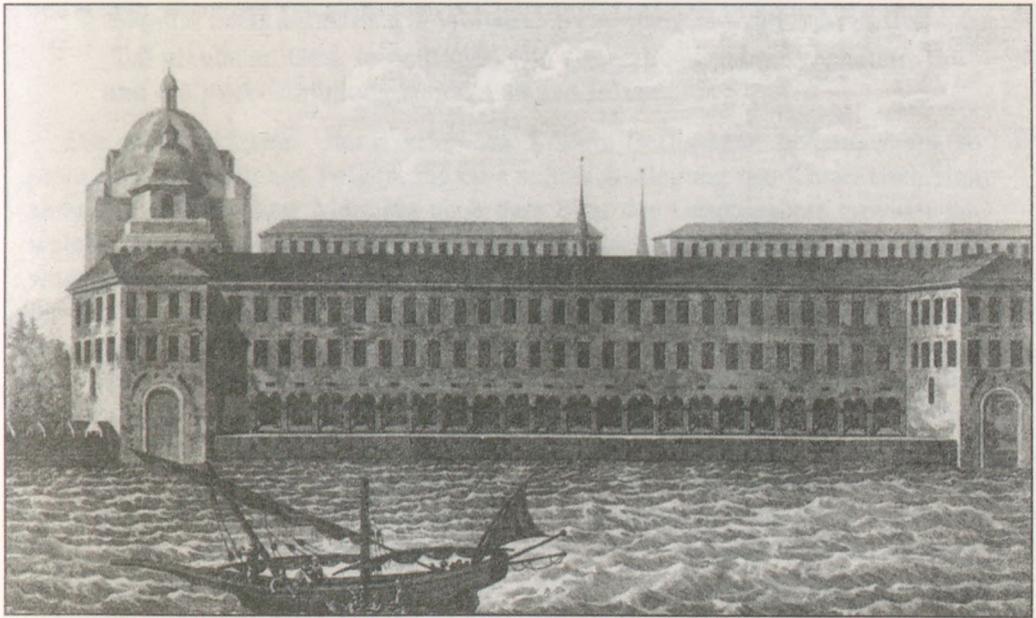


Süleyman-Moschee
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Hammer in Dresden



Brunnen in Tophane

Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Hammer, gezeichnet von Gräfin Konstancya Potocka



Das Arsenal (Tophane)

Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Richter in Dresden



Ruinen eines von Genuesern am Bosphorus errichteten Schlosses
Skizziert von L. Fuhrmann, gezeichnet von Cassas in Paris, gestochen von Richter in Dresden

abzuändern; Klagen sei unvernünftig, Murren frevelhaft: demnach unterwirft er sich dem Willen des Himmels, und in stoischem Gleichmut, mit kindlicher Hingebung gegen den Allvater gepaart, antwortet er dem ihn bedauernden Fremdling: Kismet, d. h. "so hat es das Schicksal gewollt".

In den europäischen Städten, welche von einer ansteckenden Krankheit befallen sind, wacht die Polizei streng darüber, daß alle von einem Verstorbenen hinterlassenen Gerätschaften und Kleider sogleich verbrannt werden; die Türken hingegen kaufen dieselben ohne Bedenken und bedienen sich ihrer, ohne sie nur vorher gelüftet zu haben. Diese Unvorsichtigkeit verbreitet das verheerende Übel, da bekanntlich Tuch, Wolle oder Pelzwerk den ansteckenden Stoff sehr lange bewahren. Der unabänderlichen Vorsehung, wie sich ein Türke ausdrücken würde, verdanke ich meine Erhaltung in den Warenhäusern, wo ich mehrere Shawls kaufte und niemand dieser Gefahr aussetzen mochte.

Ägyptische in Alexandrien mit Kaufmannsgütern befrachtete Schiffe sind es gewöhnlich, welche die Pest nach Konstantinopel bringen, wo sie sich mit den verladenen Waren sehr schnell verbreitet. Wirklich haben die Einwohner dieser Hauptstadt die Bemerkung gemacht, daß während der vier oder fünf Jahre, da die Franzosen und nach ihnen die Engländer Ägypten in Besitz genommen und eine Quarantäne-Anstalt in Alexandrien errichtet hatten, dieselbe frei von der Pest geblieben ist.

Die türkische Regierung pflegt ebenfalls die wütende Epidemie gleichgültig zu betrachten, ohne irgendeine Anstalt zu treffen, um derselben Einhalt zu tun. Folgender Satz des Koran, welchen die Muslime als ein Hauptdogma des Islam betrachten, dient der verderblichen Nachlässigkeit des Divan zum Vorwand:

"Ich glaube an Gott, seine Engel, sein Gesetzbuch, seine Propheten und die Vorbestimmung zum Guten und Bösen."

Die geschicktesten Ulema oder des Korans Beflissenen bedauern um so mehr die verderblichen Folgen, die eine solche Auslegung des Koran nach sich zieht, als selbige ihrer Meinung nach dem Sinn des Gesetzgebers zuwider ist, welcher dabei nur den Zustand des Menschen nach seinem Tode, doch keineswegs seine politischen und sittlichen Verhältnisse berücksichtigt, in denen ihm der Koran den freien Willen (*liberum arbitrium*) beilegt. In dieser so wichtigen Hinsicht scheint also die Denkart der Nation und des Monarchen selbst mit dem Geist des Glaubens im Widerspruch zu stehen. Die unmittelbaren Nachfolger Muhammads, welche nach ihm das Zepter des Kalifen führten, und die früheren osmanischen Monarchen sind, wie es scheint, von diesem so gefährlichen Vorurteil frei gewesen. Der gelehrte Moradega d'Osson führt hierüber das Beispiel des Kalifen Omar an, der nach dem Tod des Muâviye den Thron Muhammads bestieg. Dieser Monarch zog im achten Jahr der Hedschra, sechshundert-unddreißig nach Christi Geburt, an der Spitze seines Heeres gegen Syrien. Als

er aber vernahm, daß die Pest in jenem Lande wütete, verschob er den unternommenen Heereszug und zog sich mit seinen Truppen nach Medina zurück. Bayezit II. folgte in einem ähnlichen Fall dem Beispiel des Freundes des Propheten. Dieser Sultan hatte nach dem Feldzug von 1492 seinen Rückmarsch von Albanien nach Konstantinopel angetreten. Da vernahm er, daß die Pest einen Teil der Bevölkerung seiner Hauptstadt weggerafft hatte; und weit entfernt, sich und seine Truppen der Gefahr aussetzen zu wollen, begab er sich nach Adrianopel und verblieb dort einige Monate, bis die Seuche in Konstantinopel sich gelegt hatte.

Nach den vor einigen Jahren in Konstantinopel gemachten Anordnungen zu urteilen, läßt es sich vermuten, daß der jetzt regierende Kaiser Mahmud die echt väterliche und gemeinnützige Absicht habe, dies so tief eingewurzelte Vorurteil abzulenken und seine Untertanen von den verderblichen Folgen desselben zu befreien. Dieser Monarch hat im Jahre 1813, als eben die Pest in Konstantinopel wütete, die Pestkranken in eigene dazu in Üsküdar eingerichtete Krankenhäuser führen lassen und in einem besonderen Edikt (Hattı şerif) das Dogma der muslimischen Religion von der unabänderlichen Vorbestimmung seinen Untertanen auf eine sehr liberale Weise erklärt. Dies ist der erste Schritt, den man in Konstantinopel zur Errichtung einer Quarantäne getan hat. Doch kann diese so gemeinnützige Anstalt nie eine vollkommene Wirkung haben, solange das Volk in seinem Vorurteil beharrt und die dieserhalb ergehenden Verordnungen als dem höchsten Wesen mißfällige und den Sprüchen der ewigen Weisheit vorgreifende Maßregeln betrachtet.

Am achtundzwanzigsten August besuchte mich ein Offizier der türkischen Artillerie (Topçubaşı), den ich vor einigen Tagen kennengelernt hatte, und äußerte den Wunsch, mich die reitende Artillerie und ihre Manöver sehen zu lassen. Ich nahm sein Erbieten mit Vergnügen an und begleitete ihn nach den Kasernen dieses Korps. Ich würde dies bedeutende wohl eingerichtete Gebäude unbedingt zu den schöneren dieser Art zählen, wenn die architektonischen Zierate desselben als Gesimse, Fensterverdachungen usw. nicht gemalt, sondern von Stein wären wie das Gebäude selbst. Diese architektonische Unart, so unangenehm sie auch einem Europäer erscheinen mag, ist in Konstantinopel allgemein.

Das Material der türkischen Artillerie, die Verhältnisse ihres Feldgeschützes, der Lafetten, Protzkarren und Munitionswagen sind nach den in der französischen Artillerie angenommenen Grundsätzen eingerichtet. Die Artilleristen, welche mir ziemlich gewandt schienen, haben im letzten Krieg gegen die Russen mehrmalige Beweise ihrer Fertigkeit und ihres ausdauernden Mutes gegeben. Sämtliche Vorräte der türkischen Artillerie, ihre schweren Kanonen, Haubitzen und Mörser, sind im Zeughaus von Konstantinopel aufgestellt. Dies weitläufige Gebäude liegt an der See in der Vorstadt Tophane. Neben demselben ist ein Gießhaus, welches der Baron von Tott auf europäische Art eingerichtet hat,

und eine Kaserne, welche die bei dem Zeughaus angestellten Beamten und Arbeiter bewohnen.

Auf dem Vorhof an der See steht eine Batterie schweren Geschützes, welches bei festlichen Gelegenheiten abgefeuert wird. Im Jahre 1807 legte man hier eine Hauptbatterie an, um den Hafen, das Serail und das Zeughaus gegen die englische Flotte zu verteidigen, welche unter dem Oberbefehl des Admirals Duckworth durch die Straße der Dardanellen und das Marmara-Meer gesegelt war und der Hauptstadt des Osmanischen Reichs den Untergang drohte.

Ich glaube hier dieses wichtige Ereignis mit einigen Worten erwähnen zu müssen. Dem englischen Gesandten, Herrn von Arbuthnot, konnte im Jahre 1807 das immer mehr wachsende Ansehen des französischen Botschafters, des General Sebastiani, bei der Pforte nicht gleichgültig sein. Letzterer suchte den Divan in seinem Vorsatz, den Krieg gegen Rußland kräftig fortzuführen, zu bestärken. Herr von Arbuthnot hingegen wollte den Frieden vermitteln und die türkische Regierung zu einem Krieg gegen Frankreich bewegen. General Sebastiani behauptete in dieser Verhandlung den Vorzug. Die Anträge des englischen Gesandten wurden abgelehnt, worauf derselbe Konstantinopel heimlich verließ und sich auf die unter dem Oberbefehl des Admirals Duckworth im Archipelagus kreuzende Flotte begab. Dieses rasche, unbesonnen scheinende Benehmen des englischen Gesandten, welches ihm hinterlistig soll angeraten worden sein, um ihn von Konstantinopel zu entfernen, wurde allgemein mißbilligt. Doch bald lief die Nachricht ein, daß der englische Admiral, von einem starken Südwind begünstigt, durch die Dardanellen gesegelt wäre und sich der Hauptstadt näherte. Die Türken, welche in ihren Festungen zu Friedenszeiten keine andere Besatzung zu halten pflegen als die daselbst wohnenden Janitscharen, welche fast alle irgendeinen Handel oder Gewerbe treiben, taten bei dem raschen, unerwarteten Manöver der Engländer nur wenige Schüsse gegen ihre Schiffe. Admiral Duckworth setzte seinen Lauf durch das Marmara-Meer fort, und am zehnten Februar warf seine Flotte die Anker vor den Mauern von Konstantinopel.

Die Bestürzung der Bewohner der Hauptstadt beim Anblick der englischen Schiffe war allgemein. Die Minister der Pforte, welche, wie man versichert, mit dem russischen Kabinett einverstanden waren, fürchteten viel weniger den Feind als den Pöbel, welcher in der tumultarischen Aufwallung seiner Wut leicht hätte auf den Gedanken fallen können, die oberen Staatsbeamten wegen ihres Verrats oder wenigstens ihrer Vernachlässigung der Schlösser am Hellespont wegen zu strafen. Das Volk befürchtete den Brand der meist von Holz erbauten Stadt, welche bei einem Bombardement ein Opfer der Flammen hätte werden müssen. General Sebastiani endlich glaubte voraussetzen zu können, daß die Engländer ganz besonders auf seine Auslieferung dringen würden. Er eilte demnach, einen Teil seines geheimen Archivs zu verbrennen, und traf die nötigen Anstalten, um zu Lande zu entfliehen. Der englische Gesandte hätte un-

bezweifelt alles erlangen können, worauf er standhaft und kräftig gedrungen hätte. Er beging bei dieser Gelegenheit den wesentlichen Fehler, den gewöhnlichen bedächtigen Gang der diplomatischen Verhandlungen allzutreu zu befolgen.

Eine von ihm der türkischen Regierung überreichte Note enthielt die Präliminarien des zwischen Rußland und der Pforte abzuschließenden Friedens, wobei sich Herr von Arbuthnot zum Vermittler anbot und vorzüglich darauf drang, die türkische Flotte in Besitz zu nehmen und sie nach Malta zu führen, wo sie bis zum allgemeinen Frieden bleiben sollte. Der Divan teilte die Aufforderung des englischen Gesandten dem General Sebastiani mit, welcher sogleich dagegen protestierte und mit dem Einmarsch des in Dalmatien stehenden französischen Heeres nach Bosnien und Serbien drohte. So vergingen einige Stunden, und das erste Schreiben des englischen Gesandten blieb unbeantwortet. Derselbe erließ ein zweites, worin er die Stadt und das Serail in Brand zu stecken drohte und auf eine schnelle Ratifikation der gemachten Vorschläge drang. Man versichert allgemein in Konstantinopel, der damals regierende Sultan Selim, dessen Entschlossenheit den edlen Eigenschaften seines Herzens nicht entsprach, habe sich bereits gegen seine Hausgenossen erklärt, daß er der Notwendigkeit weichen und auf die Bedingungen des englischen Gesandten eingehen wolle. In diesem wichtigen Augenblick begab sich ein vormaliger hochbejahrter Kızlar ağası oder Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen, der seit langer Zeit sein Amt niedergelegt und sich vom Hof zurückgezogen hatte, nach dem Serail und stellte dem Großherrn die wirkliche Lage der Dinge vor, die unbedeutende Macht der Engländer im Verhältnis zu der zahlreichen Volksmenge der Hauptstadt, die Schmach, nichts zur Behauptung derselben getan zu haben, endlich die dringende Gefahr, die Liebe und die Achtung seines Volkes durch diese Charakterlosigkeit zu verlieren. Dieser treue Diener warf sich zu den Füßen des Kaisers und bat ihn, in der so wichtigen Angelegenheit nicht zu rasch zu verfahren und den weiteren Lauf der Dinge noch einige Stunden abzuwarten. Der Sultan folgte seinem Rat.

Der verhängnisvolle zehnte Februar war bereits verflossen, und Herr von Arbuthnot harrte noch immer geduldig auf die Beantwortung seiner eingereichten Noten. Dieser Zeitverlust entriß den Engländern den Vorteil, der ihnen werden mußte, wenn sie den Moment des Schreckens zu benutzen gewußt hätten. Schon fingen die Einwohner von Konstantinopel an, sich von ihrer Bestürzung zu erholen; das kraftlose Benehmen des seit einigen Stunden untätigen Feindes flößte ihnen den Mut ein, demselben Trotz zu bieten. Der französische Gesandte ließ dem Großherrn seine Bereitwilligkeit erklären, an die Spitze des Volkes und der Besatzung zu treten und ihren Eifer bei der Verteidigung der Hauptstadt zu leiten. Sultan Selim nahm diesen Antrag dankbar an, und sogleich eilten die bei der Gesandtschaft angestellten französischen Offiziere auf die ihnen von dem General Sebastiani angewiesenen Posten, wo Schanzen und Batterien ange-

legt werden sollten. Türkische Offiziere wurden den Franzosen zur Seite gesetzt. Das Volk eilte scharenweise herbei und war die ganze Nacht so tätig, daß in wenigen Stunden dreihundert Kanonen und Mörser aufgepflanzt waren. Eine starke Batterie von sechzig Stück schweren Geschützes deckte das Arsenal. Mit Staunen sahen die Engländer am anderen Morgen diese Zurüstungen; und zu früh mutlos geworden, reichte der englische Gesandte eine dritte Note ein, worin er eine viel gemäßigtere Sprache führte. Doch verlangte er, daß man an den Verschanzungen zu arbeiten aufhören sollte. Diese Nachricht von der Nachgiebigkeit des englischen Gesandten lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt und verbreitete ein allgemeines Frohlocken. Am dritten Tag waren die Schanzen, an denen man, der Drohungen der Engländer ungeachtet, zu arbeiten nicht aufhörte, schon so gut gedeckt, daß bei der Entschlossenheit des Volkes die englische Flotte wirklich aufgehört hatte, furchtbar zu sein. Die Einwohner von Konstantinopel schwuren, bei dem ersten Schuß des Feindes denselben mit dem Säbel in der Faust und vermittelst ihrer leichten Boote oder Kaiks auf seinen Schiffen anzugreifen. Die englische Artillerie würde bei der Ausführung dieses kühnen Vorsatzes unbezweifelt ein großes Blutbad unter ihren Feinden angerichtet haben; jedoch möchten bei der großen Anzahl und dem fanatischen Mut der Türken die Folgen ihres heroischen Entschlusses schwerlich abzusehen gewesen sein.

Der französische Gesandte leitete, wie schon bemerkt, die Verteidigungsanstalten der Einwohner von Konstantinopel. Seine dreifarbige Fahne wehte von der vergoldeten Gondel herab, in welcher er längs den Stadtmauern hinsegelte, um die aufgeworfenen Schanzen in Augenschein zu nehmen. Eine einzige feindliche Kugel hätte das schwache Boot in den Grund gebohrt; doch taten die Engländer, durch das bereits Geschehene schwankend gemacht, keinen Schuß gegen die befeindete Flagge, die dort wehte.

Admiral Duckworth weilte noch einige Tage unter den Mauern von Konstantinopel, worauf er sich mit seiner Flotte nach den Fürsten-Inseln auf dem Marmara-Meer zurückzog, um daselbst frisches Wasser einzunehmen. Die diplomatischen Verhandlungen wurden immer noch fortgesetzt, doch war der für die Engländer günstige Augenblick längst verschwunden. Der Rückzug der Engländer, von dem Pöbel der eingebildeten Bedenklichkeit ihres Befehlshabers zugeschrieben, welcher den Angriff der türkischen Boote abzuwarten sich nicht getraute, wirkte sehr vorteilhaft auf die Gemüter in der Hauptstadt. Eine Abteilung Freiwilliger legte sich auf den Fürsten-Inseln in Hinterhalt, griff die gelandeten englischen Matrosen an und hieb einen Teil derselben nieder. Dieser nicht unbedeutende Verlust bewog den englischen Admiral, daß er die Quellen, aus denen das Wasser geschöpft wurde, mit Kanonen bepflanzen ließ. Nach Verlauf von acht oder zehn Tagen, als alle Bemühungen des Herrn von Arbuthnot, die Pforte zu einem Frieden mit Rußland zu bewegen, fruchtlos waren, und er zu befürchten hatte, daß ihm der Rückzug versperrt würde, gab er sein Vor-

haben auf und segelte mit der Flotte nach dem Archipelagus zurück. Aller Zurüstungen der Türken in den Dardanellen ungeachtet, kamen die Engländer ohne bedeutenden Verlust auf ihre frühere Station im Ägäischen Meer zurück. Bald darauf wurden die längs den Stadtmauern von Konstantinopel aufgeworfenen Schanzen wieder geschleift, ja, die Schlösser in den Dardanellen sollen jetzt ebenso verwahrlost sein, als sie es früher gewesen, so unglaublich auch diese Nachlässigkeit nach der gemachten Erfahrung sein mag.

Bald nach meiner Ankunft in Konstantinopel machte ich daselbst die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Herrn von Axak. Dieser würdige Patriot, untröstlich über den Untergang seines Vaterlandes, verließ dasselbe im Jahre 1795 und suchte seine Zuflucht in Konstantinopel. Der Divan scheint den Charakter eines Mannes vollkommen gewürdigt zu haben, der ein bedeutendes Vermögen seiner edlen Denkkungsart aufgeopfert hat, und erklärte ihn, nach seiner Ankunft in Konstantinopel, feierlich zu einem Gast der Pforte (türkisch: müsa-fir). Herr von Axak nahm mich liebevoll auf und machte mich mit mehreren bedeutenden Türken bekannt, mit denen er auf einem freundschaftlichen Fuße lebte. Ihr richtiger, gerader Verstand, ihre oft witzigen, fast immer treffenden Bemerkungen bewogen mich, die nähere Bekanntschaft einiger darunter zu suchen.

Am ersten September besuchte ich mit dem Herrn von Axak einen vornehmen Türken mit Namen Abdulkadir Bey, den Sohn des ehemaligen Großwesirs Melek Pascha, der eine Tochter des Sultans Mustafa III. zur Frau gehabt hatte. Nach dem Tode der Sultanin heiratete der Großwesir wieder, und seine Gattin gebar ihm diesen Sohn, im vierundneunzigsten Jahr seines Alters.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und nachdem uns der Kaffee aufgetischt war, leitete Abdulkadir ein Gespräch über die Politik, die Geschichte und die Literatur der Osmanen ein. Herr von Axak, der die orientalischen Sprachen sehr geläufig spricht und ihre besten Schriftsteller kennt, lobte die strenge Unparteilichkeit der neueren türkischen Geschichtsschreiber. Doch machte er die Bemerkung, daß ihre früheren Jahrbücher nicht von Zeitgenossen aufgesetzt, sondern viel später aus unsicheren Quellen zusammengetragen, keineswegs befriedigend wären. "Deine Bemerkung", sagte Abdulkadir, "erinnert mich an ein Ereignis, welches ich dir erzählen will. Ich segelte vor einigen Tagen nach Üsküdar, um daselbst das Grab meines Vaters zu besuchen. Auf demselben Platz, wo seine Asche ruht, stehen zwei alte Grabmäler, und ich erkannte an der Form der Turbane, daß das eine derselben einem ehemaligen Großwesir, das andere einem Kapudan Pascha zu Ehren errichtet worden ist: doch fand ich keine Inschrift, aus welcher ich die Namen dieser beiden Staatsmänner und die Zeit, in welcher sie gelebt, hätte ersehen können. Wahrscheinlich haben die Zeitgenossen geglaubt, die Nachwelt könne unmöglich diese für sie so wichtigen Männer

vergessen, und alle Inschrift sei überflüssig. Ebenso mögen die siegreichen osmanischen Monarchen gedacht haben. Sie achteten Gelehrte und Geschichtsschreiber nur wenig, in dem stolzen Wahn, ihre Heldentaten den Mitsiegern sowie den Besiegten gleich unvergeßlich gemacht zu haben. Beide haben geirrt. Niemand weiß heute mehr den Namen des in Üsküdar zur Erde bestatteten Großwesirs, und wie manche merkwürdige Begebenheit unserer Geschichte mag in Vergessenheit geraten sein!"

Abdulkadir Bey versicherte mich, die türkische Regierung besolde seit mehr denn zweihundert Jahren einen Geschichtsschreiber. Dieser Beamte ist verpflichtet, alle in geschichtlicher Hinsicht merkwürdigen Begebenheiten, welche ihm die Staatsminister mitzuteilen schuldig sind, in die Jahrbücher der Monarchie einzutragen.

haben auf und segelte mit der Flotte nach dem Archipelagus zurück. Aller Zurüstungen der Türken in den Dardanellen ungeachtet, kamen die Engländer ohne bedeutenden Verlust auf ihre frühere Station im Ägäischen Meer zurück. Bald darauf wurden die längs den Stadtmauern von Konstantinopel aufgeworfenen Schanzen wieder geschleift, ja, die Schlösser in den Dardanellen sollen jetzt ebenso verwahrlost sein, als sie es früher gewesen, so unglaublich auch diese Nachlässigkeit nach der gemachten Erfahrung sein mag.

Bald nach meiner Ankunft in Konstantinopel machte ich daselbst die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Herrn von Axak. Dieser würdige Patriot, untröstlich über den Untergang seines Vaterlandes, verließ dasselbe im Jahre 1795 und suchte seine Zuflucht in Konstantinopel. Der Divan scheint den Charakter eines Mannes vollkommen gewürdigt zu haben, der ein bedeutendes Vermögen seiner edlen Denkart aufgeopfert hat, und erklärte ihn, nach seiner Ankunft in Konstantinopel, feierlich zu einem Gast der Pforte (türkisch: müsa-fir). Herr von Axak nahm mich liebevoll auf und machte mich mit mehreren bedeutenden Türken bekannt, mit denen er auf einem freundschaftlichen Fuße lebte. Ihr richtiger, gerader Verstand, ihre oft witzigen, fast immer treffenden Bemerkungen bewogen mich, die nähere Bekanntschaft einiger darunter zu suchen.

Am ersten September besuchte ich mit dem Herrn von Axak einen vornehmen Türken mit Namen Abdulkadir Bey, den Sohn des ehemaligen Großwesirs Melek Pascha, der eine Tochter des Sultans Mustafa III. zur Frau gehabt hatte. Nach dem Tode der Sultanin heiratete der Großwesir wieder, und seine Gattin gebar ihm diesen Sohn, im vierundneunzigsten Jahr seines Alters.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und nachdem uns der Kaffee aufgetischt war, leitete Abdulkadir ein Gespräch über die Politik, die Geschichte und die Literatur der Osmanen ein. Herr von Axak, der die orientalischen Sprachen sehr geläufig spricht und ihre besten Schriftsteller kennt, lobte die strenge Unparteilichkeit der neueren türkischen Geschichtsschreiber. Doch machte er die Bemerkung, daß ihre früheren Jahrbücher nicht von Zeitgenossen aufgesetzt, sondern viel später aus unsicheren Quellen zusammengetragen, keineswegs befriedigend wären. "Deine Bemerkung", sagte Abdulkadir, "erinnert mich an ein Ereignis, welches ich dir erzählen will. Ich segelte vor einigen Tagen nach Üsküdar, um daselbst das Grab meines Vaters zu besuchen. Auf demselben Platz, wo seine Asche ruht, stehen zwei alte Grabmäler, und ich erkannte an der Form der Turbane, daß das eine derselben einem ehemaligen Großwesir, das andere einem Kapudan Pascha zu Ehren errichtet worden ist: doch fand ich keine Inschrift, aus welcher ich die Namen dieser beiden Staatsmänner und die Zeit, in welcher sie gelebt, hätte ersehen können. Wahrscheinlich haben die Zeitgenossen geglaubt, die Nachwelt könne unmöglich diese für sie so wichtigen Männer

vergessen, und alle Inschrift sei überflüssig. Ebenso mögen die siegreichen osmanischen Monarchen gedacht haben. Sie achteten Gelehrte und Geschichtsschreiber nur wenig, in dem stolzen Wahn, ihre Heldentaten den Mitsiegern sowie den Besiegten gleich unvergeßlich gemacht zu haben. Beide haben geirrt. Niemand weiß heute mehr den Namen des in Üsküdar zur Erde bestatteten Großwesirs, und wie manche merkwürdige Begebenheit unserer Geschichte mag in Vergessenheit geraten sein!"

Abdulkadir Bey versicherte mich, die türkische Regierung besolde seit mehr denn zweihundert Jahren einen Geschichtsschreiber. Dieser Beamte ist verpflichtet, alle in geschichtlicher Hinsicht merkwürdigen Begebenheiten, welche ihm die Staatsminister mitzuteilen schuldig sind, in die Jahrbücher der Monarchie einzutragen.

Viertes Kapitel

Die Umgebungen von Konstantinopel längs dem Bosporus sind ungemein reizend. Auf der europäischen sowohl als auf der asiatischen Küste wölben sich steile Gebirge stufenweise übereinander. Von weißen luftigen Segeln belebt, scheint der Kanal eine Schiffbrücke zu sein, um beide Weltheile schwesterlich zu verbinden. Dies reizende Bild wird gegen Norden durch die tobenden Wellen des Pontus, gegen Süden durch das klare Becken der Propontis begrenzt. Schroffe Granitfelsen schließen auf beiden Seiten des Bosporus lange schattige Täler ein, zu denen im Sommer die Bewohner der Hauptstadt sich haufenweise begeben, um daselbst der erfrischenden Seeluft zu genießen. Bei dem Anblick einer solchen Zusammenkunft mehrerer Tausender von Europäern, Türken, Griechen, Armeniern, Arabern, Persern, Ägyptern und Äthiopiern beider Geschlechter, in ihren eigentümlichen Trachten, glaubte ich mich plötzlich in einen ungeheuren englischen Garten versetzt und zu einem Maskenball eingeladen zu sein. Das herrliche und milde Klima dieses Landes, der freundliche Himmel, die schönen Aussichten, auch wohl vielleicht der eigene Reiz der verschleierte Frauen, denen man gerne nur einen Blick abgewinnen möchte, alles dieses machte mir diese belebten Täler ungemein anziehend. Der Wunsch, beide Ufer des Bosporus näher kennenzulernen, bewog mich, Pera zu verlassen, um in Büyükdere, einem drei Meilen von Konstantinopel gelegenen Flecken, einige Wochen zu verleben.

Am dritten September begann ich meine Wanderungen in dieser höchst malerischen Gegend. Ich segelte nach der asiatischen Küste, um auf derselben die Trümmer eines Büyükdere gegenüber auf einem hohen Felsen gelegenen alten Schlosses zu sehen, welches von den Genuesern im vierzehnten Jahrhundert erbaut wurde. Die Mauern dieser jetzt gänzlich vernachlässigten Feste stehen noch unerschütterlich da. Ich wünschte irgendeine Inschrift unter den Trümmern zu finden, aus welcher ich die genaue Zeit der Erbauung dieses Schlosses kennengelernt hätte. Doch blieben meine Nachforschungen fruchtlos.

Unter dem genuesischen Schloß an der See liegt eine von den Türken zur Verteidigung des Bosporus unlängst erbaute Feste, Anadolu hisarı genannt. Ihre Anlage an einer Stelle, wo sich der Bosporus etwas gegen Osten wendet und folglich die durchsegelnden Schiffe länger unter dem Geschütz der Festung

bleiben müssen, schien mir sehr vorteilhaft zu sein, minder gelungen ist die Ausführung derselben. Der türkische Baumeister, welcher sie geleitet, hat die Mauern so dünn gemacht, daß sie unmöglich dem Geschütz der feindlichen Schiffe lange widerstehen können.

Eine halbe Meile von Anadolu hisarı fängt das schöne Tal Hünkâr İskelesi an. Der drohende Name dieses Ortes (das Wort Hünkâr nämlich bedeutet den Meister des Blutes) scheint keineswegs für diesen in gleichem Maße anmutigen und geschichtlich merkwürdigen Ort geeignet zu sein. Hier bezogen die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon ihr erstes Lager auf der asiatischen Küste, und zwar im Jahre 1097. Diese Rückerinnerung dürfte keinem gleichgültig sein; mir erhöhte sie unendlich den Reiz dieses mit hohen Platanen und Zypressen bedeckten Tales. Ich dachte mir mit Vergnügen die Möglichkeit, daß diese uralten Stämme damals schon diesen Ort beschatteten. Ich dachte mir unter ihrem Laub den heldenmütigen Tankred sich zum Kampf rüstend, den weisen Gottfried, den frommen Adhemar die ferneren Schicksale der ihnen anvertrauten Heldenschar beraten zu sehen. Tassos begeisternde Dichtung reihte sich bald in meiner Phantasie an die herzerhebende geschichtliche Wirklichkeit. Seine Helden beschäftigten ausschließlich meinen Geist; ich suchte Rinaldo auf, den in der Liebe wie in der blutigen Schlacht gleich glücklichen Rinaldo.

Der Geist des Rittertums, der einige Jahrhunderte lang das westliche Europa beseelte, wichtig durch die Folgen, die er auf die Bildung so vieler Völker gehabt, verdient unbedingt die wärmste Anerkennung des Menschenfreundes. Es scheint, als wenn in diesem roheren Zeitalter, wo man keinen anderen Ruhm als den der Waffen kannte, wo die Gesetze nicht weise genug gedacht, nicht kräftig genug gehandhabt waren, um die wilden Leidenschaften einer unerzogenen kampfbegierigen Menge zu zügeln, wo die Religion sogar (freilich nur eine mißdeutete Religion) zu Grausamkeiten verleitete, es scheint, als hätte da die ewige Weisheit den Geist des Rittertums der trauernden Menschheit zugesandt und den Orden, welchen er beleben sollte, zur Hilfeleistung der Unglücklichen geweiht.

Eine Viertelmeile südwärts von Hünkâr İskelesi, zwischen Kandilli und Balta Limanı, verengt sich der Bosporus bis auf vierhundert Klafter. Hier erbaute Mandrokles die bekannte Brücke, über welche der persische König Darius Hystaspes sein Heer gegen die Skythen im Jahre 509 vor unserer Zeitrechnung führte.

Am vierten September besuchte ich die westlich von Konstantinopel zwischen Bahçeköy, Petinokori und Cebeciköy gelegene Gegend, um die daselbst befindlichen zahlreichen Wasserleitungen, Kanäle, Schleusen, Wasserbehältnisse und hydraulischen Werke aller Art zu sehen, vermittelt derer die griechischen Kaiser und später die Türken Konstantinopel mit Trinkwasser versehen haben. Wir versahen uns mit Schießgewehren und verließen Büyükdere vor Sonnenaufgang, von einem Janitscharen begleitet, welcher dem spanischen Bot-

schafter von der Pforte als Ehrenwache war zugeschickt worden und von demselben den Auftrag erhielt, mich zu begleiten. Ich glaubte mich dadurch gegen Straßenräuber zu sichern, welche diese Gegend unsicher machten und deren Frechheit so weit gegangen war, daß sie mehrere unweit der Hauptstadt gelegene Dörfer gebrandschatzt hatten. Die Regierung sah diesem Unfug lange gleichgültig zu, endlich schickte sie Truppen gegen die Räuberbande aus. Nach einem kurzen Widerstand wurden die Banditen in dem Gebirge bei Belgrad umzingelt, mehrere derselben gefangengenommen und ohne weitere Umstände auf der Stelle hingerichtet.

Der Weg zwischen Büyükdere und Bahçeköy führt neben einer für den Naturforscher merkwürdigen Baumgruppe von vierzehn ungeheuren Platanen, welche sämtlich Sprößlinge eines einzigen Stammes sein sollen, einige darunter sind bis vierzig Fuß stark. Wirklich bemerkte ich, daß alle diese Bäume aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt auszugehen scheinen.

Bei Bahçeköy sahen wir eine bedeutende im achtzehnten Jahrhundert erbaute Wasserleitung. Die Straße führt unter einem Bogen derselben durch. Von ungefähr wandte ich mich hier gegen die See, nach Büyükdere hin, und mit einem Blick übersah ich das liebliche Tal, das ich soeben durchwandert hatte, die riesenhaften Platanen, den von schwellenden Segeln belebten Bosphorus und endlich die schroffen Felsen der asiatischen Gebirge. Das ganze so mannigfaltig, so reich zusammengesetzte Bild erschien mir in einem Bogen der Wasserleitung eingefaßt wie ein Gemälde von Claude Lorrain oder Ruysdael in seinem Rahmen.

Die Wasserleitung von Bahçeköy ist gegen zweihundert Klafter lang und an einigen Stellen bis fünfzig Fuß hoch. Bei dem Gedanken, wieviel hydraulische Kenntnisse dazu erfordert werden, um in einer bergigen Gegend einen Wasserstrom einige Meilen weit zu führen, wieviel Wasserleitungen, wieviel unterirdische Kanäle dazu gehören, wie genau die Verbindung derselben, wie richtig die Wasserwaage, wie durchdacht die Verteilung der Wassermasse sein muß, glaubte ich, daß dieses Werk von einem fremden Hydrauliker erbaut wäre. Wie sehr erstaunte ich, als mich der französische Gesandte, General Graf von Andreossi, versicherte, die meisten im türkischen Reich befindlichen Wasserleitungen wären von Arnauten erbaut, welche sich seit mehreren Jahrhunderten mit der praktischen Hydraulik ausschließlich beschäftigen. Eine merkwürdige Sage, welche diese Arnauten für beglaubigt ausgeben, verdient hier angeführt zu werden. Sie behaupten: ihre Vorfahren, die Makedonier, haben die Hydraulik in Persien erlernt, als sie unter den siegreichen Fahnen Alexanders des Großen dies Reich erobert hatten.

Jenseits von Bahçeköy befindet sich ein beträchtliches Wasserbehältnis, welches mit der soeben erwähnten Wasserleitung in Verbindung steht. Eine sehr hohe, von Werkstücken erbaute und mit Marmorplatten belegte Mauer vertritt hier die Stelle eines Dammes und hält das in demselben gestaute Wasser auf. Zu

beiden Enden und in der Mitte stehen Marmorpfähle, über denen man Zelte aufschlägt, wenn man den Kaiser erwartet, der diese Anstalt von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegt. Die Versorgung der Hauptstadt des Türkischen Reiches mit Trinkwasser ist für das Staatsoberhaupt ein so wichtiger Gegenstand und der Mangel an demselben ist so oft der Grund oder Vorwand gefährlicher Meutereien gewesen, daß man in dieser Hinsicht weder Kosten noch Mühe spart, und daß die osmanischen Monarchen die in dieser Gegend befindlichen hydraulischen Anstalten in Augenschein nehmen, um sich von ihrer Instandhaltung zu vergewissern.

Der Weg zwischen Bahçeköy und Büyükdere ist kaum für Reiter und leichte Karren fahrbar. Er führt durch ein steiles Gebirge und durch dicke Wälder, welche einer polizeilichen Verfügung zufolge nicht abgetrieben werden dürfen. Der Grund zu diesem für die Grundeigentümer lästigen Verbot ist die Besorgnis, daß die mit so vielen Kosten nach Konstantinopel geleiteten Bäche im Sommer versiegen möchten.

Die Gegend zwischen Belgrad und Pyrgos kann mit Recht als klassisch für die Hydraulik genannt werden. Jenseits von Belgrad sind zwei ansehnliche Wasserbehältnisse mit gemauerten Schleusen versehen. Weiter gegen Pyrgos zu sah ich in verschiedenen Richtungen fünf Wasserleitungen, deren eine unter einem geraden Winkel erbaut, aus zwei Flügeln besteht und drei Stockwerk hoch ist; die andere, die Lange genannt, ist über dreihundert Klafter lang. Minder ausgedehnt, doch unendlich schöner ist die Wasserleitung bei Pyrgos, welche, wie man versichert, der Kaiser Justinian erbaut hat. Dieses siebenhundertzwanzig Fuß lange und hundertzehn Fuß hohe Prachtgebäude nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Steinmasse ist so groß, daß alle Gegenstände in ihrer Nähe merklich kleiner erscheinen; meine Reisegefährten schienen mir daneben nur Zwerge zu sein. Die kolossalen Verhältnisse der Wasserleitung, die Strebepfeiler, womit sie versehen ist, prägen ihr einen imponierenden Charakter von unzerstörbar scheinender Festigkeit auf. Der Erbauer dieser Wasserleitung hat daran nur zwei oder drei ganz schlichte Gesimse angebracht; und diese Einfachheit schien mir sehr wohl berechnet, um den Beschauer mit keinen kleinlichen Einzelheiten zu beschäftigen, vielmehr sein Auge in dem erhabenen Anblick des Ganzen festzuhalten. Die an beiden Seiten befindlichen kleineren Bögen, zwischen denen man eine für Lasttiere zugängliche Treppe durchgeführt hat, entsprechen allerdings den viel breiteren Mittelbögen nicht, und ein schulgerechter Baumeister dürfte in dieser Verschiedenheit einen Beweis des Verfalls der Baukunst im sechsten Jahrhundert suchen. Doch übersieht man leicht diese Abweichung bei dem Eindruck, welchen das Ganze gewährt; und diese Wasserleitung gewinnt an malerischer Wirkung, was sie etwa an Regelmäßigkeit verliert.

Dieses herrliche Werk ist, wie ich schon bemerkt habe, im ersten Jahrhundert des griechischen Kaisertums errichtet; wer also bedenkt, daß es dem nagen-

den Zahn der Zeit, den in diesem Land so häufigen Erdbeben, und was noch mehr ist, dem Keim der Zerstörung, den es in sich führt, ein Jahrtausend lang trotz, der muß notwendig dem Erbauer seine ganze Achtung zollen. Die Werkstücke, aus denen die Wasserleitung erbaut ist, sind durchgehends zweiunddreißig Zoll lang, zwölf Zoll breit und acht Zoll hoch. Den Wasserstrom fand ich zweiunddreißig Zoll breit und zweiundzwanzig Zoll tief, doch bleibt sich derselbe nicht zu allen Zeiten gleich, er nimmt nach der Jahreszeit ab oder zu.

Eines anhaltenden Regens ungeachtet, blieben wir mehrere Stunden hier, um dies schöne Denkmal des Altertums von allen Seiten zu studieren; endlich, auf wiederholtes Anliegen unseres Janitscharen, der seinen Ramazan streng beobachtet und den ganzen Tag gefastet hatte, verließen wir, obwohl ungern, diesen Ort und erreichten bald darauf das Dorf Belgrad.

Die ganze Gegend von Bahçeköy bis Belgrad und Pyrgos und so weit unser Auge nur reichen konnte ist unbebaut und entvölkert, und ihr unglücklicher Zustand fiel mir um so mehr auf, als ich den Boden fast durchgehends fruchtbar befunden habe. Diese Vernachlässigung des Ackerbaus ist vorzüglich den Pestübeln zuzuschreiben, mit welchen die Hauptstadt des Türkischen Reiches und ihre näheren Umgebungen heimgesucht werden. Die Bewohner der unbedeutenden und weit auseinander liegenden Dörfer dieser Gegend beschäftigen sich mehr mit dem Anbau ihrer Weinberge und Gärten als mit dem Ackerbau. Der Landwein in Bahçeköy ist nicht schlecht und ziemlich einem leichten Rheinwein ähnlich.

Merkwürdig waren mir in Bahçeköy hydraulische Maschinen, vermittelt derer die Bewohner ihre Gärten bewässern. Diese Maschinen sind sehr einfach. Ein Pferd setzt ein großes Rad in Bewegung, an welchem Schöpfeimer angebracht sind. Das auf diese Art gehobene Wasser wird auf den Garten des Eigentümers geleitet, welcher vermittelt leichter tragbarer Röhren ein Beet desselben nach dem anderen bewässert.

Ich habe die Reise nach Pyrgos zu Pferde gemacht und das Pferd von einem Landsmann in Bahçeköy gemietet. Diese Tiere scheinen ganz für diese Gebirgsgegenden geschaffen zu sein, sie haben einen festen, sicheren Schritt, viel Mut und eine große Spannkraft in ihren Muskeln.

Mit Sonnenuntergang kehrten wir nach Büyükdere zurück, ohne die Räuber nur gesehen zu haben, gegen welche wir uns bewaffnet hatten. Ebenso glücklich entgingen wir einer noch größeren Gefahr. Einige Tage, nachdem wir in Pyrgos gewesen waren, brach die Pest abermals in jener Gegend aus und raffte viele Menschen hinweg.

Am siebenten September begab ich mich nach Beylerbeyi, einem am Bosphorus, auf der asiatischen Küste, gelegenen Städtchen, wo der Sultan an diesem Tag sein Gebet öffentlich verrichten sollte. Die osmanischen Kaiser pflegen alle Freitage, von einem glänzenden Hofstaat umgeben, ihre Andacht in irgendeiner Moschee (Cami) der Hauptstadt oder in der Nähe derselben zu verrichten. Eine

zahlreiche Menge eifriger Muslime pflegt der Feierlichkeit beizuwohnen und sieht mit einem stolzen erhebenden Gefühl das Haupt der Religion mit der Versammlung die Vorschriften des Gottesdienstes erfüllen.

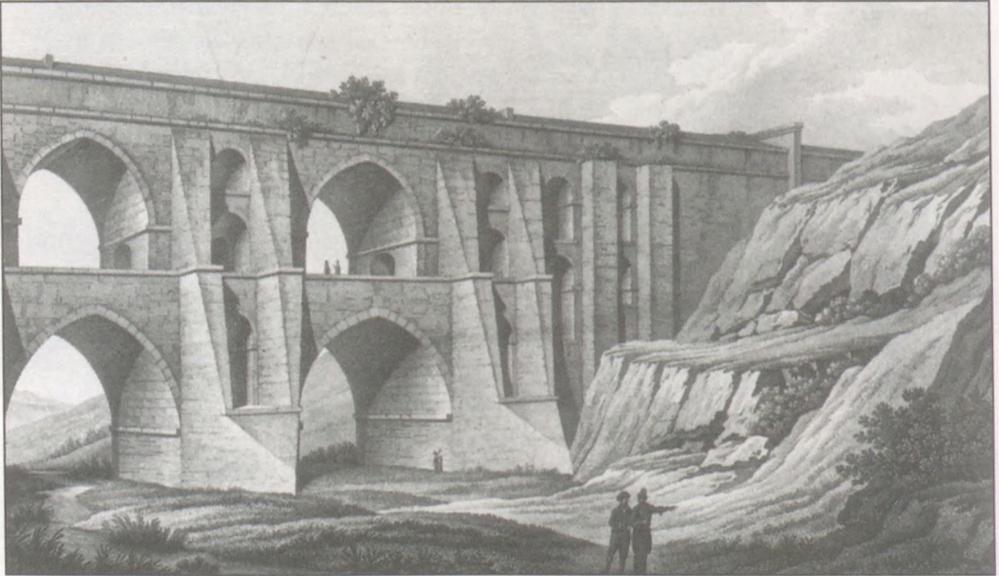
Kaum war ich in Beylerbeyi angelangt, so erblickte ich schon ein zahlreiches Geschwader reich verzierter Gondeln von Konstantinopel her auf Beylerbeyi zusegeln. Sie gehörten sämtlich zum Hofstaat des Großherrn, der ihn nach der Moschee begleitete. Jeder obere Beamte des Staates und des Serails hat einen eigenen Kaik von einer gewissen vorgeschriebenen Form und eine bestimmte Zahl Ruderer auf demselben, die er nicht übersteigen darf. Diese reich ausgerüstete Flotille nahm die ganze Breite des Bosphorus ein und stellte mir lebhaft die asiatische Pracht des mächtigen Herrschers vor Augen. Ich bewunderte den schönen kräftigen Körperbau der Ruderer, die mich an die Fechter des Altertums erinnerten, die kostbaren von weitem schimmernden Geschmeide der vornehmsten Staatsbeamten, den zahlreichen in glänzende, meist seidene Gewänder gekleideten Hofstaat, die Menge der schwarzen und weißen Verschnittenen, der Pagen, Stummen, Zwerge und anderen Unterbedienten, die zwei mit goldenen Arabesken verzierten, vorn ganz vergoldeten und mit goldenen Rudern versehenen Gondeln des Kaisers, das ganze pfeilschnell dahingleitende Geschwader, das tiefe Stillschweigen dieser zahlreichen Menschenmenge, alles in diesem Aufzug war mir neu, alles erinnerte mich an die Pracht eines Harun al-Raschid.

Schon hatten die sämtlichen Gondeln sich dem Ufer genähert, und ein Teil des Hofstaates war auf den Kai gesprungen und hatte sich in die vorgeschriebene Ordnung gestellt. Auf ein gegebenes Zeichen begab sich der Großherr in die Moschee. An der Spitze des glänzenden Zuges ging eine Abteilung Haseki oder Leibsoldaten, welche seidene Kleider und krumme Säbel an der Seite trugen; auf diese folgten die Peyk und die Solak mit römischen, stark befiederten Helmen, und zwischen ihnen trat der Kaiser einher. Er trug einen grünen Pelz mit schwarzen Fuchsfellen verbrämt; seinen Turban schmückten eine Aigrette von Edelsteinen, welche auf eine halbe Million Taler geschätzt wird, und ein Federbusch von den Federn des Paradiesvogels. Sein Dolch, den er am Gürtel trug, war mit einem sehr kostbaren diamantenen Griff versehen.

Sultan Mahmud ist mittlerer Statur, sein Gesicht ist voll, doch blaß. Sein feuriges schwarzes Auge zeugt von einer großen Festigkeit des Charakters, die an unerbittliche Strenge grenzen soll. Auf den Großherrn folgten mehrere Beamte des Serails, eine beträchtliche Anzahl Janitscharen, Offiziere von den in Konstantinopel zur Besatzung stehenden Fahnen und endlich ein Schwarm von Bostancı, Baltacı und anderen Hofsoldaten. Unter den Beamten des Serails bemerkte ich den Kızlar ağası oder den Anführer der schwarzen Verschnittenen, dessen Titel buchstäblich den Oberbefehlshaber der Mädchen bedeutet. Dieser Unglückliche sowie der Kapı Ağası oder das Oberhaupt der weißen Verschnittenen ist verbunden, in seinem eigenen Harem eine gewisse Anzahl der Frauen für



Blick auf das Tal Hünkar İskelesi am Bosporus
Skizziert von L. Fuhrmann gestochen von Hammer in Dresden



Blick auf den Aquädukt bei Pyrgos
Gezeichnet von Graf Henrik Zabiato, skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Hammer in Dresden



Hydraulischer Brunnen
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Zinke in Wien



Sultan Mustafa IV.

Nach einem Porträt aus der Sammlung des moskowitzischen Botschafters in Büyükdere
Gezeichnet von L. Fuhrmann gestochen von Krüger in Dresden



Der Sultan mit seinem Gefolge
Gezeichnet von L. Fuhrmann, gestochen von Kretlow in Warschau

sich selbst zu unterhalten. So gebietet es die Hofsitte des Serails, welche eine gewisse Frauenzahl als der Würde eines Mannes entsprechend ansieht und auch solche von ihm unterhalten wissen will. Der Kızlar Ağası macht hierin keine Ausnahme, indem man in ihm nur den Staatsbedienten und nicht den Menschen betrachtet. Schwerlich kann die Etikette an irgendeinem Hof so streng befolgt werden, als sie es in Konstantinopel ist. Der Großherr selbst, dieser unumschränkte Beherrscher so vieler Millionen Menschen, ist den Gesetzen derselben weit mehr unterworfen als die europäischen Monarchen. Jeder Tag hat seine in dieser Hinsicht unabänderlichen Regeln, welche genau bestimmen, was er an demselben zu sagen oder zu tun hat. Der Zeremonienmeister der Pforte heißt Teşrifatçı Efendi.

Merkwürdig für den Geschichtsschreiber ist eine bei der Thronbesteigung der türkischen Sultane seit mehreren Jahrhunderten sorgfältig beobachtete Sitte. Der neue Regent, nachdem er das Schwert des Osman umgürtet hat, was bei den Türken dieselbe Bedeutung hat wie die Krönung der europäischen Monarchen, spricht feierlich zu einem seiner Hofbeamten: "Kızıl Elma'da görüşelim!" (Mögen wir uns in Rom wiedersehen!). In den jetzigen Verhältnissen ist dieses freilich nur eine völlig bedeutungslose Formel, doch spricht sie sehr deutlich den Wunsch der früheren osmanischen Monarchen aus, diese vormalige Hauptstadt der Welt an sich zu reißen und mit der Besitznahme derselben den übrigen Eroberungen der Osmanen die ruhmreichste Krone aufzusetzen. Und setzt man sich im Geist in jene Zeiten zurück, wo Ahmet Gedük Pascha (im Jahre 1480) die Stadt Otranto in Apulien eroberte und einige Jahre zu behaupten wußte, wo ganz Italien voller Schrecken war und der Papst Rom zu verlassen gedachte, um den Heiligen Stuhl nach Avignon zu versetzen: so erscheint die Eroberung von Rom durch die Türken keineswegs in dem Gebiet der Unmöglichkeit.

Nach einer etwa halbstündigen Andacht begab sich der Sultan in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, nach dem Serail zurück.

Bei meiner Rückkehr nach Büyükdere segelte ich an die Feste Rumeli Hisarı hin, welche Mehmet II. kurz vor der Eroberung von Konstantinopel auf der europäischen Küste des Bosporus erbaute. Neben dem Schloß ist ein von hohen Zypressen beschatteter Begräbnisplatz der Türken, den sie Hisar Mezarı nennen.

Der Zypressenbaum, den man im nördlichen Europa seiner Seltenheit wegen in den Gewächshäusern teuer aufzieht, scheint mir nicht schön zu sein, auch wenn er seine vollständige Ausbildung erreicht hat. Seine Form ist ganz die der lombardischen Pappel, doch fehlen der Zypresse die leichten Blätter der Pappel, in denen der leiseste Wind so angenehm säuselt. Ich glaube, daß unsere Tannen und Fichten mit ihren zur Erde gesenkten Ästen eine für solche der Trauer geeignete Plätze weit mehr geeignete Baumart sein dürfte.

Ich stieg in Hisar Mezarı ans Ufer und suchte die bedeutendsten Grabmäler dieses Ortes auf. Bekanntlich lassen vermögende Familien in diesem Land kostbare, reich verzierte Marmor-Denkmäler den Ihrigen setzen; den Ärmeren setzt

man steinerne Pfähle, worauf ein Turban gemeißelt ist. Und da bei den Türken nicht nur alle Stände, sondern auch die Rangordnung in denselben sich durch eigene Formen der Turbane voneinander unterscheiden, so kann jemand, der die Landessitte kennt, den Stand des Verblichenen auf den ersten Blick unterscheiden. Einer meiner Ruderer ward hier zu meinem Cicerone. "Hier", sprach er, "ist ein Justizbeamter zur Erde bestattet, dort ein Schiffskapitän; dies ist das Grab eines Janitscharenhauptmanns, dies eines schwarzen Verschnittenen, dies eines Imams oder Geistlichen; dort ruht ein Emir, ein Abkömmling des Propheten." Diese genaue Standesunterscheidung der Verblichenen und hier gemeinschaftlich Ruhenden schien mir den erhabenen Eindruck zu stören, dessen man sich an einem Ort kaum erwehren kann, wo man alle Hoffnungen, alles Streben, alle Dichtung des Lebens in ein Nichts zusammenfließen sieht; desto mehr gefiel mir die zartgedachte Sitte der Türken, die Gräber ihrer Verwandten, Freunde und Kinder mit duftenden Blumen zu bepflanzen.

Eine Viertelmeile von Rumeli Hisarı ist die Strömung im Bosphorus so stark, daß die Türken dieselbe die Strömung des Teufels (şeytan hendisi) nennen. Der größten Anstrengung der Ruderer ungeachtet, können kaum leichte Kähne gegen dieselbe fahren. Große Schiffe bedürfen eines starken Südwindes, um in das Schwarze Meer zu kommen. Diese Erscheinung kann füglich dem überströmenden Wasser aus dem Schwarzen und Asowschen Meer beigemessen werden, in die sich so viele bedeutende Ströme ergießen.

Am siebenten September wandte sich der Wind und kam aus dem Süden. Die Türken pflegen einen solchen Wind den Syrischen (şam yeli) und die Europäer ihn Scirocco zu nennen. Der Wärmemesser stand gegen Mittag auf 26° Reaumur, und obgleich eine solche Temperatur auch dem Nordländer in seiner Heimat nicht fremd ist, schien mir die an diesem Tag dennoch unerträglich. Der Scirocco hat nämlich das eigentümlich Unangenehme an sich, daß er die Luft drückend macht und den Nerven ihre gewöhnliche Spannkraft nimmt.

Merkwürdig für den Meteorologen ist die sich immer gleich bleibende Richtung der Winde im Schwarzen Meer und in der Propontis, welche im Frühjahr und Sommer fast immer aus dem Norden und im Herbst aus dem Süden wehen. Diese monsunähnlichen Winde begünstigen ungemein die Schifffahrt. Die Kaufleute können mit großer Gewißheit ihre Versendungen berechnen und die Zeit bestimmen, welche ihre Schiffe benötigen, um von Odessa nach Konstantinopel und von da wieder nach Odessa zu kommen. Ungleich unbeständiger ist die Temperatur in Konstantinopel, und sehr häufig regnet es dreimal an einem Tage, und ebensooft genießt man das freundlichste und schönste Wetter. Dieses unbeständige Klima ist den Fremden keineswegs zuträglich. Doch erreichen die Türken oft ein hohes Alter und erfreuen sich noch als Greise einer kraftvollen Gesundheit. Dieses so wünschenswerte Los ist meines Erachtens vorzüglich ihrer Mäßigkeit im Essen und Trinken zuzuschreiben, und noch mehr der seltenen

Seelenruhe, mit welcher sie die empfindlichsten Unfälle des Lebens zu ertragen wissen.

Ich habe in Konstantinopel zwei sehr interessante Greise kennengelernt. Einer derselben hat als Dragoman oder Dolmetscher mehrere Jahre bei dem Grafen von Bonneval verlebt, der bekanntlich im Jahre 1736 den österreichischen Dienst verließ, zum Islam übertrat und zu einem Pascha von drei Roßschweifern ernannt wurde. Der andere ist am Hof des persischen Schahs Kulikan angestellt gewesen und wohnte dem Feldzug der Perser gegen Indien im Jahre 1739 bei. Die Denkwürdigkeiten dieser beiden Männer, wenn sie welche schreiben wollten, dürften für den Geschichtsschreiber jener Epoche nicht unwichtig sein.

Am siebenten September begab ich mich auf die asiatische Küste nach Hünkâr İskelesi und streifte von dort aus in der Gegend bei Akbaba umher. Diese Landschaft ist bergig und weder so belaubt noch so bevölkert, als sie es rücksichtlich ihres guten Bodens sein könnte. Die Verschiedenheit des Klimas auf der europäischen und asiatischen Küste des Bosporus ist um so merkwürdiger, als diese Meerenge nur einige hundert Klafter breit ist. Auf der asiatischen Küste ist die Natur viel üppiger als auf der gegenüberliegenden. Statt der gewöhnlichen in Europa wachsenden Pflanzenarten sind die schattigen Täler um Üsküdar mit Thymian, Melisse und anderen duftenden Sträuchern bewachsen, welche den Luftkreis mit Wohlgerüchen erfüllen. Alle Obstarten werden hier um einige Wochen früher reif, und der Winter ist weniger streng als in der so nahe gegenüberliegenden Hauptstadt.

Bei meiner Rückkehr aus Akbaba ging ich nach dem am Bosporus liegenden Dorf Beykoz, wo ich bei einem auf zehn Marmorsäulen sich wölbenden und mit schönen Platanen beschatteten Springbrunnen (Taksim) einige Augenblicke verweilte. Dieser Ort ist in den heißen Mittagsstunden immer mit Türken angefüllt, welche hier auf dazu eingerichteten Sofas einige Stunden in jener glücklichen Seelenruhe zubringen, die mir das "ducere iucunda oblivio vitae" des Horaz lebhaft vor Augen stellte.

Das warme Klima dieses Landes sowohl als der muslimische Kultus, welcher mehrmalige Abwaschungen an jedem Tag gebietet, haben zur Folge, daß die Türken, wo es ihnen nur möglich ist, in ihren Gärten, neben ihren Häusern, ja, sogar in ihnen selbst, Wasserkünste anlegen. Ich habe häufig auch in kleinen Privatbesitzungen bei Konstantinopel Springbrunnen gesehen, doch waren diese den geringen Mitteln ihrer Besitzer so genau entsprechend, daß das Becken oder Wasserbehältnis oft nicht über sechs Fuß im Durchmesser und der Wasserstrahl kaum achtzehn Zoll hoch war.

Gegen Sonnenuntergang begab ich mich in ein Kaffeehaus in Pera, welches die Türken und die Europäer gemeinschaftlich zu besuchen pflegen. Die Abendstunden während des Ramazan gewähren dem Fremdling in Konstantinopel und wohl in allen türkischen Städten einen sonderbaren und unterhaltenden Anblick.

Kurz nach Sonnenuntergang sah ich zahlreiche Schwärme Türken aus den Moscheen nach dem Kaffeehaus eilen, um daselbst ein Abendessen einzunehmen, das ihnen nach einem strengen Fasten sehr willkommen zu sein schien. Der Koran verpflichtet alle Muslime zu einem achtundzwanzig Tage langen Fasten während des Monats Ramazan, und dieses Gesetz ist so streng, daß man in dieser ganzen Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang weder essen noch trinken noch Tabak rauchen, nicht einmal eine Blume riechen darf und jede mutwillige Übertretung desselben mit einem ebenso strengen einundsechzig Tage langen Fasten in der Folgezeit büßen muß.

Die Türken, welche ihre Jahre in Mondmonate teilen, geben in allen Dörfern und Städten genau Obacht, um den Neumond des Ramazan wahrzunehmen, und sobald ihn jemand erblickt und ein gerichtliches Zeugnis darüber ablegt, tritt die verordnete Fastenzeit ein. Im Winter ist dieselbe, wie leicht zu erachten, viel weniger empfindlich als im Sommer, weil alsdann der Bewohner von Konstantinopel von vier Uhr des Morgens bis acht Uhr des Abends sich aller Speise enthalten muß. Vermögende Familien pflegen, um sich das drückende Gesetz zu erleichtern, den Tag über zu schlafen. Mit Sonnenuntergang rufen die Muezzins die Muslime zum Gebet; die ganze Stadt, ja man möchte sagen, ein bedeutender Teil von Asien und Afrika ist alsdann in Bewegung; alles verdoppelt seine Schritte, um in der Moschee das Abendgebet zu verrichten, womit die Andacht des Tages ihr Ende nimmt. Nach beendigtem Gebet pflegen Bekannte, Verwandte und Freunde gemeinschaftlich ein Abendessen einzunehmen und die Nacht in einem freundschaftlichen Kreis zuzubringen. Vor Sonnenaufgang nehmen sie abermals ein Frühstück, welches sie İmsak nennen, gehen in die Moschee und legen sich, dann zur Ruhe. Menschen aus ärmeren Klassen, Staatsbeamte und Kaufleute können sich aber unmöglich einer solchen Erleichterung erfreuen.

Zauberisch ist der Anblick von Konstantinopel in der Nacht während des Ramazan von der Seeseite her. Jeder Eigentümer erleuchtet sein Haus, und so scheint die ungeheure auf sieben Hügeln erbaute Stadt in hellen Flammen dazustehen; außerdem werden die Minare mit farbigen Lampen auf eine mannigfaltige, oft phantastische Art erleuchtet. Dies alles zusammen stellt einen Anblick dar, der mich an die arabischen Feenmärchen erinnerte. Ich mietete einen Kaik und schwärmte einen Teil dieser schönen und heiteren Nacht auf der See umher. Das frohe Getümmel einer halben Million Menschen, welche sich in den Kaffeehäusern und anderen Versammlungsortern an der See ihres Lebens freuten, das Geplätscher der Ruderer auf den nach allen Seiten wimmelnden mit Blumen verzierten Gondeln in der hellen, milden und freundlichen Nacht machten eine Wirkung, die meine Sinne, meine Brust mit unendlicher Lust erfüllten.

Fünftes Kapitel

Mein Aufenthalt von mehreren Wochen in Konstantinopel hatte bereits die Neugierde befriedigt, mit der ich diese Gegend betrat. Ich hatte mir die Hauptstadt des Osmanischen Reiches und ihre näheren Umgebungen ziemlich bekanntgemacht, und der Anblick des Marmara-Meeress machte immer mehr den Wunsch in mir rege, die an demselben gelegenen in der Geschichte so merkwürdigen Gegenden zu besuchen. Wirklich sind die Ufer des Bosphorus, der Propontis und des Hellesponts seit mehr denn dreitausend Jahren die Schaubühne der merkwürdigsten Ereignisse gewesen. Bei dem Anblick dieser klassischen Gestade glaubte ich die allgemeine Geschichte der älteren und neueren Völker aufgeschlagen zu sehen.

Hier erschallte des Orpheus Leier, der sich bekanntlich den nach Kolchis segelnden Argonauten zugesellt hatte. Das fromme Gebet des Helden, sein begeisterter Gesang sollen die tobenden Wogen des Pontus mehrmals beschwichtigt haben.

Jene entfernten in einen lichten blauen Nebel gehüllten Felsen an der Propontis und dem Hellespont gaben das frohlockende Jauchzen der homerischen Helden und der unter Alkibiades und dem makedonischen Alexander fechtenden Krieger zurück.

Hier lagerten Roms siegreiche Legionen; dort bewiesen die Heerscharen der griechischen Kaiser, daß sie den Namen römischer Soldaten unter Leitung geschickter Feldherren nicht unrühmlich führten. Dies ist die Stelle, wo Darius Hystaspes seine Brücke schlug. Dort fochten die Gallier, die Awaren, die Gothen, die Hunnen, die Ungarn, die Bulgaren, die Perser unter Chosro, die Araber im ersten Jahrhundert des Islam und später unter Harun al-Raschid.

Jener Hafen ist es, wo Gottfried von Bouillon, Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich, nebst seiner schönen Gemahlin Eleonora von Aquitanien, an der Spitze der italienischen, französischen und deutschen Ritterwelt den asiatischen Boden berührten.

Hier führte Mehmet II. seine kampfbegierigen, sieggewohnten Janitscharen gegen die festen Mauern von Konstantinopel, deren Anlage ein Engel dem Großen Konstantin angegeben haben soll. Bekanntlich stürmte der Osmane im Jahre 1453 die Hauptstadt des griechischen Kaisertums, dessen festeste Stütze im

dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Schar der im fernen Norden in England, Dänemark, Schweden, Norwegen und Island geworbenen Waräger gewesen war.

Auf diesen Gewässern wehten die Flaggen der griechischen Katalonier, der Normannen und Sizilianer, der Slawen, Kosaken und Russen; und hier war es, wo die venezianischen und genuesischen Flotten einem Reich Gesetze gaben, das den Namen des Römischen führte. Hier endlich haben die Russen im achtzehnten Jahrhundert unter Elfinston und Orlow und die Engländer vor wenigen Jahren unter Duckworth gefochten. Fügt man noch hinzu, was unser gelehrter kritischer Geschichtsschreiber Naruszewicz wahrscheinlich findet, daß auch der Polenkönig Boleslaus im Jahre 1112 sich einem Kreuzzug beigesellt und an der Spitze eines Heeres diesen Weg nach Asien genommen habe, so läßt sich wohl mit Recht sagen, dieser Boden sei ein Feld der Ehre gewesen, auf welchem die hier genannten Nationen um den Vorzug der Tapferkeit und des Kriegsruhms gekämpft haben. Ich beschloß, diese in der Geschichte der Menschheit so merkwürdige Gegend zu besuchen und, den günstigen Nordwind benutzend, durch die Propontis und den Hellespont sofort nach dem Ägäischen Meer zu segeln.

Als wir am zehnten September vom Land stießen, um die mir unvergeßliche Reise anzutreten, erblickten wir den Großherrn, der soeben an der Spitze vieler reich verzierter Kaiks und Gondeln das Serail verlassen hatte, um sich auf das Lustschloß Beşiktaş zu begeben. Die oberen Beamten des Hofes, der Kızlar Ağası, der Bostancı Paşa begleiteten den Großherrn. Die Batterien des Arsenal und die unlängst aus dem Archipelagus zurückgekommene osmanische Kriegsflotte feuerten ihr Geschütz in wiederholten Ehrensalven ab. Die Schiffe flaggten, der ganze Kanal wimmelte von Booten aller Art, und zwischen den festlich geschmückten sich in Pulverdampf hüllenden Zwei- und Dreideckern glitt unser leichter Nachen dahin.

Ein starker Nordwind begünstigte unsere Fahrt, und bald waren wir an Üsküdar vorübersegelt. Auf der Nord- und Westseite dieser Stadt ziehen sich weit ins Feld hinein mehrere Begräbnisplätze, deren bedeutender Umfang mit der nur von vierzigtausend Menschen bewohnten Stadt in keinem Verhältnis steht. Wirklich ist die Zahl der hier beerdigten Muslime weit größer, als es die Sterbelisten von Üsküdar mit sich bringen, indem die in der Hauptstadt selbst wohnenden Türken sich lieber hier auf der asiatischen Küste als bei Konstantinopel beerdigen lassen. Der Grund dieser sonderbaren Vorliebe liegt in dem Glauben an eine im Türkischen Reich allgemein bekannte Weissagung, welcher zufolge die Russen einst die Osmanen aus ihren europäischen Provinzen nach Asien zurückdrängen sollen, welchen letzteren Weltteil die Vorsehung den Muslimen auf immer zugesichert habe.

Von diesem Vorurteil sind auch die aufgeklärtesten Männer dieser Nation nicht frei. Die meisten in Konstantinopel lebenden Türken von Bedeutung haben in Üsküdar Familiengräber, welche sie öfters zu besuchen pflegen. Ihre Be-

gräbnisplätze sind zu jeder Zeit mit Menschen angefüllt, welche daselbst mit dem warmen Gefühl eines liebevollen Schmerzes auf den Gräbern der verbliebenen, ihnen unvergeßlich gebliebenen Anverwandten, Freunde und Kinder beten. Abdulkadir Bey, den ich schon früher erwähnt habe, versicherte mich, daß er wenigstens alle Wochen einmal das Grab seines Vaters besuchte, den er vor einigen Jahren verlor. Ein so dauernder Schmerz scheint mir ein sprechender Beweis der festen Bande zu sein, welche hier in den meisten Fällen die verschiedenen Mitglieder einer Familie aneinander ketten.

Die Stadt Üsküdar war im Altertum unter dem Namen Chrysopolis (Goldene Stadt) bekannt. Die Geschichtsschreiber weichen in ihren Meinungen über die Herleitung dieser Benennung ab. Nach einigen führte sie den Namen wegen des hier den persischen Königen von den benachbarten Provinzen erlegten Tributs. Nach anderen war es die schöne Chrysëis, Agamemmons edle Tochter, die diesem Ort ihren Namen gab. Die Athener bemächtigten sich dieser Stadt im Jahre 409 vor Christi Geburt und legten dem Rat des Alkibiades zufolge allen durch den Bosphorus segelnden Schiffen einen Zoll auf.

Merkwürdig ist Üsküdar in der Geschichte des griechischen Kaisertums und in der des vierten Kreuzzuges. Hier war es, wo der heldenmütige Greis Dandolo die verbündeten französischen und venezianischen Krieger ans Land setzte. An demselben Tag griff eine Schar von achtzig französischen Rittern eine fünfhundert Mann starke Abteilung griechischer Reiter an und zersprengte sie. Der Ausgang dieses merkwürdigen Kriegszuges dürfte wenigen meiner Leser unbekannt sein. Am siebenten Juli 1204 gingen die Verbündeten über den Bosphorus und stellten sich auf der europäischen Küste in Schlachtordnung, ohne daß ihnen die Landung von seiten der Griechen mit einigem Nachdruck wäre streitig gemacht worden. Am achtzehnten Juli wagten die Venezianer und Franzosen einen Sturm gegen die festen Mauern von Konstantinopel, wobei der seines Gesichts beraubte Dandolo mutig an der Spitze focht. Der Sturm ward abgeschlagen, doch erreichten dabei die Verbündeten nicht weniger ihren Zweck. Der feige Alexis, der seinen Bruder Isaak entthront und sich der Kaiserkrone bemächtigt hatte, bewies an diesem Tage, wie wenig er ihrer würdig war. Der bei weitem größeren Zahl seiner Truppen, der bewährten Festigkeit seiner Hauptstadt ungeachtet, verlor er alle Fassung beim Anblick der mutig fechtenden Franken. Er verließ heimlich seine Hauptstadt und entfloh. Der rechtmäßige Kaiser, der mehrere Monate in einem Kerker geschmachtet hatte, wurde hierauf feierlich eingeladen, seinen Thron wieder zu besteigen, und die Franken, die den Hauptzweck ihres Kriegszuges erreicht sahen, folgten als Freunde und Verbündete seinem festlichen Einzug. Doch bald darauf, als der Großschatzmeister eine neue Verschwörung anzettelte und den Kaiser Isaak nebst seinem Sohn ermorden ließ, erklärten die Venezianer und Franzosen den griechischen Thron für erledigt, griffen Konstantinopel zum zweiten Mal an und nahmen die Stadt mit

Sturm ein. Hierauf schritten ihre Anführer zu einer neuen Kaiserwahl, und Graf Balduin von Flandern bestieg den Thron des großen Konstantin.

Gegenwärtig ist Üsküdar der Aufenthalt mehrerer von den öffentlichen Geschäften entfernt lebender vornehmer Türken, oft auch solcher, die ihre Stellen am Hof verloren haben, dieselben wieder zu erlangen wünschen und sich weder zu sehr den Augen neidischer Nebenbuhler aussetzen noch sich zu weit vom Mittelpunkt der Geschäfte und Kabalen entfernt halten wollen. Der persische Gesandte bei der Pforte pflegte in Üsküdar zu wohnen. Die mißtrauische Staatskunst des Divans erlaubt selten einem fremden Gesandten, die Hauptstadt der Monarchie zu bewohnen.

Unweit der Stadt liegt eine zerstörte Moschee, welche Selim III. für das neue Truppencorps hatte erbauen lassen, welchem er die europäische Organisation und Taktik geben wollte. Bekanntlich hatte dieser liebenswürdige, eines besseren Schicksals werthe Monarch die Idee, die Janitscharen umzuformen und sie den regulären Truppen der europäischen Mächte gleich zu stellen. Als jene sich weigerten, sich einer solchen Abänderung zu unterwerfen, ließ der Sultan neue Truppen werben, welchen er den Namen Nizami cedid (Neue Werbung) gab. Diese für das Türkische Reich so wichtige Maßregel bewirkte den Sturz und den zu frühen Tod des patriotisch gesinnten Selim. Die Janitscharen, welche das neue Heer bereits auf dreißigtausend Mann verstärkt sahen, empörten sich gegen den Großherrn und griffen die Neugeworbenen in ihren Standquartieren an. Diese, noch zu wenig in der neueren besseren Taktik geübt, leisteten nur schwachen Widerstand und wurden zersprengt und niedergemacht, worauf ihre neu erbauten Kasernen und die oben erwähnte Moschee von dem wütenden Volk zerstört wurden.

Östlich von Üsküdar liegt an der See das Dorf Kadıköy an derselben Stelle, wo im Jahre 665 vor Christi Geburt, also einige vierzig Jahre vor Eroberung der Stadt Konstantinopel, die Megarer ihren Pflanzort Chalkedon anlegten. Unbegreiflich ist diese übel berechnete Wahl eines handelnden, auf seinen Vorteil bedachten Volkes. So nahe bei dem Goldenen Horn, wie konnte diese in aller Hinsicht vorteilhaftere Lage ihren Blicken entgehen? Diese unbesonnene Wahl bewog ein Orakel des Apollo, die Megarer in Chalkedon blind zu nennen. Dieser Ort selbst ist aber im grauen Altertum durch ein Orakel berühmt gewesen, welches zu seiner Zeit in Griechenland und in den benachbarten Ländern in großem Ansehen stand.

Im fünften Jahrhundert bemächtigten sich die Athener dieses Ortes.

Im Jahre 525 der christlichen Zeitrechnung erfocht hier Konstantin der Große einen entscheidenden Sieg über seinen Gegner, den Licinius Augustus. Der Wunsch, die Alleinherrschaft der Römerwelt an sich zu reißen, war die Ursache des Bürgerkrieges. Das Waffenglück, den römischen Adlern des Licinius untreu, begünstigte das Labarum, und der siegreiche Konstantin sah seinen Gegner den Purpur zu seinen Füßen niederlegen.

Im Jahre 602 flüchtete sich der griechische Kaiser Mauritius mit seiner Familie nach Chalkedon, als sein empörtes Heer den Phokas erst zu seinem Oberhaupt und bald darauf zum Kaiser ausrief. Fünf Kinder sah der unglückliche Mauritius unter dem Mordstahl der von Phokas gesandten Henker bluten. Der Todesstreich, der zuletzt ihn traf, machte der Höllepein seines Vaterherzens ein Ende und mag deshalb nicht der schmerzhafteste gewesen sein.

Nicht minder merkwürdig ist Chalkedon in den Jahrbüchern der Kirchengeschichte. Hier wurde im Jahre 451 eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten. Die auf derselben zusammengetretenen Väter verwarfen die Lehre des Nestor und des Eutychius und erklärten die zweite Person der Dreieinigkeit einer göttlichen und menschlichen Natur zugleich theilhaftig.

In einiger Entfernung von dem Dorf Kadıköy liegen die Fürsten-Inseln, also benannt, weil auf denselben einer alten Sage zufolge mehrere griechische Prinzessinnen gefangen gehalten wurden. Die Aussicht von hier auf das Marmarameer ist vorzüglich schön. Interessant für den Landschaftsmaler ist der sanfte, milde azurblaue Ton, welchen die entfernten Gegenstände in diesem Lande für den Beschauer annehmen, während sie bekanntlich in unserem nördlichen Himmelsstrich wie in einen kalten grauen Nebel gehüllt erscheinen. In der Darstellung dieses warmen, durchsichtigen, allen wärmeren Ländern eigenen Luftkreises ist der bekannte Claude Lorrain vorzüglich glücklich gewesen, und es besteht darin ein Hauptreiz seiner Landschaften.

Die erste der Fürsten-Inseln, mit Namen Prote (türkisch: Kınalı Ada), ist unbebaut. Die zweite heißt Antigona (türkisch: Burgaz Ada). Die dritte, Kalko (türkisch: Heybeli Ada), führte im Altertum den Namen Chalkitis und war ihrer Kupferbergwerke wegen bekannt. Diese sind jetzt ganz vernachlässigt, und kaum ahnen die Bewohner das Dasein der wichtigen Erwerbsquelle, die sie ungenutzt lassen. Auf dieser Insel wurde der Engländer Eduard Barton beerdigt, welcher als Gesandter der Königin Elisabeth mehrere Jahre in Konstantinopel verlebte. Mit dem Gefühl der Verehrung und des Dankes betrachtete ich das Grabmal eines Mannes, der in einer wichtigen diplomatischen Angelegenheit das Interesse meines Vaterlandes mit Nachdruck verfocht. Im Jahre 1590 hatten nämlich die Kosaken, damals noch Polens treue Lehnmänner, die türkische Grenzfestung Bender überrumpelt und geplündert. Dreimal hunderttausend Taler verlangte Kaiser Murat III. als Schadensersatz; zugleich forderte er den König Sigismund III. von Polen auf, nebst seiner Nation zum Islam überzugehen. Der entehrende Vorschlag wurde mit Verachtung abgewiesen, und ein blutiger Krieg schien unvermeidlich. In dieser wichtigen Angelegenheit trat der englische Gesandte als Vermittler auf, er erklärte im Namen seiner Monarchin, der allgemein gefürchteten Elisabeth, daß das Londoner Kabinett, seinen Verbindungen mit Sigismund getreu, im Falle einer Kriegserklärung auf seine Seite zu treten entschlossen sei. Diese Erklärung des englischen Gesandten bewog den

Divan, seine anmaßenden Forderungen zurückzunehmen, und die Sache ward friedlich beigelegt.

Die vierte und größte der Fürsten-Inseln ist Prinkipo (türkisch: Büyük Ada). Dieser anmutige Ort ist vor einigen Jahren sehr belebt gewesen, indem mehrere fremde Gesandte und viele europäische Kaufleute hier Landhäuser gemietet hatten, welche sie in der schönen Jahreszeit bewohnten. Seit der letzten Pest, welche auf Prinkipo viele Menschen weggraffte, haben sich die Franken von dieser Insel zurückgezogen.

Ragib Paşa, der unter Mustafa III. den Posten eines Großwesirs mehrere Jahre rühmlich verwaltete, hatte den weisen Plan, hier eine Quarantäne anzulegen und so die Hauptstadt des Osmanischen Reiches vor den häufigen Pestanfällen zu sichern. Der zu früh erfolgte Tod dieses Staatsmannes vereitelte seine wohlthätige menschenfreundliche Absicht.

Die Fürsten-Inseln, welche die Griechen Daimonesi, die Türken aber Adalar nennen, galten schon bei den Bewohnern der Hauptstadt des Griechischen Reiches für einen angenehmen Landsitz. Hier pflegte der im zwölften Jahrhundert so berühmt gewordene Kaiser Emanuel Komnenos die schöne Jahreszeit zuzubringen. Dieser Monarch, eine glänzende Ausnahme in der ruhmlosen Folge der trägen Nachfolger Justinians und Heraklios', scheint in seinen häufigen Kriegen gegen die Türken und Ungarn die erdichteten Heldentaten der Ritter der Tafelrunde verwirklicht zu haben. Dem griechischen Paladin, welchen Gibbon mit Richard Löwenherz von England vergleicht, waren die feindlichen Scharen minder gefährlich als seine eigenen Leidenschaften. Er vergaß nur zu leicht in Friedenszeiten die Pflichten des Regenten, und brachte mehrere Monate des Jahres auf den Fürsten-Inseln mit seiner geliebten Nichte Theodora zu, mit der er in blutschänderischer Verbindung gelebt haben soll.

Unser Steuermann, dem die nördliche Küste des Marmara-Meeres besser als die südliche bekannt war, entschloß sich, längs der ersten zu segeln. Mein Fernrohr in der Hand, verfolgte ich mit demselben die in der Geschichte merkwürdigen Stellen auf der asiatischen Küste der Propontis.

Auf dem ersten Vorgebirge jenseits von Kadıköy lag ehemals die Stadt Libyssa und das Grabmal des Karthagers Hannibal. Weiter gegen Süden liegt Nikomedia, einst der Wohnsitz mehrerer römischer Kaiser. Hier legte Diocletian seinen Purpur nieder und trat freiwillig in den Privatstand zurück, von welchem er sich auf den ersten Thron der Welt emporgeschwungen hatte. Ein heroischer Entschluß, der selten nachgemacht, noch seltener unbereut geblieben ist. Noch weiter, an dem See Askanius, betritt der Reisende das Schlachtfeld, auf welchem im Jahre 1190 der Sultan von Nikaia den Vortrab der Kreuzfahrer vernichtete, welchen Walther der Arme, Peters des Eremiten Freund, leitete. Der Verlust der Christen bei dieser Gelegenheit war so groß, daß der Sultan von den Gebeinen der Erschlagenen einen Hügel zusammentragen ließ, welcher den übrigen Abteilungen des christlichen Heeres zur Warnung dienen sollte.

Herrlich war die Aussicht, deren wir uns an diesem Abend zu erfreuen hatten. Vor unseren Augen erhob die Insel Marmara ihre zackigen Felsenmassen, auf der europäischen sowohl als auf der asiatischen Küste der Propontis boten uns fast jedes Vorgebirge, jeder Felsen, jede Bucht die interessantesten Rück Erinnerungen dar; hinter uns leuchteten die Kuppeln und Minares der seit Jahrtausenden blühenden Kaiserstadt.

Bald nach Sonnenuntergang, als wir das Städtchen Aya Stefano vorbeisegelten, fing der Himmel an sich zu bewölken, und der Wind wurde mit jeder Minute stärker. Wir hatten einen Sturm zu befürchten, den unser vorsichtiger Steuermann nicht abwarten wollte. Er ließ demnach die Segel streichen und erreichte mit Hilfe seiner Ruderer die kleine Bucht bei Aya Stefano. Unsere Matrosen banden den Nachen an einen Granitfelsen fest und spannten über demselben ein Zelt auf, unter dessen Schutz wir die stürmische Nacht recht soldatisch zubrachten. Der Wind wurde gegen Mitternacht so heftig, daß die Wellen ein nach Konstantinopel segelndes türkisches Frachtboot an dem Felsen zertrümmerten. Der Eigentümer verlor sein Schiff und alle Waren, womit er dasselbe befrachtet hatte, und nur mit Mühe wurde die Mannschaft gerettet.

Aya Stefano kann, soviel mir bekannt, seine Abstammung nicht aus dem Altertum herleiten, dennoch scheint es ehemals viel besser angebaut gewesen zu sein als jetzt. Die Bewohner finden häufig in ihren Weinbergen und Gärten ganze Säulen von Porphyr und antikes Glas, wovon ich bedeutende Bruchstücke gesehen habe.

Am elften September mit Tagesanbruch fing der Sturm an sich zu legen; dennoch glaubten unsere Matrosen einem gewissen Tod entgegenzugehen, als sie auf mein wiederholtes Geheiß den sicheren Ankerplatz gegen Mittag verließen. Dem unglückweissagenden Steuermann zum Trotz wurde das Wetter immer heiterer. Wir spannten alle unsere Segel auf, und in wenigen Stunden hatten wir Ereğli erreicht. Diese Stadt, im Altertum unter dem Namen Herakleia bekannt, ist sehr alt. Ursprünglich hieß der Ort Perinthus. Seitdem verwechselten die Einwohner beide Namen zu verschiedenen Malen. Nachdem der Kaiser Septimius Severus die seinen Widersacher Pescennius Niger begünstigende Stadt Byzanz zerstört hatte, übertrug er der Stadt Herakleia die Oberherrschaft über die auf den Trümmern des früher so blühenden Ortes zurückgebliebenen Byzantiner.

In der römischen Geschichte ist Herakleia ein merkwürdiger Ort. Hier fiel im Jahre 275 der christlichen Zeitrechnung der Kaiser Aurelian, von seinen Feldherrn und Hausgenossen ermordet, als er eben auf einem Heereszug gegen die Perser begriffen war. Ein gewisser Eros, von anderen Mnestheus genannt, war der Urheber des Frevels; der Elende befürchtete den Zorn des Kaisers, welcher ihm einige Male seiner groben Vergehungen wegen gedroht hatte. Die Strafe pflegte schnell dem Verweis des strengen Aurelian zu folgen. Um dieser zu entgehen, machte Eros die Schrift des Kaisers nach und setzte in derselben ein

Verzeichnis der vornehmsten Königsbeamten auf, mit der Bemerkung, daß sie als ein Opfer des vorgeblichen Unwillens des Kaisers fallen sollten. Dies Verzeichnis teilte Eros den darin benannten Feldherrn mit, und diese ermordeten den Sieger der Zenobia an der Spitze seiner Legionen.

Die Pest, welche in dieser Stadt wütete, verhinderte mich, ins Innere derselben zu dringen, um wenigstens die Trümmer der stolzen Gebäude nachzusehen, mit welchen sie im sechsten Jahrhundert geprangt haben soll. Dem Zeugnis eines gleichzeitigen Geschichtsschreibers zufolge sollen sie zu jener Zeit der einzigen Hauptstadt des Griechischen Kaiserstaats nicht nachgestanden haben. Ich fand in Erekli keine andere Spur altertümlicher Gebäude als einige hier und da noch stehende Bruchstücke der Stadtmauern, einen von Quadern aufgeführten Bogen und einige marmorne Säulen, deren unförmlich gestaltete Kapitelle mir ein hinlänglicher Beweis zu sein schienen, daß sie zu einem im Mittelalter aufgeführten Gebäude gehört haben.

Nach einer sehr frugalen auf unserem Boot eingenommenen Mahlzeit gingen wir unter Segel und verließen mit Wohlgefühl den gefährlichen Ort. Der kühle Nordwind begünstigte unsere Fahrt; wir segelten an Rodosto vorüber und warfen spät des Abends den Anker bei einem unbedeutenden Flecken, dessen Namen mir entfallen ist. Bald darauf artete der immer stärker werdende Wind in einen heftigen Sturm aus. Der Himmel hatte sich mit schwarzen Gewitterwolken umwölkt, und unsere Lage war um so unangenehmer geworden, da wir der heftigen Brandung und der schroffen Felsen wegen unmöglich ans Land kommen konnten. Unser Nachen war ein Ball der Wellen geworden, und das leichte Zelt, welches wir darüber gespannt hatten, schützte uns nur sehr unvollkommen vor dem eindringenden Regen. Nach Mitternacht schien der Sturm sich zu legen, worauf unsere Matrosen nebst dem Steuermann, meiner Warnung ungeachtet, sich sämtlich zur Ruhe begaben.

Den zehnten September vor Sonnenaufgang riß ein heftiger Windstoß unser Ankertau entzwei und trieb unser Boot in die offene See; sorglos, wie ich schon bemerkt, hatte die ganze Mannschaft ihren Posten verlassen, und die erste etwas größere Welle mußte notwendig das schwache Boot verschlingen und unser Grab werden. Zum Glück stand ein griechischer Dreimaster hier vor Anker, und der Wind trieb unser Boot gerade auf denselben los. Das Geschrei der Schiffsmannschaft weckte uns aus dem gefährlichen Schlummer. Wir griffen alle zu den Rudern, arbeiteten uns mit Mühe an das Ufer und banden das Boot an ein vortretendes schützendes Felsenstück, welches wir früher nicht wahrgenommen hatten. Nie habe ich so heftige Donnerschläge gehört als in diesem Land und vorzüglich in dieser Nacht. Das betäubende Getöse derselben hinderte uns, unsere eigene Stimme zu hören, dauerte mehrere Minuten lang, und kaum hatte es aufgehört, so fing es mit verdoppelter Heftigkeit wieder an. Ich glaubte dies heftige Getöse zum Teil den hohen Felsen zuschreiben zu müssen, welche die Propontis umringen und dasselbe verdoppelt zurückgeben; doch mag der südliche

Himmel auch viel dazu beitragen, da bekanntlich der wärmere Luftkreis mehr elektrischen Stoff entwickelt.

Gegen Mittag legte sich der Sturm. Wir benutzten den günstigen Zeitpunkt und lichteten sogleich die Anker. Auf die fürchterliche Nacht war ein freundlicher Sommertag gefolgt. Von dem Dorf Ganos an ziehen sich die Felsen, welche die Propontis einschließen, etwas landeinwärts. Eine üppige, sorgfältig bebaute Ebene füllt den Zwischenraum zwischen der See und den Hügeln aus und bietet dem Reisenden das reizende Bild einer großen Fruchtbarkeit und, was in diesem Land viel seltener ist, des die reichen Naturgaben benutzenden Menschenfließes dar.

Am dreizehnten September, mit Tagesanbruch, kamen wir zu dem auf der asiatischen Küste gelegenen Dorf Lapseki, vormals Lampsacus genannt. Der Reisebeschreiber Wheeler fand an diesem vormals dem berühmten Gott der Gärten geweihten Ort Trümmer altertümlicher Gebäude und mehrere Inschriften. Eine derselben, der Julia Augusta geweiht, gibt dieser Matrone die sehr wenig verdienten Beinamen einer zweiten Vesta und Ceres. Der Ort, wo sie erwähnt wird, schien ihren Sitten weit besser zu entsprechen als die ehrwürdigen Namen der beiden keuschen Göttinnen.

Bekannt ist die Verderbtheit der Sitten und der Hang zu ausschweifenden Vergnügungen der Einwohner dieser Gegend im Altertum. Der Name der an der nördlichen Küste des Hellesponts gelegenen Stadt Priapos zeugt von der Gottheit, welche in derselben verehrt wurde, und deutet auf die Sitten ihrer Einwohner hin. Dem verpestenden Beispiel folgten die Einwohner von Lampsacus und Abydos; letztere galten überdies noch für Lügner und leichtsinnige Schwätzer.

Der Perserkönig Artaxerxes, der bekanntlich den von seinen Mitbürgern verbannten Themistokles großmütig aufnahm, wies dem Helden zu seinem Unterhalt die Städte Lampsacus, Magnesia und Myus. Die Stadt Lampsacus sollte ihm den nötigen Wein liefern. Üppige Weinberge umgeben noch den Flecken Lapseki und machen die Haupterwerbsquelle seiner Einwohner aus.

Lapseki gegenüber, auf der europäischen Küste, fließt der in der griechischen Geschichte bekannte Bach Aigospotamos. Hier war es, wo Lysander an der Spitze einer lakedaimonischen Flotte einen entscheidenden Sieg über die Athener erfocht, im Jahre 405 vor Christi Geburt; wodurch er den Peloponnesischen Krieg zum Vorteil seines Vaterlandes beendigte. Der spartische Feldherr wußte geschickt den erfochtenen Sieg und den Schrecken, welchen er verbreitet hatte, zu benutzen. Unverzüglich segelte er nach Athen, eroberte diese Stadt, ließ ihre Mauern schleifen, zerstörte die noch vor kurzem furchtbare Marine und gab der Regierung des befeindeten Staates eine andere Verfassung.

Südlich von Lapseki, auf der asiatischen Küste, liegt ein Tekke oder Derwischkloster. Hier verengt sich der Kanal auf kaum tausend Klafter. An dieser Stelle lagen ehemals die Städte Sestos und Abydos, wo Xerxes seine Brücke schlug und die Myriaden seiner Söldlinge über den Hellespont führte.

Hier ging Alexander der Große an der Spitze seines dreißigtausend Mann starken Heeres über diese Meerenge. Der Fluß Granicus, an welchem er seinen ersten Sieg gegen die Perser erfocht, fällt kaum einige Meilen nordwärts von Çanakkale in den Hellespont.

Hier betraten die Araber im Jahre 718 der christlichen Zeitrechnung den europäischen Boden und setzten ihren Zug längs der nördlichen Küste der Propontis gegen Konstantinopel fort, welches sie belagerten. Das Glück begünstigte diesmal nicht die Waffen der in jener Epoche überall siegenden Muslime, und sie wurden mit Verlust des größten Teils ihres Heeres zum Rückzug genötigt. Bei dieser Gelegenheit erwähnt die Geschichte zum ersten Mal die berühmten griechischen Feuer, derer sich die Verteidiger von Konstantinopel gegen die Araber mit viel Erfolg bedienten.

Hier endlich schwamm der in den Annalen der Liebe berühmte Leander über den Hellespont und verlor, wie bekannt, sein Leben in den tobenden Wellen desselben. Das Schwimmen über die Meerenge ist bei dem spezifisch viel schwereren Seewasser eben nicht schwierig. Die heftige Strömung dürfte bei einer solchen Unternehmung das größte Hindernis sein.

Bei der Benennung der Bundesgenossen der Trojaner führt Homer die Städte Setos und Abydos an:

Welche Perkote sodann und Praktion ringsum bestellet,
Sestos dann und Abydos gebaut und die edle Arisbe,
Ordnete Hyrtakos' Sohn.

Die erste ist gänzlich vernichtet. Umsonst würde der Altertumsforscher nur eine Spur derselben suchen. Auf den Trümmern von Abydos steht ein muslimisches Derwischkloster, dessen Bewohner häufig in ihrer Nähe Münzen der vormaligen Stadt finden.

Etwas südwärts liegt das sogenannte alte Schloß der Dardanellen. Die Türken haben neben demselben eine Stadt erbaut, welche sie sowie das Schloß selbst Çanakkale oder das Töpfer-Schloß nennen. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag in der Nähe von Çanakkale die Stadt Dardanos, bekannt durch den in derselben geschlossenen Friedenstraktat zwischen dem Diktator Sulla und dem seiner würdigen Gegner, dem König von Pontus, Mithridates. Die jetzige Benennung der Dardanellen läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit von jenem alten Dardanos ableiten.

Gegen Mittag stießen wir bei Çanakkale ans Land und setzten wenige Stunden darauf unsere Reise fort. Bald darauf erblickten wir auf einem nahen Vorgebirge das Grabmal des Ajax, einen hohen aufgeschütteten Erdhaufen, den die Türken İntepe nennen. Etwas weiter ergießt sich der in der Ilias so berühmte Simois in die See; noch weiter an der Mündung des Hellesponts stehen die Grabmäler des Achilles und des Patroklos. Mit einem Freudengeschrei begrüßten wir

die in der Ferne sich aus den Fluten hebenden ersten griechischen Inseln Tenedos und Imbros.

Ich trat in eine klassische durch Homers Dichtung unvergeßlich gewordene Landschaft. Die alten Ägypter sollen auf der Insel Elephantine, an der Grenze zu Nubien, Prachtgebäude angelegt haben, vorzüglich in der Absicht, um dem benachbarten Volk eine hohe Meinung von ihrer Kultur, ihrem Reichtum und dem blühenden Zustand der Künste in Ägypten zu geben. Glücklicher sind die Griechen zu preisen. Homer hat ihrem Völkerruhm gleich am Eingang in ihr Land ein Denkmal errichtet, welches viel dauernder ist als alle Granitsäulen von Elephantine.

Ich glaubte dem Rat unseres Steuermanns folgen zu müssen und den in dieser Jahreszeit sehr unbeständigen Nordwind zu benutzen. Ich beschloß demnach, unverzüglich nach der Insel Tenedos zu segeln, um auf meiner Rückreise die Landschaft von Troja mit der des hohen Gegenstandes würdigen Aufmerksamkeit zu durchwandern. Gegen Abend langte ich auf der Insel Tenedos an, als eben der Donner des Geschützes der auf den verschiedenen Reeden des Hellesponts stehenden Schiffe das Eröffnen des Bairam-Festes ankündigte. Sämtliche Schiffe flaggten, ein frohes Getümmel auf der ganzen Insel verkündigte den in dem religiösen Kultus der Türken festlichen Tag.

Am vierzehnten September besichtigte ich die Insel Tenedos, welche etwa einige deutsche Meilen lang und halb so breit ist. Das einzige an der Ostseite derselben gelegene Städtchen haben die Engländer und Russen im Jahre 1807 in Asche gelegt und das feste Schloß in die Luft gesprengt. Ein ansehnlicher Meerbusen sichert die hier liegenden Schiffe vor den Nord-, Süd- und West-Winden. Der sandige Grund ist vortrefflich und die Reede so tief, daß auch große Fregatten hier vor Anker gehen können. Dem Leser der Aeneis wird es nicht unbekannt sein, daß die griechische Flotte des Agamemnon, nachdem sie die trojanische Küste verlassen hatte, sich bei der Insel Tenedos in Hinterhalt gelegt. Ich eilte nach der westlichen Küste des Eilandes und suchte daselbst die breite geräumige Reede auf, welche die tausend Schiffe der Archiver hätte aufnehmen können, fand aber nur eine unbedeutende Bucht, in welcher einige zwanzig Schifferkähne vor Anker liegen können. Wie Agamemnons zahlreiche Flotte hier Platz finden konnte, ist unbegreiflich.

Die altertümliche Stadt auf der Insel Tenedos heißt Aiolis. Dieser Ort sowie der berühmte Tempel des Smintheischen Apollo sind gänzlich zerstört, doch glaube ich jenseits der Stadt Trümmer bemerkt zu haben, welche auf ein ansehnliches hier ehemals gestandenes Gebäude zu deuten schienen. Ob dieses sich noch aus dem Altertum herschreibt oder, was viel wahrscheinlicher ist, von den Venezianern oder Türken ist erbaut worden, dürfte nur durch Nachgrabungen zu ermitteln sein.

Nach Strabo soll diese Insel auch Kalydna und Leukophrys genannt worden sein. Den heutigen Namen leiten die Schriftsteller des Altertums von einem ge-

wissen Tennes, Sohn des in Kolone herrschenden Kyknos, her, welcher hier den ersten Pflanzort angelegt haben soll. Der griechischen Mythe zufolge soll Philonome, Gattin des Kyknos, eine zweite Phaidra, ihren Stiefsohn Tennes, den sie frevelhaft liebte, angeklagt haben, als habe er ihr blutschänderische Anträge gemacht. Ein bestochener Flötenspieler bestätigte die unbegründete Anklage; daher kam die griechische Redensart von einem tennedischen Flötenspieler, womit man einen falschen Zeugen zu bezeichnen pflegte. Der erzürnte Kyknos hatte dem schuldig geglaubten Sohn den Tod zuerkannt, doch da er sein Blut zu vergießen sich sträubte, schloß er ihn in eine hölzerne Kiste ein und warf diese in die See. Der Wind trieb die Kiste auf die Insel Tenedos, deren Einwohner den unglücklichen Tennes befreiten und zu ihrem Oberhaupt wählten. Kyknos, der bald der Wahrheit auf den Grund gekommen war, eilte nach Tenedos, um dort den unschuldigen Sohn zu versöhnen; doch dieser wies seinen Vater ab und hieb mit einem Beil das Tau ab, mit dem derselbe sein Boot an das Ufer befestigt hatte. Daher kam wieder das griechische Sprichwort von des Tennes Axt, womit man einen unversöhnlichen Haß bezeichnete.

Auf den meisten Münzen dieser Insel sieht man eine Axt abgebildet. Der Erdbeschreiber Stephanus von Byzanz versichert, dieses Zeichen sei von den Tenedern dem Andenken eines ihrer Fürsten geweiht, welcher seinen einzigen Sohn enthaupten ließ, weil er das eheliche Glück eines tennedischen Bürgers zerstört hatte, ein Verbrechen, auf welches der strenge Fürst die Todesstrafe gesetzt hatte.

Diese Insel, der Geburtsort des Sterndeuters Kleostrates und des Erdbeschreibers Andretas, huldigte im Altertum den Athenern, späterhin den Römern und noch später den griechischen Kaisern.

Im sechsten Jahrhundert hat Kaiser Justinian hier beträchtliche Kornspeicher erbauen lassen, in der Absicht, die Verpflegung seiner Hauptstadt zu sichern. Die ägyptischen Frachtschiffe, denen die hier so gewöhnlichen Nordwinde nicht erlaubten, die Straße des Hellesponts herauf zu segeln, legten in Tenedos die mitgebrachten Vorräte nieder und eilten sogleich nach Alexandrien zurück, um daselbst eine neue Fracht einzunehmen. Andere Schiffsabteilungen führten in der günstigen Jahreszeit die in Tenedos aufgehäuften Vorräte nach Konstantinopel.

Im vierzehnten Jahrhundert suchten die Venezianer und die ihren Vorteil eben so wohl berechnenden Genueser zu dem Besitz der für den Handel der Levante so günstig gelegenen Insel zu gelangen. Das Glück begünstigte die Venezianer. Sie bemeisterten sich derselben und blieben mehrere Jahre im Besitz dieses wichtigen Postens.

Carl Zeno, dessen ritterlicher Mut und Feldherrntalent der Geschichte von Venedig im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so viel Glanz mitteilt, befand sich als Jüngling in Konstantinopel zu dem Zeitpunkt, da der Kaiser Andronikos Palaiologos seinen Vater Johannes entthronte und in einem Gefängnis

festhielt. Der Ruf der Tapferkeit des jungen Venezianers hatte sich in Konstantinopel verbreitet, und der unglückliche Vater wandte sich an ihn, um mit seiner Hilfe Thron und Freiheit wiederzuerlangen. Erwünscht mußte dem ruhmdürstenden Jüngling die Gelegenheit sein, in das politische Räderwerk des Kaiserstaates einzugreifen und sich dabei auf eine so glänzende Art auszuzeichnen. Er vergaß die Gefahr, der er sich dabei aussetzen mußte, und versprach, des entthronten Kaisers Wunsch zu erfüllen. In wenigen Tagen hatte er einige hundert beherzte Männer in sein Verständnis gezogen, sie mit Waffen versehen, und, nachdem er selbige in der bestimmten Nacht auf einige zur Behauptung der Hauptstadt wichtige Punkte ausgestellt hatte, begab er sich in einem leichten Nachen an das Gefängnis des entthronten Monarchen, welcher vermittels einer Strickleiter sein Gefängnis verlassen und an die Spitze seiner zahlreichen Anhänger treten sollte. Des Greises Zaghaftigkeit in diesem entscheidenden Augenblick vereitelte den kühnen Plan des Venezianers. Einige Tage darauf forderte Palaiologos seinen Beschützer zum zweiten Mal auf, versicherte ihn seiner unbedingten Nachgiebigkeit und fügte, um Zeno ganz zu versöhnen und ihn der gemachten Ausgaben wegen schadlos zu halten, einen Befehl an den Statthalter der Insel Tenedos bei, diese an die Venezianer zu überliefern. Zenos darauf erfolgte Antwort geriet durch einen unglücklichen Zufall in die Hände des Kaisers Andronikos. Die Wachen wurden sogleich verdoppelt und alle Anstalten getroffen, den Venezianer zu ergreifen, welcher mit einem schnellen Tod seinen kühnen Anschlag büßen sollte. Der tätige und entschlossene Zeno wußte sich der Gefahr geschickt zu entziehen, eilte mit der venezianischen auf der Propontis kreuzenden Flotte nach der Insel Tenedos und nahm diese dem vorgezeigten Befehl des griechischen Kaisers zufolge für seine Vaterstadt in Besitz. Doch gelang es bald darauf den Genuesern, vermittelst einer politischen Unterhandlung diesen wichtigen Posten ihren Nebenbuhlern zu entreißen. Dem im Jahre 1381 in Turin zwischen Venedig und Genua abgeschlossenen Friedenstraktat zufolge wurden sämtliche Festungswerke auf dieser Insel geschleift und die Insel selbst dem Herzog Amadeus von Savoyen übergeben.

Im Jahre 1656, während der Belagerung von Kandia, bemächtigten sich die Venezianer der wichtigen Insel Kreta zum zweiten Mal, doch blieben sie nur wenige Monate im Besitz derselben und übergaben sie bald darauf einem auf der Insel gelandeten türkischen Belagerungscorps. Endlich fiel sie im Jahre 1807 den Engländern und Russen in die Hände, welche, wie schon bemerkt wurde, die Stadt einzuäschern und das Schloß in die Luft zu sprengen für nötig fanden. Die Griechen, welche nach diesem traurigen Ereignis ihren väterlichen Boden dennoch nicht verlassen hatten und von dem bei dieser Gelegenheit erlittenen Verlust sprachen, vergossen bei der Erzählung ihrer Leiden viele Tränen. Die muslimischen Einwohner ertrugen dasselbe mit männlicher Würde. "Kismet", sagte mir ein hochbejahrter Emir, "so wollte es die Vorsehung haben",

und kehrte ruhig zu der auf den Trümmern seines vormaligen Hauses von Brettern aufgeführten Hütte zurück.

Der Teil der Insel, den ich besuchte, kam mir ziemlich bebaut vor. Doch habe ich auf derselben keine Dörfer bemerkt, nur hier und da zerstreute Meierhöfe, welche die Türken Çiftlik nennen. Der Handel in dem nördlichen Teil des Archipelagus schien mir nicht unbedeutend zu sein: ich fand im Hafen von Tenedos fünfzehn kleine Kauffahrteischiffe oder Kaiks, welche hier Wein, Öl und trockene Trauben geladen hatten.

In Kriegszeiten ist diese Insel ein sehr wichtiger Posten für den Handel von Konstantinopel und der an der Propontis gelegenen türkischen Provinzen. Die Strömung in den Hellespont ist so stark, daß die aus dem Archipelagus nach Konstantinopel segelnden Kauffahrteischiffe sich an der Mündung dieser Meerenge bei dem Vorgebirge Yenişehir, vormals Sigeum Promontorium, vor Anker legen müssen, um den günstigen Südwind abzuwarten, mit Hilfe dessen sie den Hellespont hinauf segeln können. Demnach kann ein feindliches Geschwader, welches die Insel Tenedos in Besitz genommen hat, die Straße der Dardanellen blockieren und alle Zufuhr der Lebensmittel aus den südlichen Provinzen des Osmanischen Reiches und den Handel von Griechenland, Ägypten und Syrien mit der Hauptstadt stören. Unverzeihlich scheint mir deshalb die Sorglosigkeit der türkischen Regierung, die Befestigung dieses so wichtigen Punktes seit dem im Jahre 1812 geschlossenen Frieden vernachlässigt zu haben.

Einen ganzen Tag weilten wir auf der Insel Tenedos. Mit Sonnenuntergang lichteten wir die Anker und schifften nach der Insel Lesbos, welche die Türken jetzt Midilli (= Mitylene) nennen. Ein leichter Nordwind blähte kaum unsere Segel auf. Eine milde freundliche Nacht war auf den heißen schwülen Sommertag gefolgt. Der den Griechen eigenen Redseligkeit ungeachtet, herrschte eine tiefe Stille in unserer kleinen Schiffsgesellschaft. Ein jeder schien sich schweigend dem Wohlgefühl hinzugeben, welches dies gesegnete Klima dem gesunden Menschen gewährt. In dieser balsamischen Luft ist bei einer nur mittelmäßigen Lage des Menschen Leben Wollust und Atmen ein Genuß. Die halbe Nacht war verflossen, da erhob sich der Steuermann und fragte einen mich begleitenden Griechen, was wohl der Zweck meiner Reise wäre. "Dieser Pole", sagte er, "ist kein Kaufmann; auch sammelt er keine Münzen, wie das die Engländer zu tun pflegen, welche diese Länder besuchen, um ihre Wißbegierde zu befriedigen." — "Dein Vaterland kennenzulernen ist mein Wunsch", erwiderte ich, "dein Vaterland, das so viele Feldherren, Staatsmänner und Gelehrte erzeugte. Ein Gedicht, welches die Heldentaten deiner Vorfahren besingt, hat dein Volk für ganz Europa interessant gemacht." Dabei erzählte ich ihm die merkwürdigsten Umstände des trojanischen Krieges mit der Bemerkung, daß jene asiatische Küste, die er vor Augen habe, die Schaubühne dieser wichtigen Begebenheiten gewesen sei. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten meine Seegefährten mir zu. Nachdem ich aufgehört hatte, fragte der Steuermann, zu welcher

Zeit sich wohl dieses ereignet hätte. Vor etwa dreitausend Jahren, erwiderte ich. Hierauf gab mir derselbe deutlich zu verstehen, daß er die ganze Sache für erdichtet hielte, denn vor dreitausend Jahren meinte er, gab es noch keine Christen, folglich konnte es keine Griechen geben. Diesen Schluß fand ich so chronologisch richtig, daß ich ihn sehr gern bei seiner Meinung ließ.

Am fünfzehnten September mit Sonnenaufgang warfen wir die Anker in dem Hafen der Stadt Moliwa auf der Insel Lesbos. Das Vergnügen, den griechischen Boden zu betreten, ließ mich keinen Augenblick ruhen. Ich stieg sogleich ans Land und begab mich auf einen südlich der Stadt gelegenen ansehnlichen Hügel, von welchem ich den Meerbusen bei Moliwa und die näheren Umgebungen dieser Stadt mit einem Blick übersehen konnte. Wie reizend, wie gesegnet ist dieses Land! Mit einem herrlichen Klima, dem üppigsten Boden und einer für Handel und Schifffahrt günstigen Lage begabt, führt es eine Reihe merkwürdiger Menschen auf, die es erzeugte. Wem sind wohl die Namen des Dichters Alkaios, des Tonkünstlers Terpander und jenes Theophrast unbekannt, welcher die geheimsten Züge des menschlichen Herzens so glücklich aufzufassen wußte. Mit gerechtem erhebendem Selbstgefühl führen die Lesbier in der Zahl ihrer Mitbürger jene Sappho an, welche den Namen der zehnten Muse getragen, und den weisen Pittakos, der mir ein unbezweifeltes Recht zu diesem glorreichen Beinamen zu haben scheint. Die Gesetze, welche dieser treffliche Mann seiner Vaterstadt Mitylene gab, begründeten auf lange Zeit das Glück ihrer Einwohner.

Bekannt ist die den gewaltsamen Tod des Orpheus betreffende Mythe. Die Wellen sollen sein Haupt durch den Pontus, die Propontis und den Hellespont auf die lesbische Küste geworfen haben. Die Einwohner der Stadt Mitylene bestatteten es zur Erde mit viel Ehrfurcht und weihten dem Verblichenen einen Tempel. Seiner würdig war der Lohn, welchen der dankbare Halbgott den frommen Lesbiern angedeihen ließ. Sie wurden mit so vielen wissenschaftlichen Anlagen, einer so reinen Mundart und einem so großen Rednertalent begabt, daß bei der Beerdigung jenes Lesbiers die Musen Tränen vergossen haben sollen. Wahrscheinlicher dürften meine Leser die Meinung mehrerer griechischer Gelehrter finden, welche die ausgezeichneten Geistesgaben der Lesbier dem günstigen Klima ihres Vaterlandes zuschreiben. Ebenso vorteilhaft war ihre physische Ausbildung. Die Frauen dieser Insel waren ihrer Schönheit wegen berühmt. Sollte wohl Eitelkeit von weiblicher Schönheit unzertrennlich sein? Wenigstens kann ein solcher Vorwurf die lesbischen Frauen mit einigem Recht treffen.

Nicht zufrieden mit den Huldigungen unseres Geschlechts, rangen sie öffentlich um den Vorzug ihrer Reize. Diese für die wetteifernden Schönen so wichtigen Zweifel lösten die edelsten Jünglinge der Insel in dem Tempel der Juno. Wohl läßt sich vermuten, daß Arion seinen ersten Dithyrambus gedichtet, um die Reize zu vergöttern, mit denen bei einer solchen Gelegenheit der Tempel der großen Göttin geprangt haben mag.

Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt die jetzige Stadt Moliwa auf derselben Stelle, wo einst Methymna, des Makareos Tochter, einer Stadt dieser Insel ihren Namen gab. Das auf einer Anhöhe über der Stadt hervorragende Schloß macht eine recht malerische Wirkung und hat in einiger Entfernung ziemlich die Gestalt einer Mauerkrone (*corona muralis*), welche die Maler der Göttin Vesta aufzusetzen pflegen. Der Hafen bei Moliwa ist mit einem sorgfältig von Quadersteinen erbauten Damm umgeben, hat aber so wenig Tiefe, daß nur kleine Kaufahrteischiffe oder Kaiks in demselben stehen können. Über meine Erwartung habe ich hier eine zur Reinigung des Hafens eingerichtete kleine Baggermaschine gefunden, welche ich in einer unbedeutenden türkischen Seestadt kaum erwartete.

Umsonst würde der Reisende in Moliwa Trümmer des alten Methymna aufsuchen. Dieser Ort ist bis auf die letzte Spur vertilgt. Doch fand ich in der Stadt einen antiken Sarkophag von Granit, den die Einwohner zu einem Wassertrog bei einem Springbrunnen umgestaltet hatten. Die Verzierungen dieses altertümlichen Denkmals waren durch das häufige Bereiben fast gänzlich verwischt.

Die jetzige Stadt, welche etwa tausend Häuser zählt, ist allen übrigen ähnlich, die ich in diesem Land bisher gesehen habe; die Straßen sind eng, winklig und äußerst schlecht gepflastert. Bei einer regelmäßigen Bauart würde der Ort einen um so mehr angenehmeren Anblick gewähren, als er, auf dem Abhang eines Berges erbaut, sich einer entzückenden Aussicht auf die asiatische Küste zu erfreuen hat. Die Häuser in Moliwa sind von gesprengten rohen Steinen erbaut, sämtlich nur einen Stock hoch, und haben statt der Dächer flache von Ton festgestampfte Terrassen, der im südlichen Italien gewöhnlichen Bauart gleich. Diese Bedachung machte auf mich einen unangenehmen Eindruck. An unsere spitzen Dächer gewöhnt, glaubte ich beim Eintritt in die Stadt auf eine Brandstelle zu stoßen und die bloßen Mauern der abgebrannten Gebäude auf derselben zu sehen. Das Schloß in Moliwa, so fest seine Mauern sind, dürfte, da es von zwei nahe daran liegenden Anhöhen bestrichen wird, um so weniger in die Reihe fester Plätze aufzuführen sein, als ihm die wichtigsten Bestandteile eines solchen fehlen, nämlich ein Graben, ein bedeckter Weg und ein Glacis. Die größten Hindernisse würden den etwaigen Belagerern die massiven Häuser und Gartenmauern entgegenstellen, mit denen das Schloß umgeben ist, und die eine entschlossene Besatzung lange behaupten könnte.

Am sechzehnten September begab ich mich nach dem anderthalb Meilen von Moliwa gelegenen Flecken Petra. Eine breite Straße, ziemlich im Stil der Appischen und Flaminischen Riesenwerke erbaut, zieht sich etwa eine Viertelmeile nördlich von Moliwa hin. Unser Wegweiser wußte mir keine Auskunft über die Zeit und den Zweck ihrer Erbauung zu geben. Unbezweifelrt rührt sie aus dem Altertum her, und ihre Haltbarkeit ist bei der festen Unterlage des felsigen Bodens und der Tüchtigkeit des Werkes sehr leicht zu erklären.

Ein ebenso interessantes Denkmal des Altertums stieß mir in dieser Gegend auf. Ich bemerkte etwas seitwärts von dem Weg einen unterirdischen etwa tausend Klafter langen Kanal, der, aller Vermutung nach, eine Wasserleitung gewesen ist, vermittelt welcher man Trinkwasser nach der Stadt Methymna geführt hat. Dieser in einen ungemein harten Felsen gehauene Kanal ist gegen vierundzwanzig Fuß tief und an mehreren Stellen mit Erde und Steinen zugefüllt. Wir verloren seine Spur an einem Hügel, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch ein Erdbeben eingestürzt ist und den Kanal verschüttet hat. Bewundernswürdig ist der hohe schöpferische Geist des Altertums, welcher die Bewohner eines unbedeutenden Fleckens bewog, so schwierige und kostspielige Werke zu vollbringen. Zu beiden Seiten des nach Petra führenden Weges sah ich hohe Granitfelsen an mehreren Stellen nur mit einer leichten Erdschicht bedeckt. Die Gipfel dieser Felsen, von denen der Regen die Erde abgespült hatte, starren drohend empor und gewähren einen imponierenden Anblick. In den Tälern, wo die Erdschicht höher ist, wird dieselbe von den Einwohnern ziemlich fleißig angebaut.

Die Stadt Methymna war im Altertum ihrer Weinberge wegen bekannt, welche noch bis jetzt die Haupterwerbsquelle der Einwohner der Stadt Moliwa ausmachen. Das Klima auf dieser Insel ist so warm, daß ich an mehreren Stellen Trauben sah, welche an dem Stock bereits zu Rosinen getrocknet waren. Dieser für den Winzer so glücklichen Lage ungeachtet ist die Kultur des Weinstocks ebenso mangelhaft als die Sortierung der Trauben und die Anordnung der Pressen. Deshalb ist der auf der Insel gewonnene Wein kaum unter die mittelmäßigen zu zählen und mit dem französischen gar nicht zu vergleichen. Unendlich besser ist der gekochte süße Wein, der auf den Inseln Samos und Tine gewonnen wird und der seines lieblichen Geschmacks und seines aromatischen Geruchs wegen unter die edelsten Dessertweine gehört.

Gegen Mittag trafen wir in Petra ein. Dieses Städtchen ist auf den Trümmern des alten Antissa erbaut, welches die Römer im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt zerstört haben, um die Bewohner für ihre Anhänglichkeit an den makedonischen Perseus zu bestrafen. Ein sonderbares Naturereignis hat diesem Ort seinen Namen gegeben. Auf einer schönen Ebene, ohne alle Verbindung mit den weiter von der See liegenden Felsengruppen, ragt ein etwa sechzig Fuß hoher Granitfelsen empor, auf dessen Gipfel ein griechisches von gebrochenen Feldsteinen erbautes Kloster liegt. Entzückend ist die Aussicht von diesem Standpunkt. Petra liegt an einem Meerbusen; die an beiden Seiten desselben aufsteigenden Bergketten und die Insel in der Bucht heben sich stufenartig übereinander empor. Die dunklen Granitfelsen würden der Landschaft ein finsternes Ansehen geben, wenn bei dem glücklichen Klima dieser Insel die Natur, ohne sich selbst zu verleugnen, anders als mild und segnend erscheinen könnte. Nirgends läßt sich eine Landschaft mit Worten darstellen: hier, glaube ich, mußte auch der geniale Zeichner die Unzulänglichkeit seiner Reißfeder bekennen,

wenn er die Reize dieser Natur, so wie sein Auge sie auffaßt, wiedergeben wollte. Nur einem Claude Lorrain hätte es gelingen können, diese Gegenden in der ganzen Schönheit ihrer Beleuchtung darzustellen. Nur er, der unsterbliche Maler, konnte auf seine Leinwand diesen Luftkreis hinhauchen, wie er in der Ferne mit der See ineinanderfließt; diese leicht bewegten Wogen, wie sie von der Sonne beschienen Flammen zu sprühen scheinen; und endlich diesen blauen ätherischen Ton, der dieser Landschaft eine wirklich himmlische Anmut verleiht.

Am siebzehnten September besuchte ich die westlich um Moliwa gelegenen Ortschaften. Die Bewohner der Insel Lesbos, Muslime und Griechen, leben in recht freundschaftlichen Verhältnissen miteinander. Die Hauptursache dieser im Türkischen Reich seltenen Erscheinung sind unstreitig die ehelichen Verbindungen, welche die Familien beider Nationen aneinander knüpfen. Die diese Insel bewohnenden Muslime scheinen von der fanatischen Bekehrungssucht vollkommen frei zu sein, welche den Türken in Konstantinopel und in den meisten Provinzen des Osmanischen Reiches eigen ist. Sie lassen ihren griechischen Frauen die freie Übung ihrer Religion und leben desungeachtet mit ihnen im besten Einvernehmen. Doch folgen die Kinder beider Geschlechter dem Glauben ihrer Väter und werden im Islam erzogen.

In einer geringen Entfernung von Moliwa sah ich mehrere Pflanzungen von Ölbäumen. Dieser Erwerbszweig ist ungemein wichtig für die Bewohner der Insel, welche das hier gewonnene Öl nach Konstantinopel, Ägypten und dem südlichen Frankreich verschicken, woselbst es in den Seifensiedereien sehr gesucht wird.

Der wilde Ölbaum, welcher auf den Bergen strauchartig wächst, trägt wenig Früchte, doch ist das aus denselben gewonnene Öl von vorzüglicher Güte. Diejenigen Stämme, welche die Baumzucht veredelt hat, erreichen die Höhe unserer Weiden; auch ist die Form des Baumes und die Farbe des Blattes den Weiden vollkommen ähnlich. Die Bewohner dieser Insel kennen keine Baumschulen; der Landmann, welcher eine neue Pflanzung anzulegen gedenkt, sucht in den Bergen wilde Stämme auf, die er in seinen locker gemachten Boden verpflanzt; oder er impft auf einen wilden Stock Reiser, welche von einem veredelten Ölbaum entnommen sind. Der junge Stamm fängt im zwölften Jahr an Früchte zu tragen und lebt mehrere hundert Jahre. Pausanias, der ein Verzeichnis der ältesten in Griechenland befindlichen Baumstämme aufgesetzt hat, führt in demselben auch einen auf der Burg zu Athen gewachsenen Ölbaum auf.

Die Kultur des Ölbaumes ist keineswegs mühsam noch kostspielig; nur ein oder höchstens zweimal im Jahr muß der Boden, auf dem sie stehen, gepflügt oder gehackt werden. Um diese Arbeit zu erleichtern, werden die Bäume immer in gerader Linie in einer Entfernung von zwölf bis fünfzehn Schritt voneinander gepflanzt und ihr Stamm im Winter etwas mit Erde umhügelt. Sie blühen im April, die Frucht wird im Oktober reif. Die Ölbäume, welche nur in einem warmen Klima gedeihen, sind um so ergiebiger, wenn sie bewässert werden. Die



Blick auf Petra auf der Insel Lesbos
Skizziert von L. Fuhrmann, gezeichnet von Cassas in Paris, gestochen von Frenzel in Dresden



Griechen in reichen Gewändern
Gestochen von L. Fuhrmann, vervollkommnet von Kretlow

Blick auf die Landzunge Baba, die im Altertum Lectos hieß
Skizziert von L. Fuhrmann, gezeichnet von Michalon in Paris, gestochen von Frenzel in Dresden





Ruinen in Troas
Gezeichnet von Bruder in Warschau, gestochen von Hammer in Dresden

Bewohner von Attika, welche mit einer ganz eigenen Vorliebe den Ölbaum, diese köstliche Gabe ihrer vormaligen Schutzgöttin, ziehen, legen oft mit bedeutenden Kosten kleine Wasserleitungen an und führen dadurch das ihren Ölpflanzungen nötige Wasser herbei. Die Kultur des Ölbaumes wirft einen bedeutenderen Gewinn ab als selbst die des Weizenbaus. Und man berechnet einen mit Ölbäumen bepflanzten Kulmischen Morgen auf achtzig Taler reinen Ertrag.

Der Besitzer des mit Ölbäumen bepflanzten Gartens, den ich bei Moliwa besuchte, hatte in demselben eine Roßmühle und alle übrigen zum Ölpresen nötigen Maschinen angelegt. Seine ganze Anlage war höchst einfach und entsprach dennoch seinen Zwecken vollkommen. Die reifen Oliven werden mit langen Stäben von den Bäumen heruntergeschlagen, auf einer ebenen Stelle unter Bedachung ausgebreitet, woselbst sie bis auf einen gewissen Grad weich werden müssen; dann werden sie in einer Mühle vermittelt eines senkrecht um seine Achse wie ein Wagenrad laufenden Mühlsteins zerquetscht, in Säcke gepackt und in die Presse gebracht.

Das beste Öl wird aus unreifen Oliven gepreßt; doch gibt die reife Frucht bedeutend mehr Ertrag. Das schlechteste wird dadurch gewonnen, daß die bereits ausgepreßten Säcke mit siedendem Wasser begossen werden, wodurch die noch zurückgebliebenen öligen Teile gesammelt werden. Ich habe in dieser Fabrik Urnen von Töpferarbeit gesehen, welche gegen dreihundert Quart halten. Ihre Form ist vollkommen die jener Amphoren, derer sich die Römer bedienten und die man in Herculaneum ausgegraben hat. Diese Gefäße schienen mir viele Vorzüge vor unseren hölzernen Tonnen zu haben; worunter besonders der zu beachten, daß die darin enthaltene Flüssigkeit bei weitem nicht so leicht eintrocknet. Eine Manufaktur ähnlicher Geschirre dürfte bei unseren Brau- und Brennereien von großem Nutzen sein.

Die diese Insel bewohnenden griechischen Frauen haben meist schöne und regelmäßige Gesichtszüge, denen ihre Leibesgestalt aber selten entspricht; und ihre geschmacklose Kleidung mag auch viel dazu beitragen, diese in ein noch ungünstigeres Licht zu stellen. Schon früher habe ich bemerkt, daß die Frauen in der Levante keine Schnürbrüste tragen. Die Lesbierinnen scheinen noch gleichgültiger gegen die Vorzüge eines schlanken Wuchses zu sein. Sie tragen breite Gürtel mit großen silbernen Klammern, welche vorn schlaff herunterhängen und selbst jungen Mädchen das Ansehen übermäßiger Wohlbeibtheit geben. Demnach entspricht weder ihr Körperbau noch ihre Kleidung jenen Idealen, die wir in den weiblichen Naturen des griechischen Altertums bewundern. Ebenso unästhetisch ist ihr Kopfputz, der ziemlich einer Bischofsmütze ähnlich ist. Ich habe in Moliwa eine reiche Kaufmannsfrau gesehen, welche eine solche Mütze, von Goldstoff gearbeitet und mit echten Perlen verziert, auf dem Kopf trug. In der Trauerzeit ist ihre Kleidung durchgehends schwarz.

In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, als der bekannte Reisebeschreiber Tournefort die Inseln des Archipelagus besuchte, hatten die lesbi-

schen Frauen eine von der jetzt gebräuchlichen ganz verschiedene Art sich zu kleiden. Hoffentlich werden die europäischen Schönen sich kaum wundern, die Lesbierinnen einmal in hundert Jahren ihre Moden verändern zu sehen. Umsonst habe ich nähere Erkundigungen über die Sitten der Lesbierinnen einzu ziehen gesucht, welche bekanntlich im Altertum der sapphischen Liebe ergeben gewesen sein sollen. Man verstand mich nicht oder wollte mich nicht verstehen.

Meine Schiffsgefährten, mit der ganzen Eßlust von Agamemnon's Seeleuten begabt, waren mit ihrem Aufenthalt in Moliwa keineswegs zufrieden; auch mögen ihre Klagen nicht ganz unbegründet gewesen sein. Dieser Ort war so sparsam mit Vorräten versehen, daß auf dem Markt außer Öl, Wein und Brot kaum andere Lebensmittel zu finden waren. Das Brot selbst war äußerst schlecht und wohl schwer jenem gleich, welches dem Horaz mag aufgetischt worden sein, der bekanntlich das hier zubereitete Mehl weißer denn Schnee (*nive candidior*) nennt.

Die Bevölkerung dieser Insel, auf welcher man gegen zweihundert Dörfer und Meierhöfe zählt, soll sich bis auf fünfzigtausend Bewohner belaufen. Doch stehe ich keineswegs für die Richtigkeit dieser statistischen Angabe. Der Aga der Janitscharen, der sie mir mitteilte, schien mir kein Hassel zu sein und konnte weder lesen noch schreiben.

Die Geschichte der Insel Lesbos greift weit in das graue Altertum hinein. Nach Strabo soll sie früher den Namen Issa geführt haben. Diodor von Sizilien behauptet, den ersten Pflanzort auf derselben habe Xanthus, ein pelagischer Fürst, angelegt und diesen Pelasgia genannt. Seine Nachkommen bewohnten die Insel seit sechs Menschenaltern, als die in der Geschichte der Vorzeit so merkwürdige Sündflut des Deukalion einen Teil von Griechenland und die meisten Inseln des Archipelagus überschwemmte und ihrer Bewohner beraubte. Nachdem sich die Fluten verlaufen, soll Makareos, ein achaischer Fürst, den Homer im vierundzwanzigsten Buch der Ilias erwähnt, diese Insel zum zweiten Mal bevölkert haben. Die Geschichtsschreiber erwähnen seine beiden Töchter Methymna und Mitylene, deren Namen die zwei wichtigsten Städte dieser Insel führten. Ein gewisser Lesbos, thessalischer Herkunft, wurde der Gemahl der Methymna, und nach dem Tode seines Schwähers das Oberhaupt der Insel, welcher er seinen in der griechischen Geschichte so berühmten Namen gab. Den Geschichtsschreibern des Trojanischen Krieges zufolge huldigte die Insel damals dem edlen Priamos. Achilles verheerte sie und entriß dem Phorbas, Priamos' Statthalter, seine schöne Tochter Diomede. Späterhin legten hier die Äoier den Grund zu sechs Städten, die sie bevölkerten.

Strabo versichert, diese Insel habe hunderttausend Stadien oder neunundachtzigtausendeinhundert Klafter im Umfang. Diese Angabe des römischen Erdbeschreibers scheint nicht ganz richtig zu sein. Nach einer im achtzehnten Jahrhundert mit aller Genauigkeit gemachten Karte beträgt ihr Umkreis sechsundzwanzig Meilen oder hundertundsechstausend Klafter.

In jener für die Griechen so merkwürdigen Epoche, da ihnen Xerxes die blutige Fehde angekündigt hatte, verpflichteten sich die Lesbier, eine gewisse Anzahl Schiffe zum Behufe der Gemeinsache zu stellen, auch eine bedeutende Summe zu demselben Zweck zu erlegen. Nach dem für die Griechen so glücklich beendigten Krieg hörten die Athener nicht auf, die von den Lesbiern während des Krieges geleistete Hilfe als einen ihnen, dem beschützenden und mächtigeren Staat, schuldigen Tribut jährlich zu verlangen. Die Einwohner der Insel suchten sich nun von der drückenden und demütigenden Abgabe zu befreien. Sie schickten demnach im vierten Jahr des Peloponnesischen Krieges Gesandte nach Sparta und äußerten den Wunsch, in die Zahl der Bundesgenossen dieser Republik aufgenommen zu werden. Ihr Gesuch ward ihnen gewährt, und eine lakedaimonische Hilfsflotte ging unverzüglich, ihnen zur Hilfe, unter Segel. Doch behaupteten die Athener auch bei dieser Gelegenheit den Vorzug, der ihnen in ihren Seekriegen so oft zuteil ward. Die spartische Flotte wurde zum Weichen gebracht, und ein athenisches Truppencorps stieg bei Mitylene ans Land, belagerte diesen Hauptort der Insel und zwang denselben zur Übergabe. Das athenische Volk, welches das Benehmen der in Bündnis mit ihren Feinden tretenden Lesbier als einen Hochverrat betrachtete, erkannte die Todesstrafe allen männlichen Bewohnern der Insel zu. Dieses grausame Urteil wurde zwar in der folgenden Volksversammlung im ganzen zurückgenommen, doch ward es schonungslos an tausend der bedeutendsten Bewohner vollbracht, welche bei dieser Gelegenheit an die Spitze ihrer Mitbürger getreten waren. Alle übrigen wurden ihres Eigentums verlustig erklärt, dieses in dreitausend Teile geteilt und athenischen Bürgern zuerkannt.

Später wurde Lesbos eine römische Provinz. Hier suchte Cornelia, Pompeius' hochherzige Witwe, eine Zuflucht nach des Gatten Tode.

In den ersten Jahren des neunten Jahrhunderts verlebte hier die griechische Kaiserin Irene verlassen und in Dürftigkeit ihre letzten Lebensjahre, nachdem sie vom Großschatzmeister Nikephoros gezwungen worden war, der Krone zu entsagen. Zonaras behauptet, zu demselben Zeitpunkt, wo sie das Zepter niedergelegt, das sie nicht unrühmlich geführt hatte, seien Gesandte Kaiser Karls des Großen in Konstantinopel eingetroffen, welche den Auftrag hatten, ihr eine eheliche Verbindung mit dem Helden des Okzidents vorzuschlagen. Nicht zu berechnen sind die Folgen, welche diese Verbindung nach sich gezogen hätte.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, da die Venezianer und Franzosen Konstantinopel eroberten und die wichtigsten Provinzen dem erschütterten Staat entrissen und unter sich verteilten, fiel die Insel Lesbos den Venezianern zu, doch wurde sie ihnen bald darauf von dem Kaiser von Nikaia Wataces wieder entrissen. Im Jahre 1354 erhielt sie einen eigenen Regenten. Der Genueser Franz Catalusi oder Gattilusi, welcher dem griechischen Kaiser Johannes Palaiologos wichtige Dienste geleistet hatte, wurde des Monarchen Eidam und erhielt die Insel Lesbos als ein Lehen des Griechischen Kaisertums. Der kleine

Staat konnte wohl unmöglich unabhängig bleiben. Im Jahre 1413, bei der immer mehr um sich greifenden Macht der Osmanen, erklärte sich Dominikus Catalusi, Enkel des früher genannten Franz, zum Lehnsmann Mehmeds I. Im Jahre 1464 eroberte Mehmet II. die Insel, und in dem ungleichen Kampf verloren die Catalusier Fürstenhut und Leben.

Im sechzehnten Jahrhundert ward auf der Insel der bekannte Hayrettin Barbarossa geboren, der mehrmals an der Spitze der türkischen Flotte gegen die christlichen Seemächte siegreich gefochten und endlich König von Algier wurde. Das Grabmal des ebenso glücklichen als grausamen Korsaren ist in Beşiktaş, einem am Bosphorus unweit Konstantinopels gelegenen Flecken, zu sehen.

Die Zeit, welche ich meiner Reise widmen durfte, war bald verstrichen. Ich sah mich genötigt, an die Rückreise zu denken. Es kostete mich Überwindung, den Archipelagus zu verlassen, diese klassische Landschaft, die von so viel Heroismus, so viel Tugenden und so viel hohen Geisteskräften in jeder Hinsicht zeugt. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, dürfte eine Reise in dies Land nie aufhören, interessant zu sein; auch dann noch, wenn alle Denkmäler griechischer Kunst bis auf die letzte Spur vernichtet werden sollten. Die Türken achten solche bekanntlich ebenso wenig, als sie das Andenken der Feldherren und Staatsmänner Griechenlands ehren. Bei der stolzen Rückerinnerung an die von ihren Vorfahren in Europa, Asien und Afrika gemachten Eroberungen reden sie mit Geringschätzung von Männern, welche mehrere Jahrhunderte lang sich ein Ländchen streitig machten, das heute dem Kızlar Ağası oder Vorsteher der schwarzen Verschnitteten des Padischahs zinsbar ist.

Ungern trat ich die Rückreise nach Norden an. Ich beschloß, zuvor noch die Ruinen der auf der asiatischen Küste Lesbos gegenüber liegenden und für den Archäologen nicht unwichtigen Stadt Assos zu besuchen. Der Graf Choiseul Gouffier hat im zweiten Band seiner in so mancher Rücksicht merkwürdigen Reise eine Ansicht dieses Ortes geliefert, wie er vor seiner Zerstörung beschaffen gewesen sein mag.

Am zweiundzwanzigsten September gingen wir nach Sonnenuntergang unter Segel und setzten in wenigen Stunden über die schmale Meerenge, welche Lesbos von der Küste von Kleinasien trennt. Hier auf diesen Gewässern war es, wo im siebzehnten Jahrhundert Marcus von Jakimowski, ein Pole, sich durch seine Entschlossenheit auszuzeichnen Gelegenheit fand. Er war seit einigen Jahren in türkische Gefangenschaft geraten und befand sich als Rudersklave auf einer Galeere, welche im Jahre 1627 nebst noch drei anderen türkischen Kriegsschiffen im Hafen von Mitylene vor Anker lag. Hier glaubte Jakimowski die längst ersehnte Gelegenheit gefunden zu haben, seine Fesseln zu brechen. Nur zwei seiner Mitgefangenen machte er mit dem kühnen Gedanken vertraut. Auf ein gegebenes Zeichen fielen sie plötzlich über einige auf dem Verdeck wachhabende und keine Gefahr ahnende Türken her, und nachdem sie diese überwältigt hatten, gelang es den drei Christen, die Rüstkammer des Schiffs zu erbrechen. Die

christlichen Rudersklaven, derer die Galeere zweihundertundzwoölf zählte, ergriffen die Waffen, welche Jakimowski und seine Gefährten ihnen reichten, sie griffen die türkischen Seesoldaten an und bezwangen sie nach einem heftigen Widerstand. Wenige Schüsse waren gefallen, und auf den übrigen in einiger Entfernung liegenden türkischen Schiffen ahnte man das Geschehene nicht. Ungesäumt lichteten die Christen die Anker und verließen die Reede. Die Befehlshaber der übrigen türkischen Schiffe glaubten, die schnellsegelnde Galeere wäre einem besonderen Auftrag zufolge unter Segel gegangen. Nachdem sich der Irrtum aufgeklärt hatte, eilte das Geschwader den Christen nach, und bald begann eine heftige Kanonade. Im entscheidenden Moment aber entstand ein heftiger Sturm. Die Türken suchten ihre Zuflucht in einer nahen Bucht. Die Christen, welche den mutigen Jakimowski einstimmig zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, wagten das äußerste und steuerten gegen Italien. Das Glück begünstigte sie, der Sturm legte sich, und sie kamen glücklich nach Messina und bald darauf nach Rom. Jakimowski legte zu den Füßen des Heiligen Vaters die Flagge des eroberten Schiffes. Eine andere Standarte weihte er dem Heiligen Stanislaus, Polens Schutzpatron, in der Domkirche zu Krakau. Beneidenswert in jeder Rücksicht war sein Triumph. Unter den Christensklaven, die ihm ihre Freiheit verdankten, befand sich auch die reizende Margaretha, eine Italienerin, die ihrem Retter ihr Herz schenkte und in Rom sein Weib ward. Stolz auf die echt männliche Tat des Lehiden, wie gern hätte ich ihm, vom Altertum die begeisternde Sitte entlehrend, auf diesem Felsen ein Siegeszeichen errichtet, dem mutigen Krieger auf dem klassischen Boden des Heldenmuts!

Vor Sonnenuntergang landeten wir auf der asiatischen Küste. Wir trafen hier einen griechischen Seemann, der viel in Italien gewesen war und diese Sprache ziemlich fertig sprach. Mit Vergnügen hörten wir den Hellenen von Homer und Herodot reden, die er dem Namen nach wenigstens kannte. Er war in dieser Gegend geboren und erbot sich uns zum Wegweiser. Mit Mühe bestiegen wir den hohen steilen Felsen, auf dem die alte Stadt erbaut war. Schon haben wir den Gipfel bestiegen, und der öde, entvölkerte Ort, das kalte weite Grab, steht vor unseren Blicken da. Die bisher unversehrt stehenden Ringmauern geben ganz genau die Form der altertümlichen Stadt an, von ihrem vormaligen Glanz zeugen die Granitquader, aus denen sie erbaut sind, die Säulen, Inschriften, die erhaltenen Bildwerke, die ihre Prachtgebäude schmückten und jetzt ordnungslos ihren Raum ausfüllen.

Ein geräumiges Theater nahm zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Seine Form ist die eines Halbkreises, wie das bei allen altertümlichen Theatern der Fall ist. Der Baumeister, der dieses in Assos anlegte, wußte geschickt einen etwas gebogenen Hügel zu benutzen. Die Sitze für die Zuschauer sind zum Teil in den Felsen selbst, auf dessen Abhang, eingehauen, zum Teil auf demselben von Granitquadern aufgeführt. Zu beiden Seiten, wo der Hügel eine andere Wendung nimmt, stehen zwei hohe Mauern als Stützen der daran stoßenden

Stufen. Der erste Blick auf dieses so stark beschädigte Theater läßt dem Zuschauer kaum noch einen Zweifel übrig, daß es ein Erdbeben gewesen, welches dies Gebäude und wohl auch die übrige Stadt zerstört habe. Es würde, glaube ich, nicht schwer sein, alle Quadern zusammenzulesen, welche zu ihrem Aufbau gebraucht worden sind, doch sind alle mehr oder weniger aus ihrer Lage gerückt, und viele derselben liegen ganz unten auf der Stelle, die man Orchestron nannte. Diese einhundertundvierzig Fuß breite Bühne zählt dreißig Stufen oder Sitzreihen, auf einer Höhe von zweiundzwanzig Fuß. Ein breiter Korridor, mit einer sieben Fuß hohen Mauer umgeben, schließt das Ganze ein und gab allein mehr denn tausend Zuschauern Raum. Das ganze Theater konnte derer wenigstens siebentausend fassen. Die Sitze oder Stufen laufen hintereinander fort, ohne jede Absätze, welche man in den meisten altertümlichen Theatern findet und welche der Graf Choiseul Gouffier irrigerweise in seiner mutmaßlichen Ansicht der Stadt Assos bemerkt hat. Die Mauern des Prosceniums sind gänzlich zerstört. Die innere Einrichtung der alten römischen und griechischen Bühnen ist so bekannt, daß man in dieser Rücksicht kaum irren kann.

Einige hundert Schritt südwärts vom Theater liegt ein kleines ziemlich wohl-erhaltenes Gebäude, welches mir ein Bad gewesen zu sein scheint. Die schweren zehn Fuß langen und fünf Fuß starken Quadern, aus welchen es erbaut ist, haben den zerstörenden Erdbeben getrotzt. Der innere Raum desselben ist mit Steinen und Erde verschüttet. Deshalb haben wir den Kanal nicht auffinden können, vermittelt dessen, wenn anders meine Mutmaßung rücksichtlich der Bestimmung dieses Gebäudes begründet ist, das nötige Wasser hergeleitet wurde. Unmöglich konnte aber diese gemeinnützige Anstalt in dieser Hinsicht eine vorteilhaftere Lage haben, da wir in einer geringen Entfernung von derselben Spuren einer Wasserleitung fanden.

Links von dieser letzteren bemerkte ich unter mehreren nahe aneinander liegenden Trümmerhaufen verstümmelte dorische Säulen, Knäufe, Inschriften, sämtlich aus schweren Granitblöcken gearbeitet. Das Gebäude, dessen Zierde sie einst gewesen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Gemeinhaus des alten Assos, wie solches aus der Inschrift Nr. 1 zu ersehen ist.

Die Ringmauern der Stadt sind vollkommen wohl erhalten und kaum an einigen Stellen beschädigt. Ich weiß es mir nicht zu erklären, wie diese einem Erdbeben haben widerstehen können, welches die ganze Stadt zerstört und sogar das auf einem Felsen, ja zum Teil in denselben erbaute Theater beschädigt hat. Den Stadtmauern gleich ist auch ein Tor vollkommen erhalten, dessen Verhältnisse mir aber etwas plump zu sein schienen, einem finsternen gothisch gewölbten Gang ähnlich.

Nachdem wir das Tor hinter uns gelassen hatten, traten wir auf einen zweiten ebenfalls mit Mauern umgebenen Platz, welcher der Begräbnisort der alten Stadt gewesen ist. Die Grabmäler dieser alten Nekropolis, sämtlich aus sehr hartem Granit gearbeitet, sind alle geöffnet. Allem Vermuten nach hat man in den

späteren Zeiten Schätze darin zu finden geglaubt. Einer dieser Tumuli hat elf Fuß Länge, sechs Fuß Breite, acht Fuß Höhe und mag ein Familiengrab gewesen sein. Die übrigen sind viel kleiner, den gewöhnlichen Verhältnissen des menschlichen Leibes gemäß. Mit einem wohlthuenden Gefühl bemerkte ich, daß die diese heilige Stätte umfassende Mauer ebenso stark und hoch ist als die die Stadt selbst umgebende. Wer dürfte hier wohl noch zweifeln, daß die Bewohner des alten Assos die Asche ihrer teuren Verblichenen ebenso hoch schätzten als ihr eigenes Leben, ihr Hab und Gut, und daß sie das eine mit demselben Nachdruck wie das andere zu verteidigen entschlossen waren. In unserem philosophischen Zeitalter scheint man für tote Asche viel gleichgültiger geworden zu sein.

Neben der alten Nekropolis liegt der von mehreren hundert Türken bewohnte Flecken Behram. Nachdem wir hier in einem elenden Kaffeehaus etwas ausgeruht hatten, bestiegen wir einen zweiten starken Felsen, auf welchem die Burg Assos lag. Hohe Türme, von Granitquadern erbaut, und Mauern, die noch fester sind als die, welche die Stadt selbst umgeben, scheinen anzudeuten, daß diese Feste das letzte Bollwerk gegen einen auswärtigen Feind oder der Zufluchtsort der an der Spitze des Gemeinwesens stehenden Männer bei inneren Unruhen und Empörungen sein sollte. Wirklich ist die Lage dieses Platzes so fest, daß er zu einer Zeit, wo das Schießpulver noch nicht erfunden war, für unbezwinglich gelten konnte. In der Burg bemerkte ich einen sehr tiefen und breiten in den Felsen gehauenen Brunnen, in welchen man vermittelt einer Wendeltreppe hinuntersteigen kann.

Auf dem Gipfel dieses Berges stehend, übersah ich mit einem Blick die zerstörte Stadt und die ihren Raum ausfüllenden Trümmer. In der Ferne breitet sich die Küste von Kleinasien gegen Edremit und Smyrna (İzmir) aus. Die zackigen Felsen der Insel Lesbos erheben sich in großen Massen und versinnlichen dem Beschauer die Fabel der von den Titanen aufeinandergetürmten Berge. Die breite Meerenge, welche hier Europa von Asien trennt, erschien meinen Augen wie ein gigantischer Hafen, den ich in seiner vollen Ausdehnung kaum übersehen konnte. Groß ist dieser Anblick und tief der Eindruck, den er auf uns machte. Bekanntlich ließ Perikles, als er die Athener zu einem gefährlichen Krieg bereiten wollte, die Rednerbühne so stellen, daß das versammelte Volk seine Kriegshäfen, Festungswerke und die an Schiffen belebte See vor Augen haben sollte. Ich bin nicht in Athen gewesen und habe nicht von den Propyläen herunter den herzerhebenden und zugleich traurigen Anblick des Pyräus gehabt; doch habe ich auf der Burg von Assos innig empfunden, wie richtig der große Staatsmann den Eindruck berechnet hatte, welchen ein solcher Anblick auf ein ehrgeiziges, ruhmdürstiges Volk machen mußte. In einer ähnlichen Lage, in diesem Klima und bei einer republikanischen Verfassung: wie konnte es da dem geübten Redner schwer fallen, in seinen Zuhörern das Gefühl zu erwecken, daß sie alles wagen dürften, daß sie unüberwindlich wären.

Auf ebenderselben Stelle, die mir einen so erhebenden Anblick gewährte, stand der Sitte der alten Griechen gemäß, welche ihren öffentlichen Gebäuden immer eine ihrer Bestimmung entsprechende Lage gaben, ein mit einem dorischem Portal verzierter Tempel. Die unversehrt gebliebenen Säulen liegen auf der Erde, als wenn sie eben erst fertig geworden wären und aufgestellt werden sollten. Ihr Durchschnitt beträgt fünf Fuß, und sie sind ganz im Stil der Säulen von Pästum gearbeitet. Ich habe auf dieser Stelle zwei mit erhabenen Bildwerken verzierte Granitplatten gesehen, welche allem Anschein nach den Giebel des Tempels geschmückt haben. Der Stil dieser Bildwerke ist sehr unvollkommen und erinnert an den der ägyptischen Hieroglyphen.

Ich sah auf der Burg von Assos eine runde Moschee mit einem Porticus von vier Säulen, welche mit hohen Bögen überwölbt sind. Das ganze Gebäude ruht auf einer sehr sorgfältig von Granitquadern erbauten Grundmauer. Ich glaube daher, daß, wo nicht das ganze Gebäude, doch wenigstens diese Grundmauer antik ist. Eine nähere Besichtigung der Moschee in ihrem Innern hätte mir einigen Aufschluß darüber gegeben. Man verweigerte mir aber den Eintritt.

Sämtliche Bauten, deren Trümmer ich in Assos gesehen, waren von Granit ausgeführt, und ich habe unter so vielen Ruinen keinen einzigen Ziegel, nicht einmal einen Quader von irgendeiner minder festen Steinart gesehen. Der Granit, den man in Assos verarbeitet hat, ist so hart, daß auch die zartesten Gesimse noch jetzt vollkommen erhalten sind. Wenn man die Mühe und die ungeheuren Kräfte erwägt, welche der Bau einer so bedeutenden Stadt aus einer so schwer zu bearbeitenden Steinmasse erforderte, so drängt sich dem staunenden Beobachter unwillkürlich der Gedanke auf, die Menschen jener Zeiten seien Riesen gewesen, mit übermenschlichen Kräften begabt. Werke, deren Ausführung bei einer etwas näheren Betrachtung der dabei zu bekämpfenden Schwierigkeiten unsere Phantasie ermüden, scheinen für sie ganz gewöhnlich gewesen zu sein.

Plinius versichert, dieser Ort habe vormals den Namen Apollonia geführt. Pausanias führt ihn in der Zahl der troischen Städte auf. Pomponius Mela versichert, die Stadt sei von den Äoliern erbaut worden. Strabo aber führt das Zeugnis des Myrsilus auf, der sie von den Methymnern angelegt wissen will. Der gelehrte d'Anville hat diesen Ort seiner ihm eigenen Genauigkeit gemäß sehr richtig auf der Karte von Kleinasien bemerkt; doch ist seine Behauptung unbegründet, als wenn die jetzigen Bewohner dieser Gegend den alten Namen Assos beibehalten hätten. Dieser altertümliche, dem Beschauer seiner Ruinen ehrwürdig gewordene Name ist jetzt in dieser Gegend ganz unbekannt. Alles sorgfältigen Forschens ungeachtet habe ich in der Geschichte weder die Zeit der Eroberung dieses Ortes noch seine Schicksale und die Periode seiner Zerstörung auffinden können. Der byzantinische Grammatiker Hierokles, der im neunten Jahrhundert lebte, führt in seinem Verzeichnis der Provinzen und Städte des oströmischen Reiches auch die Stadt Assos in der Provinz Asien an, die einem Prokonsul untergeordnet war. In dem von Philippus Cyprius aufgesetzten Verzeichnis der

asiatischen Kirchensprengel finde ich auch das Bistum Assos, dessen Bischof dem Erzbistum von Ephesus untergeordnet war. Doch glaube ich, daß Hierokles und der zyprische Gelehrte dem auf den Trümmern von Assos gelegenen Flecken Behram den altertümlichen Namen gegeben haben und das wirkliche Assos noch vor Konstantin dem Großen entvölkert worden ist. Meine Mutmaßung gründet sich auf den Umstand, daß ich unter den vielen Inschriften und Trümmern von erhabenem Bildwerk und Schnitzwerk aller Art kein Kreuz, kein Heiligenbild noch irgendein Symbol des christlichen Kultus gesehen habe. Auch deutet der Stil der Bauten mehr auf jene früheren Zeitalter des griechischen Altertums, wo die Künste noch nicht ausgebildet waren, als auf die späteren Zeitalter des Oströmischen Reiches, wo sie sich ihrem Untergang zuneigten.

Schon oben habe ich dem Leser meine Mutmaßung mitgeteilt, der zufolge ich die Zerstörung dieser Stadt starken Erdbeben zuschreiben würde. Eine genaue Besichtigung ihrer Trümmer scheint mir alle Zweifel in dieser Rücksicht zu lösen. Keine epidemische Krankheit und die daraus entstehende Entvölkerung, kein Krieg, keine Feuersbrunst konnten eine aus Granitquadern erbaute Stadt vernichten; solche aber mit Menschenhänden niederzureißen würde ungeheure Summen gekostet haben, welche zu allen Zeiten wohl eher dem Aufbau der Städte als ihrer Zerstörung gewidmet worden sind.

Am zweiundzwanzigsten September, nach Sonnenuntergang, verließen wir diesen uns so merkwürdig gewordenen Ort und traten unsere Rückreise nach Konstantinopel an.

Ein sonderbares Naturereignis nahm in dieser Nacht meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich sah die See bei jedem Ruderschlag Funken sprühen und das von den Rudern herunterrieselnde Wasser leuchten, als wenn jeder Tropfen durch einen Zauberschlag zu einem Funken geworden wäre. Das daraus entstehende Licht war so stark, daß man dabei hätte lesen können. Diese Naturerscheinung wußte ich mir nicht zu erklären. Das Leuchten des Wassers im südlichen Ozean schreibt man gewissen Insekten zu; doch leuchtet es dort nur bei Tage. Hier hingegen geschieht es in der Nacht und nur beim Aufschlagen des Wassers. Eine schnelle Entwicklung phosphorischer Teile ist der wahrscheinlichste Grund dieser Erscheinung, welche viel dazu beitrug, uns diese Nacht recht angenehm zu machen.

Am dreiundzwanzigsten September, mit Tagesanbruch, nötigte uns der plötzlich ungünstig gewordene Wind, bei dem Vorgebirge Baba (im Altertum Lektos genannt) zu landen. Die jetzige Stadt ist im Osmanischen Reich durch mehrere Fabriken von Handscharen (türkisch: hançer) oder großen Messern berühmt, derer sich bekanntlich die Türken im Krieg bedienen. Die Eisenstäbe, welche die hiesigen Schwertfeger verarbeiten, kommen meistens aus den sibirischen Hüttenwerken und stehen den steyermärkischen, schwedischen und englischen bedeutend nach. Dennoch sind die aus denselben gearbeiteten Klingen von einer vorzüglichen Güte und werden oft für Damaszener verkauft. Einer der

vornehmsten Arbeiter dieses Ortes glaubte die Güte der hier gearbeiteten Waffen dem Wasser zuschreiben zu dürfen, in welchem das mehrmals gegläute Eisen gelöscht wird. Eine chemische Untersuchung der hiesigen Quellen könnte von einigem Nutzen für unsere Eisenhämmer werden.

An der Seeküste liegt auf einem Vorgebirge ein festes Schloß. Dieses ansehnliche Gebäude, ohne Wälle, Graben und bedeckten Weg, gewährt von der See her einen recht malerischen Anblick; doch scheint solches der einzige Zweck zu sein, den man bei Erbauung desselben beabsichtigte, denn seine Mauern sind so schwach, daß sie kaum einer vollen Lage eines feindlichen Kriegsschiffes Widerstand leisten dürften.

Das Wort Baba heißt in türkischer Sprache Vater. Unter demselben Namen ist in dieser Gegend ein muslimischer Derwisch bekannt, der im siebzehnten Jahrhundert gelebt hat und von dem man viele Wunder erzählt, welche er den wahren Gläubigen von Allah und seinem Propheten erlehrt haben soll. Das Städtchen, in welchem er geboren ist, führt seinen Namen.

Im letzten Krieg der Osmanen gegen die Engländer und Russen, im Jahre 1807, feuerte das verbündete christliche Geschwader, welches hier kreuzte, nie gegen dieses Schloß; aller Wahrscheinlichkeit nach nur aus dem Grund, weil es von der unbedeutenden Feste nichts zu fürchten zu haben glaubte. Ein bejahrter Janitschar, welcher die sehr voneinander abweichenden Posten des Gouverneurs und des Torhüters der Feste zugleich bekleidete und der überdem die Besatzung derselben ganz allein ausmachte, wollte diese Neutralität des Feindes der tiefen Ehrfurcht zuschreiben, welche auch Ungläubige für die Asche des hier beerdigten Heiligen empfinden mußten.

Auf eben der Stelle, welche heute dieses zwecklose Schloß einnimmt, stand im Altertum ein Altar, von Agamemnon den zwölf großen Göttern geweiht. Auch dem Leser der Ilias kann dieser Ort nicht gleichgültig sein. Hier war es, wo Juno sich mit Cypris' Gürtel schmückte: wie schön mußte in diesem Moment die stolze Hera den Göttern und Menschen erscheinen! Nie mag sie würdiger den Namen der Mutter der Götter geführt haben:

“Eilten sie, Lemnos' Stadt und Imbros' beide verlassend,
Eingehüllt in Nebel, mit leicht hinschwebenden Füßen.
Ida erreichten sie nun, den quelligen Nährer des Wildes,
Lekton, wo erst dem Meer sie entschwebten; dann auf der Feste
Wandelten beid', es erbehten vom Gang die Wipfel des Waldes.”

Plinius versichert, das Vorgebirge Lektos sei der Grenzpunkt der äolischen und troischen Landschaft gewesen.

Am vierundzwanzigsten September, in der Nacht, gingen wir mit einem günstigen Südwind unter Segel und erreichten mit Tagesanbruch die Bucht, an welcher im Altertum die Stadt Alexandria Troas stand. Ihrer Gleichgültigkeit gegen Altertümer ungeachtet haben die Türken, über den bedeutenden Umfang der al-

ten Stadt staunend, die Trümmer derselben Eski Stambul oder Alt-Konstantinopel genannt. Gleich bei unserem Eintritt in diesen dem Historiker und Archäologen merkwürdigen Ort fanden wir die Spur des alten Hafens, den ein von Steinen und Ziegeln aufgeführter Damm vor den Wellen schützte. Dieser Hafen ist gegenwärtig gänzlich versandet, und kaum an einer Stelle in der Mitte steht noch etwas Wasser; der Hafendamm sogar ist verschüttet, so daß nur die Oberfläche der Mauer zu sehen ist. Die Kais scheinen ziemlich nachlässig bloß von Ziegeln erbaut gewesen zu sein; doch habe ich hier und da zerstreute Marmorquadern gesehen, welche auf ein hier ehemals gestandenes beträchtliches Gebäude deuten, unter anderen sah ich ein Bruchstück von Marmor, rosenroter Farbe, aus lauter Muscheln bestehend. Die Italiener pflegen diese Marmorart Brocatello zu nennen. Neben dem versandeten Hafen liegen mehrere vierzig Fuß lange, fünf Fuß starke Granitsäulen aus einem Block gearbeitet.

Indem wir uns von der Seeküste entfernten, betraten wir den inneren Raum der altertümlichen Stadt, welcher mit einer ganz eigenen fremden Baumart bewachsen ist. Der Reisebeschreiber Le Chevalier nennt sie Des valoniers (*que-reus algilops Linnaei*).

Das altertümliche Alexandria Troas ist in einem Halbkreis an der Seeküste erbaut; dieser Ort erinnert gegenwärtig an einen englischen Garten, in welchem ansehnliche Ruinen aus schattigen Hainen hervorscheinen. Das erste bedeutende Gebäude, welches ich hier sah, nennen die Türken den Mädchen-Palast (*Kızlar sarayı*); daher wohl die irrige Meinung, daß es ehemals ein Tempel der Diana gewesen ist. Seiner Bauart und den niedrigen Gewölben nach zu urteilen, in welche es eingeteilt ist, dürfte es vielmehr ein Warenlager oder ein Gefängnis gewesen sein. Einige hundert Schritte weiter liegt auf dem Abhang eines Hügels eine runde der in Assos ähnliche Bühne, deren Stufen oder Sitze aber ziemlich nachlässig aus Ziegeln aufgebaut sind. Auch hier sind die Mauern des Prosceniums gänzlich zertrümmert. Ostwärts von diesem Theater sah ich die Ruinen eines sehr beträchtlichen Gebäudes, welches die hiesigen Landesbewohner und Seeleute irrigerweise Palast des Priamos nennen.

Die beiden englischen Reisebeschreiber Pockocke und Chandler glauben, dieses Gebäude sei den gymnastischen Übungen der Jugend des Ortes geweiht gewesen. Le Chevalier, der diese Gegend im Jahre 1785 besuchte, ist anderer Meinung. Seiner Mutmaßung nach ist dieses ein öffentliches Bad gewesen, welches er mit denen des Diocletian und Caracalla in Rom vergleicht. Da ich jene nicht gesehen habe, darf ich über diesen Gegenstand nicht urteilen. Die malerische Ruine scheint mir das Eingangstor des Ganzen gewesen zu sein.

Die Ruinen dieser Stadt entsprachen der hohen Erwartung nicht, mit welcher ich sie betrat. Ich fand keine Spur jener Großheit und Zierlichkeit, die ich in einer von Alexander dem Großen erbauten Stadt zu finden hoffte. In der Mauer sind sogar die Gewölbe nicht gleich, manche sind schmaler, manche höher und breiter. Überdem scheinen sie mir alle zu kleinlich rücksichtlich der auf densel-

ben aufgeführten Mauer. Das in ein Viereck angelegte Gebäude scheint vier gewölbte Gänge und einen inneren Hofraum gebildet zu haben, und es sind noch Löcher in der Mauer zu sehen, welche die Balken aufnahmen.

Die Eile und Nachlässigkeit, mit welcher die altertümliche Stadt erbaut worden, ist unverkennbar. Alle Gebäude sind von Ziegeln aufgeführt, kaum hier und da findet man ein Stück Mauer mit Granitplatten bekleidet, und unter so vielen Trümmern habe ich nur sehr wenige Marmorquadern gesehen. Demnach ist nicht zu leugnen, daß diese altertümliche Stadt weit glänzender gewesen, als es heute ihre Ruinen anzudeuten scheinen, indem seit mehreren Jahrhunderten die Türken nicht aufhören, die Säulen und die mit Bildhauerarbeit verzierten Gesimse nach Konstantinopel zu führen, und selbige dort an ihren neu aufgeführten Gebäuden anbringen. Die Steinmetzer der herumliegenden Städtchen tragen das ihrige dazu bei, die vorzüglichsten Denkmäler der alten griechischen Baukunst an diesem Ort zu vernichten. Bekannt ist die Sitte der Türken, ihren Toten Grabmäler zu errichten, welche meist aus Stein gearbeitet werden. Die Ärmern erhalten wenigstens eine Steinplatte mit einem Turban. Die türkischen Steinmetzer halten das Verarbeiten der schon zugerichteten Quader für viel leichter als das Brechen neuer in den Steinbrüchen, und so zerstören sie ohne Rücksicht alles, was sie aus den alten Bauten herausbrechen können.

Unbezweifelt sind hier noch die kostbarsten Altertümer vergraben; und ich glaube, es würde für einen Reisenden, der die Kosten nicht scheute, eben nicht schwer sein, von den Behörden die Erlaubnis zu erkaufen, hier Nachgrabungen anzustellen. Mein kurzer Aufenthalt in dieser Gegend erlaubte mir nicht, dergleichen zu unternehmen.

Sechstes Kapitel

Am sechszwanzigsten September, mit Tagesanbruch, schifften wir uns ein und steuerten längs der Küste von Kleinasien nach dem Sigäischen Vorgebirge, welches jetzt das Vorgebirge Yenışehir genannt wird. Mit der aufgehenden Sonne erblickten wir die Gipfel des Ida-Gebirges. Immer näher und deutlicher entfaltete sich vor unseren Blicken das trojanische Gestade:

“Tuvat ire et Dorica castra,
Desertosque videre locos littusque relictum,
Hic Dolopum manus, hic saevus tendebat Achilles,
Classibus hic locos, hic acies certare solebat.”

“Aus eilt man, das dorische Lager
und die verlassenen Orte zu schaun und den einsamen Meerstrand.
Hier der Doloper Zelt’, und hier des grimmen Achilles;
hier war die Flotte geweiht; hier kämpften sie oft in der Feldschlacht.”

Mit Ungeduld und Sehnsucht betrachteten wir von Ferne diese Landschaft, welche seit dreitausend Jahren, eine gänzliche Umwälzung der politischen Verhältnisse, der Sitten und der Religion ungeachtet, nie aufgehört hat, die Aufmerksamkeit aller gebildeten Völker auf sich zu ziehen und die aufgeklärtesten Männer derselben zu begeistern. Der schwache Nordwind legte sich gegen Mittag ganz, ich ließ also nach der Küste steuern und begab mich zu Lande nach dem Dorf Yeniköy und von dort weiter nach dem Vorgebirge Yenışehir, auf welchem ein von Türken und Griechen bewohntes Dorf gleichen Namens liegt.

Die von der trojanischen Landschaft entworfene Karte des Herrn Le Chevalier und die Reisebeschreibung dieses scharfsinnigen Forschers haben meiner Wanderung in dieser Gegend zum Leitfaden gedient. Ich verließ dieselbe in der Überzeugung, daß er in dem Auffinden der merkwürdigsten Punkte, die Homer in der Troas erwähnt, sehr glücklich gewesen, und daß man seiner Meinung hierin, bis auf einige wenige Umstände, unbedingt beitreten kann.

Jenseits des Dorfes Yeniköy, an der See, liegt ein aufgeschütteter gegen vierzig Fuß hoher Hügel, von Le Chevalier mit vollem Recht, wie mich dünkt, das Grab des Antilochos, Nestors Sohnes, benannt. Ich kaufte von einem dasigen Landmann ein altertümliches Brustbild von Ton, welches er kurz zuvor in der

Umgebung dieses Ortes ausgegraben hatte. Die Bewohner dieser Gegend finden häufig alte Münzen und Figuren von gebranntem Ton, Marmor oder Erz; doch wissen sie die Liebhaberei der Europäer und vorzüglich der Engländer sehr wohl zu benutzen, welche sämtliche hier ausgegrabenen Altertümer zu übermäßigen Preisen an sich zu kaufen pflegen.

Bezaubernd ist die Aussicht bei Yenişehir. Die schroffen Felsen-Inseln Tenedos und Imbros, die europäische Küste des Hellespontos, die Schlösser der Dardanellen geben der in so mancher Hinsicht merkwürdigen Landschaft Mannigfaltigkeit und Leben. Gegen Westen schlängeln sich der göttliche Simois und der von Zeus erzeugte Skamander durch das üppige Gefilde, auf welchem einst die Achaier und Trojaner fochten. Die zahlreichen Grabmäler der in dem zehnjährigen Kampf gebliebenen Krieger zeugen von der hartnäckigen blutigen Fehde. Die Gebirgskette des Ida schließt diese Landschaft von der Ostseite auf eine ihrer würdige Art ein. Im Westen hebt der Athos sein stolzes Haupt aus den Fluten empor und wirft einen viele Meilen langen Schatten über den Hellespont hin.

Hier an das Sigäische Vorgebirge schloß sich der rechte Flügel der griechischen Schiffe und ihres Lagers an; dasselbe zog sich dreitausend Klafter weit längs des Hellespontos hin bis zum Rhötäischen Vorgebirge (İntepe), wo sich ihr linker Flügel anlehnte. Östlich von diesem Flecken, in einem Weinberg, liegt ein ansehnlicher Grabhügel. Le Chevalier behauptet, und wahrscheinlich mit vollem Recht, es sei dieses das Grabmal des Achilles. Ganz nahe dabei befindet sich ein zweiter ähnlicher, doch bedeutend kleinerer Grabhügel, welcher dem soeben genannten Schriftsteller zufolge auf Befehl des Achilles dem Patroklos zu Ehren soll aufgeführt worden sein. Bekanntlich verlor dieser junge Held in einem Kampf gegen Hektor das Leben zur Zeit, als Achilles auf Agamemnon zürnend die Waffen gegen die Trojaner zu führen sich weigerte und nicht mehr dem Ruhm, nur seinem Schmerz über die erlittene Kränkung lebte. Menoitios' Sohn war gefallen: vom Tod seines Freundes ergriffen, vergißt Achilles das ihm zugefügte Unrecht, er stellt sich an die Spitze seiner Scharen, greift die Trojaner an, bringt sie zum Weichen, und bald blutet Hektor unter Ilions Mauern. Den Waffenbruder zu rächen war der erste Wunsch seiner männlichen Seele gewesen; die Asche des zu früh Verblichenen zu ehren, dies ist der Gedanke, welcher nun seine ganze Seele erfüllt. Wie rührend ist der Schmerz des Helden, wie schön erscheint er in des Unbesiegbaren Brust:

“Aber warum bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Liegt doch tot bei den Schiffen und ohne Klag' und Bestattung
Unser Freund Patroklos, den nie ich werde vergessen,
Weil ich mit Lebenden geh' und Kraft in den Knien sich reget!
Wenn man auch der Toten vergißt in Aïdes Wohnung,
Dennoch werd' ich auch dort des trauesten Freundes gedenken!”

Es war dem Peliden nicht unbewußt, daß das Schicksal seinem Leben ein kurzes Ziel gesetzt hatte und er die Belagerung von Troja nicht überleben sollte. Er ließ demnach dem Patroklos nur einen kleineren Grabhügel errichten, weil der Gedanke, daß die Asche des Freundes bald neben der seinigen in einer gemeinschaftlichen Gruft ruhen werde, seinem Herzen gefiel, ihm Linderung in dem tiefen Schmerz brachte.

“Legen wir’s, bis ich selber hinuntersinke zum Ais.
Aber das Grab, nicht rat’ ich es allzu groß zu erheben,
Sondern so schicklich nur; hinfort dann möget ihr es immer
Weit und hoch aufhäufen, ihr Danaer, die ihr mich etwa
Überlebt und umher in den Ruderschiffen zurückbleibt.”

Die Grabhügel in Yenişehir sind rund und von Erde aufgeworfen, und ebenso stellt sie der Dichter dar:

“Maßen den Kreis des Males und warfen den Grund in die Rundung
Rings um den Brand und häuften geschüttete Erde zum Hügel.”

Doch ließe sich die Frage aufwerfen, wo eigentlich diese Grabmäler gelegen haben, indem die Ilias über diesen Gegenstand sich nicht deutlich ausspricht. Diesen Zweifel löst der Dichter selbst in der Odyssee, in welcher Agamemnon dem Achilles die näheren Umstände seines Leichenbegängnisses folgendermaßen mitteilt:

“Hierin ruht dein weißes Gebein, ruhmvoller Achilleus,
Mit dem Gebeine vermischt des Menötiaden Patroklos,
Und gesondert die Asche Antilochos’, den du vor allen
Anderen Freunden ehrtest, nach deinem geliebten Patroklos.
Und das heilige Heer der sieggewohnten Achaier
Häuften darüber ein großes und weitbewundertes Denkmal
Auf der Spitze des Landes am breiten Hellespontos,
Daß es fern im Meere vorüberschiffende Männer
Sähen, die jetzo leben und spät in kommenden Jahren.”

Ein Blick auf die Karte scheint mir fast ein hinlänglicher Beweis, daß dieser auf dem Hellespontos vorragende Punkt kein anderer sei als das Sigäische Vorgebirge, welches dem Seefahrer schon in einer bedeutenden Entfernung vor allen ins Auge fallen muß. Nach allem bisher Gesagten scheint mir also der Mutmaßung des Herrn Le Chevalier zufolge der größere in den Weinbergen bei Yenişehir befindliche Hügel wirklich das Grabmal beider Helden gewesen zu sein. Der kleinere ist wahrscheinlich von Achilles dem Patroklos einstweilen errichtet worden.

Mit Ehrfurcht schieden wir von diesen einfachen und doch so anziehenden Denkmälern und gingen auf einer hölzernen Brücke über den Simois, welcher

sich bei dem neuen Schloß der Dardanellen in den Hellespont ergießt. Der göttliche Simois entsprach keineswegs meiner Erwartung. Ich fand an demselben einen unbedeutenden Bach, der sich in einem breiten Bett hinschlängelt und dasselbe höchstens nur im Frühjahr ausfüllt. Die aus dem Berge Ida nach dem Hellespont zu fließenden Ströme stellen wie alle Bergströme nach den verschiedenen Jahreszeiten ein sehr verschiedenes Bild dar. Im Frühjahr oder sonst nach einem starken Regenwetter rauschen sie wild dahin und rollen, um Homers Göttersprache zu reden,

“..... mit donnernder Woge
Blöck' und Steine daher”,

im Sommer hingegen trocknen sie fast durchgehends aus.

Ich empfand ein eigenes Vergnügen, hier meinen Durst zu löschen. Etwa eine Stunde weiter erreichten wir einen dritten ebenfalls am Simois gelegenen stark beschädigten Grabhügel. Seine Lage rechtfertigt die Vermutung des Herrn Le Chevalier, welcher behauptet, dieser aufgeschüttete Erdhaufen sei der Trosmos oder das gemeinschaftliche Grabmal der im Trojanischen Krieg gebliebenen Krieger gewesen:

“Einen Hügel umher erhuben sie, draußen versammelt,
Allen zugleich ein Gefild’, und neben ihm bauten sie eilig
Hochgetürmt die Mauer, sich selbst und den Schiffen zur Schutzwehr.
Drin auch bauten sie Tore mit wohleinfugenden Flügeln,
Daß bequem durch solche der Weg war Rossen und Wagen.
Draußen umzogen sie dann mit tiefem Graben die Mauer,
Breit umher und groß, und drinnen auch pflanzten sie Pfähle.
So arbeiteten hier die hauptumlockten Achaier.”

Hierbei bleibt jedoch ein sehr wesentlicher Umstand aufzuklären. Die soeben angeführte Stelle der Ilias läßt keinen Zweifel übrig, daß die das griechische Lager umgebenden Mauern bei diesem Grabhügel fortliefen; und doch ist dieser gegen zweitausend Schritt von der Seeküste entfernt. Nach den Regeln der neuen Lagerkunst werden die Verschanzungen, mit welchen ein Heer seine Stellung deckt, unweit der Fronten seiner Zelte aufgeworfen. Ganz anders scheint der Gebrauch der Griechen in Agamemnons Zeiten gewesen, und der Raum zwischen ihren Verschanzungen und der Seeküste muß sehr bedeutend gewesen sein, da er beide Heere aufgenommen, welche hier eine Hauptschlacht gefochten haben. Hektor hatte das griechische Heer zum Weichen gebracht, dasselbe bis in seine Verschanzungen zurückgedrängt und, um diese zu erstürmen, einen großen Stein gegen das Tor desselben geschleudert:

“Schmetternd zerbrach er die Angeln umher, und es stürzte der Marmor
Schwer hinein, dumpf krachte das Tor; auch die mächtigen Riegel
Hielten ihm nicht, und die Bohlen zerspalteten hiehin und dorthin

Unter des Steines Gewalt; und es sprang der erhabene Hektor
Furchtbar hinein, wie das Grauen der Nacht."

Nachdem die Trojaner in das griechische Lager gedrungen waren, schien die gänzliche Niederlage der Danaer unvermeidlich. Fruchtlos waren die Bemühungen ihrer Anführer, die Weichenden zum Stehen zu bringen. Ein panischer Schrecken hatte die Tapferen ergriffen, und schon rät Agamemnon zu einem schnellen Rückzug, als plötzlich der Beistand der die Griechen beschützenden Gottheiten der Schlacht eine günstigere Wendung gibt. Der Donnerer Zeus entschlummert wonneberauscht an dem Busen der listigen Gattin; den günstigen Augenblick benutzt Poseidon und belebt den Diomedes, Agamemnon und Odysseus mit frischem Mut. Diese werfen sich kühn dem Feind entgegen, und nach einem wütenden Kampf werden die Trojaner gezwungen, das griechische Lager zu räumen.

Selbst für die Laien in der Kriegskunst ist es wohl einleuchtend, daß ein Schlachtfeld, auf welchem zwei zahlreiche Heere einen halben Tag lang fochten, notwendig geräumig sein mußte.

Am fünfundzwanzigsten September, mit Tagesanbruch, verließen wir das Dorf Yenisehir. Wir gingen die Seeküste entlang an dem Vorgebirge gleichen Namens (vormals: Sigëum Promontorium) bis zum Vorgebirge İntepe, welches früher den Namen des Rhötäischen führte. Dies ist die Stelle, welche Agamemnons Flotte einnahm. Ihr rechter Flügel stand, wie schon bemerkt worden, bei dem Sigäischen Vorgebirge; der linke lehnte sich an das Rhötäische an. Jenseits Yenisehir durchwateten wir den Simoïs unweit seiner Mündung. Solch ein unbedeutendes Gewässer kann einem Heer in seinen Bewegungen keine Hindernisse in den Weg legen; auch hat Homer, so genau und umständlich er die Stellungen beider Heere, ihre Bewegungen und die heroischen Taten einzelner Krieger beschreibt, keine Erwähnung von dem Übergang der Flüsse getan, an deren Ufern die Trojaner und Griechen fochten und deren Namen er so oft erwähnt. Der Übergang des unbedeutenden Baches war kein Bild, das seiner Epopöe würdig gewesen wäre. Das Seeufer von Yenisehir, gegen İntepe zu, ist flach und sandig; hie und da sah ich griechische Fischerkähne und leichte Kaiks, welche soeben ans Land gezogen wurden. Die mannigfaltigen Szenen der Ilias hatten sich meiner Phantasie bemächtigt. Ich stand auf demselben Boden, dieselbe Sprache tönte in mein Ohr, der Hellespont lag vor mir, ich glaubte bei dem Anblick dieser Fahrzeuge und der an denselben beschäftigten Seeleute die Schiffe der Homerischen Helden zu sehen und das Getümmel: es

"Stürzte das Volk zu den Schiffen; empor stieg unter dem Fußtritt
Finsterer Staub in die Luft: sie ermunterten einer den andern,
Anzugreifen die Schiff' und zu ziehn in die heilige Meerflut.
Und man räumte die Graben; es scholl gen Himmel der heimwärts
Strebenden Ruf, und den Schiffen entzog man die stützenden Balken."

Andere wieder, nachdem sie gelandet waren,

“Zogen das schwärzliche Schiff sie empor an die Feste des Landes,
Hoch auf den kiesigen Sand und breiteten drunter Gebälk hin;
Selbst dann zerstreuten sie sich ringsher zu Gezelten und Schiffen.”

Bekanntlich hat sich die Sitte der Seefahrer des Altertums, ihre Schiffe ans Ufer zu ziehen, bis jetzt in diesem Land erhalten. Die Griechen und Türken pflegen ihre leichten Fahrzeuge auf diese Art vor den Stürmen zu sichern, anstatt sie wie in anderen Ländern auf den Reeden flott zu erhalten.

Die griechische Flotte stand, wie bereits bemerkt worden, zwischen dem Sigäischen und Rhötäischen Vorgebirge; doch ist die Rangordnung ihrer Bundes-
truppen in der Lagerlinie unbekannt. So viel ist gewiß, daß Achilles und Ajax beide Flügel des Heeres befehligten; und da Achilles auf dem rechten Flügel auf dem Sigäischen Vorgebirge von seinen Kriegsgefährten ist beerdigt worden, so läßt sich aus diesem Umstand mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß er die Truppen dieses Flügels befehligte. Also muß Ajax auf dem linken Flügel seine Stellung gehabt haben. Und wirklich habe ich auf dem Rhötäischen Vorgebirge, wo seine Zelte gestanden, seinen Grabhügel auf einer Anhöhe an der See emporragen gesehen. Auf dem Gipfel desselben steht ein altes zwölf Fuß hohes Mauerwerk; aller Wahrscheinlichkeit nach ein Überbleibsel des dem Helden zu Ehren erbauten Tempels. Etwas tiefer ist eine sechs Klafter lange Gruft, worin die Asche des Verblichenen aufgehoben gewesen sein mag.

Die Identität des Grabmals des Ajax scheint mir ziemlich erwiesen. Der ehrwürdige gesprächige König von Pylos teilt dem jungen Telemachos die näheren Umstände des Trojanischen Krieges mit und sagt, der heldenmütige Telamonier sei auf der Ebene von Troja beerdigt worden; doch gibt er die Stelle selbst nicht an. Um so befriedigender ist Strabo, und sein Zeugnis löst alle Zweifel: “Die Stadt Rhötea”, sagt dieser Erdbeschreiber, “liegt auf einer Anhöhe neben einer sandigen Ebene. Dort sind das Ajantäum, das heißt das Grabmal des Ajax und seine Bildsäule zu sehen. Diese letztere ließ der Triumvir Marcus Antonius nach Rom führen. Kaiser Augustus aber stellte dieselbe den Einwohnern von Rhötea zurück.” Folgendermaßen glaube ich, die Lage des Grabmals des Ajax auf dem Rhötäischen Vorgebirge, welches die Türken jetzt Intepe nennen, erweisen zu können. Bekanntlich war die griechische Flotte eintausendundzwanzig Schiffe stark, wie es in der Ilias heißt. Rechnet man fünfzehn Fuß Breite auf jedes derselben und ebenso viel Zwischenraum, so wird man finden, daß der Raum, den die in zwei Reihen gestellte Flotte einnahm, dreitausend Klafter lang sein mußte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Trojaner und Griechen an den Ufern des Hellesponts gefochten haben, und daß Achilles und Ajax beide Flügel des Heeres befehligten. Daher läßt sich mit Gewißheit schließen, daß die griechischen Schanzen sich von dem Sigäischen Vorgebirge (Yenişehir) längs des Hellesponts zogen. Und der linke Flügel ihrer dreitausend Klafter langen Linie

mußte sich an das Vorgebirge Intepe (Rhoeteum Promontorium) anschließen, da dieser Punkt dreitausend Klafter von dem Vorgebirge Yenışehir entfernt liegt. Dies ist um so weniger zu bezweifeln, als in dieser Gegend kein anderer Grabhügel zu sehen ist und die Grundmauern des ihm zu Ehren aufgeführten Tempels noch stehen, dieser Held der Ilias aber der einzige ist, dem zu Ehren ein solches Denkmal errichtet worden ist. Plinius versichert, das Sigäische Vorgebirge sei dreitausend Klafter von dem Rhötäischen entfernt. Sind es olympische Stadien, die der römische Erdbeschreiber hier meint und die zu hundert Klafter berechnet werden, so betragen diese dreißig Stadien gerade dreitausend Klafter, und die Lage des Ajanteums auf dem Vorgebirge Intepe ist mathematisch erwiesen.

Unweit des Grabmals des Ajax befindet sich ein Sumpf, durch einen Bach gebildet, der sich in denselben ergießt. Der schon öfters erwähnte Le Chevalier glaubt, die epidemische Krankheit, mit welcher die Griechen, dem ersten Buch der Ilias zufolge, heimgesucht wurden, den schädlichen Ausdünstungen dieses morastigen Tals zuschreiben zu dürfen. Er findet es kaum wahrscheinlich, daß die Verbündeten in dieser ungesunden Gegend zehn Jahre lang verweilt haben sollten, und glaubt vielmehr, sie haben in diesem langen Zwischenraum der jenem Zeitalter eigentümlichen Art Krieg zu führen gemäß die mit den Trojanern verbündeten Völkerschaften befehlet. Achilles, der in seiner Unterredung mit Odysseus und Phönix ein wenig mit seinen Heldentaten prahlt, spricht folgendermaßen zu ihnen:

“Auch der blutigen Tage genug durchstrebt in der Feldschlacht,
Tapfere Männer bekämpfend, um jenen ein Weib zu erobern!
Zwölf schon hab’ ich mit Schiffen bevölkerte Städte verwüstet
Und elf andre zu Fuß umher in der scholligen Troja.”

Inwiefern ein unbedeutender Morast in einer sonst sandigen Gegend bei den ständig an der See wehenden Winden eine Epidemie verursachen konnte, lasse ich dahin gestellt sein; auch ist die Ursache derselben vollkommen gleichgültig: bekanntlich bleiben große zusammengezogene Heere auch in den neueren Zeiten aller angewandten Gegenmittel der verbesserten Arzneikunst ungeachtet selten von epidemischen Krankheiten verschont.

Die morastige Gegend bei Intepe wird Timbrekdere oder das Tal Timbrek genannt und ist allem Anschein nach von jeher mit Rohr und Schilf bedeckt gewesen. Hier war es, wo Odysseus und Diomedes den Dolon gefangennahmen, der, von Hektor gesandt, das griechische Lager auskundschaften sollte. Diomedes durchbohrt des Feigen Brust:

“..... und legete hebend die Rüstung
Auf des Gefilds Tamarisk’, und dabei zum deutlichen Merkmal
Legt’ er gesammeltes Rohr und brach Tamariskengezweig ab,
Daß sie des Orts nicht fehlten, zurück durch Finsternis kehrend.”

Wir verließen diese Gegend und begaben uns längs des schon erwähnten Baches von Timbrek nach dem Dorf Kumköyü. Südlich von diesem Ort traten wir auf einen zweihundert Klafter langen, hundertundachtzig Klafter breiten mit Marmorquadern bedeckten Platz; was auf sehr ansehnliche Gebäude deutet, die hier einst gestanden haben müssen. Der Reisebeschreiber Le Chevalier glaubt an dieser Stelle die Lage der Stadt Neu-Ilion gefunden zu haben, welche Alexander der Große erbaut, Phymbria, ein Anhänger des Triumvirs Marius, in Asche gelegt und Julius Caesar aus ihren Trümmern wieder erhoben hat. So unbedeutend der Umfang dieser Stadt gewesen, so unverkennbar ist die Zierlichkeit, mit welcher sie erbaut war. Ich fand an dieser Stelle mehrere hundert zum Teil zertrümmerte Marmorsäulen, meistens zwei Fuß im Durchmesser stark. Le Chevalier führt in seinem Werk mehrere hier aufgefundene Inschriften an, welche ich vergeblich suchte; doch glaubte ich mich einigermaßen entschädigt bei dem Anblick eines wohlerhaltenen Armes einer kolossalen Karyatide und eines mit Bildhauerarbeit reich verzierten marmornen Gesimses. Der reine Geschmack dieses letzteren, die schöne Behandlung und die richtigen Verhältnisse des Armes der Karyatide zeugen unzweifelich von dem gebildeten Zeitalter des römischen Helden, dem diese Stadt ihre Wiedergeburt verdankt.

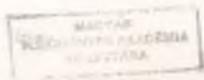
In einiger Entfernung von Kumköy liegt das Dorf Kalafat am Ufer des Simoïs. Das dreißig Klafter breite Bett desselben erinnerte mich an die Nebenarme unserer Flüsse, in welchen im Sommer kaum an einer Seite ein unbedeutender Wasserpfad rieselt. Etwas weiter gegen die See hin fließt der Skamander mit dem Simoïs zusammen. Hier also ist das mit dem edelsten Blut der Achaier und Trojaner besprengte Schlachtfeld. An dem Zusammenfluß beider Ströme liegt abermals ein hoher aufgeschütteter Erdhaufen. Le Chevalier glaubt, an demselben das in der Topographie der Ilias wichtige Grabmal des Ilos gefunden zu haben.

Im zehnten Buch der Ilias spricht der von Odysseus und Diomedes gefangen-genommene Dolon folgendermaßen zu den griechischen Helden:

“Gern will ich dir dieses nach lauterer Wahrheit verkünden.
Hektor berief nun alle des Heers ratgebende Fürsten,
Rat mit ihnen zu halten am Mal des göttlichen Ilos,
Abgewandt vom Geräusch.”

Ich glaube hier den Leser erinnern zu müssen, daß die vorhergehende Schlacht für die Griechen unglücklich ausgefallen war. Sie hatten sich in ihre Verschanzungen zurückgezogen, und die Trojaner behaupteten das Schlachtfeld. Daraus läßt sich mit Gewißheit schließen, daß das Grabmal des Ilos, bei welchem Hektor die am folgenden Tage vorzunehmenden Maßregeln mit seinen Unterfeldherren beriet, notwendig unweit des griechischen Lagers liegen mußte.

Doch nichts kann die Lage dieses Ortes in ein helleres Licht stellen als die Reise des Priamos nach Achilles' Zelten im dreiundzwanzigsten Buch der Ilias.



Der gebeugte Greis hatte unstreitig Troja noch bei Tage verlassen, da er einen über den Zinnen dieser Stadt fliegenden Adler erblicken konnte:

“Schnell den Adler entsandt’ er, die edelste Vorbedeutung,
Wohnend in Tal und Gesümpf, den schwarzgeflügelten Jäger.”

Er langte aber erst spät bei dem Grabmal des Ilos an, welcher ihm auf dem Weg lag, da das Sigäische Vorgebirge und das auf demselben aufgeschlagene Lager des Achilles das Ziel seiner Reise war.

“..... Schon lag in Dämmerung rings das Gefilde.”
“Als nun jene vorbei an Ilos Male gelenket,
Hielten sie beid’ ein wenig, die Ross’ und Mäuler zu tränken
Unten am Strom.”

Nach dem hier Gesagten dürfte der Leser, der die Lage dieses nahe am Skamandros gelegenen Leichenhügels in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt und an der Straße, welche von Troja (das heißt Pınarbaşı, wie weiter unten zu sehen ist) nach dem Sigäischen Vorgebirge führt, in Erwägung zieht, es nicht unwahrscheinlich finden, daß dieser Hügel wirklich das Grab des Ilos ist.

Von Kalafat begaben wir uns nach Çıplakköy. Ich bemerkte in diesem Dorf neben der Hütte eines armen Landmannes eine steinerne Bank, auf einem Kapitell korinthischer Ordnung von schönem weißem Marmor ruhend. Jenseits Halileli, eines etwa eine Viertelmeile von Çıplakköy entfernten Dorfes, trat ich zum zweiten Mal auf einen geräumigen Platz, der mit Trümmern aller Art und zerbrochenen Quadern von Stein und Marmor bedeckt war. Unstreitig sind es Ruinen eines sehr bedeutenden aller Wahrscheinlichkeit nach antiken Gebäudes. Ob aber dieses, wie einige behaupten, der Tempel des Thymbrischen Apollo gewesen, ist schwer zu bestimmen. Etwas weiter gegen die See hin liegt das Dorf Timbrek. Dieser Name deutet ohne Zweifel auf das phrygische Thymbra, von welchem im zehnten Buch der Ilias die Rede ist. Der von Diomedes und Odysseus gefangengenommene Dolon gibt ihnen, um sein Leben zu retten, die Stellung der Trojaner und ihrer Bundesgenossen folgendermaßen an:

“Meerwärts ruhn mit den Karen päonische Krümmer des Bogens,
Leleger auch, Kaukonen zunächst und edle Pelasger;
Gegen Thymbra der Lykier Volk und trotziges Myser,
Phrygiens reisige Schar und Mäoniens Rossebezähmer.”

Die Trümmer, die ich erwähnt habe, zeugen unverkennbar von einem altertümlichen Ort; das jetzige Dorf Timbrek liegt an der See, und eben diese Lage hatte das alte Thymbra; und denkt man sich noch hierzu das trojanische Lager vor den Mauern von Ilion (bei Pınarbaşı, wie wir unten sehen), so konnte der Befehlshaber der Bundesgenossen keine günstigere Stellung wählen als die bei Thymbra, wo er den rechten Flügel des trojanischen Heeres deckte und die

Griechen hinderte, sie in ihrer rechten Flanke zu umgehen. Demnach läßt sich mit einiger Bestimmtheit schließen, daß das jetzige Timbrek das alte Thymbra wirklich sei.

In einiger Entfernung jenseits von Timbrek bestiegen wir den ersten Berg Rücken des Ida-Gebirges. Bald darauf kamen wir nach dem Dorf Akçeköy. Ich habe in dieser Gegend so wenig bebaute Felder gesehen, daß ich kaum begreife, woher die Einwohner ihre nötigen Lebensmittel beziehen. Hohe schroffe Gebirge wölben sich hinter Akçeköy übereinander. Die kaum zu bemerkenden Bergsteige, auf denen wir weiter gehen sollten, waren bereits so steil geworden, daß wir hier unsere Pferde zurücklassen mußten. So bestiegen wir mit Mühe und Anstrengung den zweiten und bald darauf den dritten Bergrücken des Ida. Doch wie reichlich fanden wir hier unsere Anstrengungen vergolten! Die ganze Ebene von Troja lag vor unseren Füßen da. In der Ferne erblickten wir die europäische Küste des Hellespontos, die Felsen-Inseln Imbros und Tenedos und den sich stolz gen Himmel hebenden gigantischen Athos. So mag die Stelle beschaffen gewesen sein, wo der Vater der Dichtkunst den Plan zu seiner Epopöe entwarf. Diese Gegend mußte ihn begeistern; und wie groß, wie glücklich gab er den Eindruck wieder, den er hier empfing!

Das Ida-Gebirge war bekanntlich ein Lieblingsaufenthalt der Götter der griechischen Mythe. Hier war es, wo Zeus, vom Knaben Ganymedes entbrannt, denselben seinem unschuldigen Leben entriß und in den Kreis der Unsterblichen aufnahm. Hier entschied Paris den Streit der drei Göttinnen. Der Kleinmütige wagte es nicht, einen kühnen Blick auf Aphrodite zu werfen und einen schöneren Lohn von der Mutter der Liebe zu heischen. Hier endlich stand Juno, mit dem Gürtel der Venus geschmückt, vor des Gatten trunkenen Blicken.

“Buntgestickt; dort waren des Zaubers Reize versammelt;
Dort war schmachtende Lieb’ und Sehnsucht, dort das Getändel;
Und die schmeichelnde Bitte, die selbst den Weisen betöret.”

Wie konnte der für Schönheit so empfängliche Saturnier so vielen Reizen widerstehen!

“Also Zeus, und umarmte voll Inbrunst seine Gemahlin.
Unten nun sproß die heilige Erd’ aufgrünende Kräuter,
Lotos mit tauiger Blum’ und Krokos samt Hyakinthos,
Dichtgedrängt und weich, die empor vom Boden sie trugen;
Hierauf ruheten beid’ und hüllten sich rings ein Gewölk um.”

Ermüdet von der langen und beschwerlichen Tagesreise lagerten wir uns unter einem dichtbelaubten Baum, um etwas auszuruhen, und betrachteten von diesem erhöhten Standort mit innigem und erhebendem Gefühl die klassische Gegend.

Das Ida-Gebirge zieht sich gegen zwanzig Meilen von Osten nach Westen und von Süden nach Norden. Der vier Meilen ostwärts von Akçeköy gelegene Berg Gargarus, aus welchem der Simoïs entspringt, ist der höchste Punkt dieses Gebirges. Nach der Berechnung des französischen Ingenieurs, Herrn Kaufer, ist der Gargarus siebenhundertundfünfundsiebzig Klafter über der Meeresfläche erhaben.

Nachdem wir hier eine kurze Zeit geruht hatten, riet uns unser Begleiter, ein türkischer Landmann aus Kumkale, die Rückreise anzutreten, um bei Tage wenigstens aus der unsicheren Gebirgsgegend zu kommen. Wir folgten seinem Rat, doch wurde es sehr spät, ehe wir Yenişehir erreichten.

Am sechszwanzigsten September setzten wir mit Sonnenaufgang unsere Wanderung in Priamos' Reich fort. Dieser Tag war bestimmt, die merkwürdige Stelle zu besuchen, wo einst Troja gelegen. Nachdem wir den Trosmos oder den Grabhügel der hier gemeinschaftlich zur Erde bestatteten griechischen Krieger hinter uns gelassen hatten, setzten wir über einen fast trockenen Graben, der das wirkliche Bett des Skamander ist.

“..... in sieco serpentem pulvere rivum
Transierat, qui Xanthus erat”

Dieser Bach floß bekanntlich in der Ebene von Troja mit dem Simoïs zusammen. Im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung soll der durch seinen Reichtum und den gemeinnützigen Gebrauch desselben bekannte Herodes Attikus denselben abgeleitet und vermittels einer von ihm erbauten Wasserleitung nach Alexandria Troas geführt haben. Die Wasserleitung ist zerstört, dennoch fließt der Kırkgöz (so nennen die Türken den Skamander) nicht mehr wie sonst mit dem Simoïs zusammen, sondern ergießt sich, der neuen ihm gegebenen Richtung zufolge, unweit des Grabmals des Antilochos in das Ägäische Meer. Dennoch ist sein altes ursprüngliches Bett vollkommen zu unterscheiden, und wenn der Bach im Frühjahr anschwillt, so füllt er beide Betten aus. Umsonst sucht der Altertumsforscher in dieser Gegend den mächtigen Strom der Ilias:

“Schrecklich umstand den Peleiden die trübe, geschwollene Brandung,
Schlug an den Schild dann schmetternd herab, und nicht auf den Füßen
Konnt' er fest noch bestehn. Da faßt' er die Ulm in den Händen

.....
Angstvoll. Noch nicht ruhte der Schreckliche, sondern er stürzt' ihm
Nach mit dunkelnder Flut, daß er hemmen möcht' in der Arbeit
Peleus' göttlichen Sohn und die Plag' abwenden den Troern.”

Und schon mag er sich geneigt fühlen, den Dichter einer Übertreibung zu zeichnen, doch findet er bald, daß Homer, so groß er die beschriebenen Gegenstände darzustellen gewußt, dennoch seinen Leser nicht täuschen mochte. Noch in

demselben Buch läßt er das wirkliche Verhältnis des Skamanders ahnen. Des erhabenen Bildes des Skamanders, welches wir soeben angeführt haben, ungeachtet konnte ein Fluß unmöglich breit sein, von welchem der Dichter singt:

“Jetzt begegnet ihm Priamos' Sohn, des Dardanionen,
Der aus dem Strom aufstrebte: Lykaon.”

Noch einen treffenden Beweis, wie unbedeutend derselbe gewesen, liefert das einundzwanzigste Buch der Ilias. Der Sohn der blonden Thetis ergreift eine am Skamander wachsende Ulme und reißt sie mit den Wurzeln aus:

“..... Da faßt' er die Ulm' in den Händen,
Frisch von Wuchs, hochragend; doch jene, gestürzt aus den Wurzeln
Riß das Gestad' auseinander und sank, die schönen Gewässer
Hemmend mit dichtem Gezweig', und überbrückte die Fluten,
Ganz hineingestürzt; und der Held, aus der Tiefe sich schwingend,
Eilte dahin.”

Hier ist das genaue Maß des Skamanders, der heute bei seiner Mündung kaum dreißig Fuß breit ist. Sein Aufschwellen aber, als der Halbgott den Achilleus verfolgt, erklärt Le Chevalier scharfsinnig genug aus folgender Stelle der Ilias:

“So vor Achilleus ward dem tiefhinstrudelnden Xanthos
Voll sein rauschender Strom von der Rosse Gewirr und der Männer.”

Der mit Leichen angefüllte Bach mußte notwendig aus seinen Ufern treten.

Der Lauf des Kırkgöz (Skamander) und die Lage dieser Gegend treffen mit der Beschreibung des Dichters sehr genau zusammen. Ein Blick auf die Karte läßt keinen Zweifel übrig, daß der Reisende, der sich von Pınarbaşı (wo das alte Troja war) nach Yenişehir begibt, notwendig über den Kırkgöz (Skamander) setzen muß; und dies eben muß das topographische Bild dieser Gegend erweisen, wenn wir die Ilias zum Grund unserer Nachforschungen legen. Nach dem Tod des Patroklos stellt sich Achilles an die Spitze der Griechen und setzt den flüchtigen Trojanern nach.

“Als sie nunmehr an die Furt des schönhinwallenden Xanthos
kamen, des wirbelnden Stroms, den Zeus der Unsterbliche zeugte.
Dort auseinander sie trennend, verfolgt' er jen' ins Gefilde
Stadtwärts, wo die Achaier dahergescheucht sich ergossen.”

Auch Priamos, als er Troja verließ, um in Achilles' Zelte am Sigäischen Vorgebirge die Auslieferung der Leiche seines Sohnes von dem griechischen Helden zu erflehen, fuhr dahin diesen Weg:

“Als nun jene vorbei an Ilios' Male gelenket,
Hielten sie beid' ein wenig, die Ross' und die Mäuler zu tränken.”
Dasselbe gilt von der Rückfahrt des königlichen Greises:

“Schleunig sodann hinlenkt’ er durchs Heer, und keiner vernahm es.
Als sie nunmehr an die Furt des schönhinwallenden Xanthos
Kamen, des wirbelnden Stroms, den Zeus der Unsterbliche zeugte.”

Es lassen sich noch mehrere Belege anführen, welche den Lauf des Skamanders außer allen Zweifel setzen und unumstößlich beweisen, daß dieser Bach zwischen den Mauern von Troja und dem griechischen Lager geflossen, so wie der Kırkgöz jetzt zwischen dem Vorgebirge Yenişehir und dem Dorf Pınarbaşı fließt.

Nach der zweiten, für die Trojaner glücklich ausgefallenen Schlacht stellt Hektor seine Wachen aus:

“So viel’ zwischen des Xanthos Gestad’ und den Schiffen Achajas
Loderten, weit erscheinend vor Ilios, Feuer der Troer.”

In dem darauffolgenden Gefecht scheint der Sieg sich auf die Seite der Griechen neigen zu wollen. Schon hat Ajax den königlichen Hektor verwundet. Seine Waffenbrüder

“Diese trugen zur Stadt den schwer aufstöhnenden Krieger.
Als sie nunmehr an die Furt des schön hinwallenden Xanthos
Kamen, des wirbelnden Stroms, den Zeus der Unsterbliche zeugte.”

Diese Verse schildern sehr glücklich die Lage des Skamanders und seinen geschlängelten Lauf.

Mit derselben Bestimmtheit läßt sich aus dem elften Buch der Ilias der Beweis führen, daß der Skamander auf dem linken Flügel der Trojaner floß, und daß sich folglich ihr rechter Flügel dem Simoïs anschloß.

Nachdem Odysseus verwundet worden,
“Also durchtobt’ hinstürzend das Feld der strahlende Ajas,
Bahn durch Männer sich hauend und Reisige. Aber noch hört’ es
Hektor nicht, denn er kämpft’ an der linken Seite des Treffens
Längs dem Gestade des Stroms Skamandros.”

Wir ritten, das Ida-Gebirge immer vor Augen habend, das Schlachtfeld der Homerischen Helden entlang und kamen nach dem etwa drei Meilen von der See entfernten Dorf Pınarbaşı, wo aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals das Skäische Tor von Troja gestanden hat.

Vor diesem Dorf bemerkte ich einen Hügel, welcher der Vermutung des Herrn Le Chevalier zufolge das Grab der Batieia oder Myrinna gewesen sein soll.

Im zweiten Buch der Ilias beschreibt Homer folgendermaßen den Ort, auf welchem die trojanischen Feldherren ihre Truppen in Schlachtordnung stellten:

“Draußen liegt vor den Toren der Stadt ein erhabener Hügel
Abgewandt im Gefild’, umgehbar hierhin und dorthin.
Diesen pflegt Batiteia der Sterblichen Rede zu nennen,
Aber die Götter das Mal der sprunggeübten Myrine:
Dort nun teilten die Troer in Reihen sich und die Genossen.”

Der Sammelplatz eines belagerten Heeres, wenn dasselbe einen Ausfall zu machen gedenkt, kann von den Standquartieren desselben nicht entfernt sein; und wirklich, wenn man die Lage des Ortes betrachtet, so muß dieser Hügel unter den Mauern von Troja gelegen haben.

Zweihundert Schritte weiter gegen Osten liegt das Dorf Pınarbaşı. Ich bemerkte daselbst einen Triglyphen dorischer Ordnung, der einer Bank vor der Hütte eines Landmannes zur Unterlage diente. Hinter dem Dorf erhebt sich allmählich ein hoher Berg, dessen flacher Gipfel eine Ebene von mehreren tausend Schritten im Umfang bildet. Hier lag Troja:

“..... Hic ibat Simoïs,
Hic steterat Priami regia celsa senis

.....
Hic lacer admisso terruit Hector equo.”

Dieser Ort ist von drei Seiten mit schroffen Felsenklippen umgeben, und der Simoïs umfließt denselben von der Ost- und Südseite. Die feste Lage dieses Ortes setzt den Operationsplan der Griechen in ein vollkommenes Licht und gibt den Grund an, warum dieselben immer auf einer Seite nur, nämlich vor dem Skäischen Tor (Pınarbaşı), mit den Trojanern gefochten haben und nie auf einem anderen Punkt einen Angriff gegen ihre Mauer wagten. Das Terrain gab ihnen hierin Gesetze. Die hohen Felsenwände von der Ost-, Süd- und Westseite mußten ihnen mit Recht unersteiglich scheinen; und noch heute, aller Vervollkommnung der Kriegskunst ungeachtet, ist dieser Ort, wenn er befestigt wäre, für den Belagerer nur von dieser Seite zugänglich.

Die leise Abdachung des Berges, worauf die Stadt gelegen, ist der Seeseite zugewandt, und hier, bei Pınarbaşı, stand das Skäische Tor. Für den aufmerksamen Leser der Ilias ist dieses kaum noch einem Zweifel unterworfen. Hier nur einige Beweise, die Herr Le Chevalier anführt.

Auf dem Skäischen Tor stand die schöne Gemahlin des Paris, als sie ihrem Schwiegervater die Namen der griechischen an den Ufern des Skamanders fechtenden Helden nannte. Dasselbe mußte notwendig dem Schlachtfeld gegenüber liegen:

“Flog sie hinweg aus der Kammer, die zarte Trän’ an den Wimpern.
Nicht sie allein, ihr folgten zugleich zwei dienende Jungfraun,
Äthra, des Pitheus Tochter, und Klymene, herrschenden Blickes.
Bald nun kamen sie hin, allwo das skäische Tor war.”

In dem darauffolgenden Gefecht sollen Paris und Menelaos das Schicksal des verhängnisvollen Krieges durch einen Zweikampf entscheiden:

“..... Da schaurte der Greis und befahl den Gefährten,
Anzuschirren die Ross’; und sie eilten flugs, ihm gehorchend.
Priamos trat in den Wagen und zog die lenkenden Zügel;
Auch mit ihm Antenor bestieg den prächtigen Sessel;
Schnell durch das skäische Tor entflogen die Ross’ ins Gefilde.”

Einen noch sichereren Beweis liefert das sechste Buch der Ilias, in welchem der Dichter den Abschied Hektors von seiner Gattin so rührend geschildert hat.

“Also sprach zu Hektor die Schaffnerin, schnell aus der Wohnung
Eilt’ er den Weg zurück durch die wohlbebauten Gassen.
Als er das skäische Tor, die gewaltige Feste durchwandernd,
Jetzt erreicht, wo hinaus sein Weg ihn führt’ ins Gefilde.”

Unbezweifelt also bleibt es, daß das Skäische Tor dem Schlachtfeld und den Quellen des Skamanders gegenüber gelegen hat, bei welchen Hektor sein Heldenleben beschloß.

Ich habe bereits die Lage des hohen von drei Seiten unersteigbaren Berges geschildert, auf welchem Troja erbaut war. Dieses topographische Detail entging keineswegs der Aufmerksamkeit des Dichters. Einen Beweis hievon findet der Leser im achten Buch der Odyssee, wo Demodokos den Einzug des für die Trojaner verderblichen hölzernen Pferdes beschreibt:

“Aber die andern, geführt vom hochberühmten Odysseus,
Saßen, von Troern umringt, im Bauche des hölzernen Rosses,
Welches die Troer selbst in die Burg von Ilion zogen.
Allda stand nun das Roß, und ringsum saßen die Feinde,
Hin und her ratschlagend. Sie waren dreifacher Meinung:
Diese, das hohle Gebäude mit grausamem Erze zu spalten;
Jene, es hoch auf den Felsen zu ziehn und herunter zu schmettern.”

Ich umging mehrere Male den geebneten Gipfel dieses Berges, der eine mit etwa dreitausend Menschen bevölkerte Stadt fassen konnte. Auf dieser nicht unbedeutenden Fläche fand ich keine Spur irgendeines Gebäudes. Dies muß’ ich erwarten. “Nec locus ubi Troja fuit”, pflegten die Römer vor zweitausend Jahren zu sagen. Hierauf begaben wir uns auf eine zweite noch höhere Spitze dieses Berges, auf welcher aller Wahrscheinlichkeit nach die alte Pergamos oder das Schloß von Troja gestanden hat.

“Dieses gesagt, ging jener, auf Pergamos’ Höhe sich setzend.
Aber die Troer durchheilt’ und ermunterte Ares, der Wütrich.”

Die Türken nennen diesen Berg Ballidağ oder Honig-Berg der zahlreichen Bienen wegen, die auf demselben schwärmen. Ich bemerkte hier drei ansehnliche Grabhügel, worunter einer von Feldsteinen aufgeworfen ist. Der so oft erwähnte Le Chevalier mutmaßt, dieser Grabhügel sei das Grabmal Hektors. Ich kann seiner Meinung in dieser Hinsicht nicht beitreten, und die Gründe, womit er seine Mutmaßung zu bekräftigen sucht, scheinen mir keineswegs befriedigend. Der Leser entscheide.

Priamos muntert die Trojaner mit folgenden Worten auf, das zu dem Holzstoß Hektors nötige Brennholz herbeizuschaffen:

“Bringt nun Holz, ihr Troer, von Walde zur Stadt und besorgt nicht
Lauernden Hinterhalt der Danaer, denn mir verhiess ja
Peleus’ Sohn, mich entsendend von Argos’ dunkelen Schiffen
Nichts uns Schaden zu tun, bis genahet der zwölfte der Morgen.”

Und es ist unleugbar, daß die auf den Berg Ida ausgeschickten Arbeiter einen im Hinterhalt lauern den Feind zu fürchten Ursache hatten; doch scheint mir folgende Stelle der Ilias unumstößlich zu beweisen, daß das Grabmal Hektors außerhalb der Stadt errichtet war:

“Senkten sodann es hinab in die hohle Gruft, und darüber
Häuften sie dichtgeordnet gewaltige Steine des Feldes;
Schütteten eilend das Mal, und ringsum stellten sie Späher,
Daß nicht zuvor anstürmten die hellumschienten Achaier.”

Hätte dasselbe in der Stadt gelegen, so wäre das Ausstellen der Kundschafter ganz überflüssig gewesen. Sobald die Tore geschlossen waren, mußten sich die Belagerten vor dem Feind vollkommen gesichert glauben. Le Chevalier begründet seine Meinung auf das Zusammentreffen der Stelle aus der Ilias, “häuften sie mächtige Steine” mit dem Umstand, daß der Grabhügel auf Ballidağ von Steinen aufgeworfen ist; aus dem Vergil aber sucht er zu beweisen, daß das Grab Hektors am Ufer des Simoïs gelegen hat.

Nachdem Troja gefallen war, floh bekanntlich Äneas nach Italien und traf auf der Küste von Epyrus die Witwe Hektors mit der Anlage einer Stadt beschäftigt, welche sie an das ihrem Herzen so teure Ilion erinnern sollte.

“Vorwärts wandl’ ich vom Porte, Gestad’ und Flotte verlassend,
als ihr feierlich Mahl und traurige Totengeschenke
dort im Hain vor der Stadt an des täuschenden Simoïs Waldung
eben Andromache weihte der Asch’ und die Manen daherrief
zum Grabhügel des Hektor, den leer sie aus grünendem Rasen
und, den Gram zu erneuern, zwei Traueraltäre geheiligt.”

Allerdings läßt sich voraussetzen, daß Andromache das Denkmal in Buthrotum auf einer Stelle machen ließ, welche der Lage nach ihr das Grab des Gatten

am besten vergegenwärtigen konnte. Doch scheint mir die Anwendung des Herrn Le Chevalier hier nicht passend zu sein. Dieser Ausdruck des römischen Dichters "Simoëntis ad undas" deutet auf einen am Ufer des Simoïs gelegenen Grabhügel. Das vermeintliche Grab Hektors in Pınarbaşı aber ist zwar nicht weit vom Simoïs entfernt, doch steht es auf einem zweihundert Fuß hohen Felsen und ist von der Ostseite her, wo der Simoïs fließt, durchaus unzugänglich. In diesem Fall dürfte der Ausdruck "Simoëntis ad undas" wohl unrichtig angewandt sein. Das Grab Hektors, wo es auch gewesen sein mag, ist während der Belagerung in aller Eil aufgeworfen worden, es kann also der langen Reihe von Jahrhunderten nicht widerstanden haben; auch mögen es vielleicht die Bewohner dieser Gegend in späteren Zeiten frevelhaft auseinander geworfen haben, um die Steine, aus welchen es zusammengetragen war, zu ihren Bauten zu benutzen.

Die ersten Bergreihen des Ida sind kaum einige tausend Schritt von Pınarbaşı entfernt. Dieses topographische Detail entspricht vollkommen dem Sinn des Gedichts, welches uns beschäftigt. Im einundzwanzigsten Buch der Ilias schildert Homer den Hektor, wie er im Vorgefühl seines nahen Todes unentschlossen ist, ob er mit dem Achilleus fechten oder durch eine rasche Flucht sein Leben retten soll. Dieses seiner Heldenseele unwürdige Gefühl durchdringt ihn nur einen Augenblick. Er äußert es folgendermaßen:

"Nach dem idäischen Felde mit Schnelligkeit, bis ich erreicht
Idas gewundene Tal' und im dichten Gesträuch mich verborgen:
Dann am Abende könnt' ich, nachdem ich im Strome gebadet
Abgekühlt vom Schweiße, gen Ilios heimlich zurückgehn.
Aber warum bewegte das Herz mir solche Gedanken?"

Die Hauptschlacht, welche das Schicksal des Krieges entscheiden sollte, hatte bereits den ganzen Tag gedauert, das Ida-Gebirge mußte also sehr nahe an der Stadt liegen, da der junge Held sich auf demselben verbergen und noch an demselben Tag zu den besorgten Eltern, zu der zärtlichen Gattin heimkehren zu können glaubte.

Von der Sonnenhitze ermüdet, kehrten wir gegen Mittag nach Pınarbaşı zurück und begaben uns von dort in ein Landhaus des in der Gegend befehligen den Ağa, der einen Garten an den Quellen des Skamanders angelegt hat auf derselben Stelle, wo ehemals Priamos' Gärten waren. Vor einigen Tagen hatte einer seiner Hausgenossen hier einen ehernen Ring ausgegraben, auf welchem noch einige Züge einer alten Schrift zu bemerken waren, die aber leider nicht mehr zu entziffern ist. Ich konnte den rührenden Gedanken nicht von mir abweisen, daß vielleicht der edle Priamos oder die schöne Helena diesen Ring getragen, und erkaufte dies Symbol der Liebe und Treue für meinen Bruder.

Das Landhaus des Ağa nebst den dazugehörigen Wirtschaftsgebäuden bildet ein großes Viereck und ist wie diese von Holz erbaut. Sein Verwalter, ein Jude,

sprach fertig Spanisch und nahm uns mit echt antiker Gastfreundschaft auf. Ich bemerkte auf dem Vorhof des Landhauses mehrere zweirädrige Karren, welche ganz die Form jener altertümlichen Wagen hatten, in denen die Homerischen Helden fochten und die glücklichen römischen Feldherren durch die Straßen Roms nach dem Capitol zogen.

Nach einer frugalen Mahlzeit, die uns der Verwalter des Ağa aufstischen ließ, kehrten wir abermals nach Pınarbaşı und dem Berg Ballıdağı zurück und durchkreuzten in allen Richtungen den interessanten Ort zum dritten Mal. Einige hundert Schritte weiter gegen Süden, gleichlaufend mit dem Berg, auf welchem Troja erbaut war, zieht sich ein anderer Hügel einige hundert Klafter weit von Norden gegen Süden hin. Le Chevalier vermutet, hier sei jener Feigen-Hügel gewesen, dessen in der Ilias mehrere Male Erwähnung geschieht. Im sechzehnten Gesang dieses Gedichts warnt die besorgte Andromache den Hektor, sich in kein Gefecht mit den Griechen einzulassen:

“Stelle das Heer dorthin bei dem Feigenbaume, denn dort ist
Leichter die Stadt zu ersteigen und frei die Mauer zum Angriff.
Dreimal haben ja dort es versucht die tapfersten Krieger.”

Aller Wahrscheinlichkeit nach war diese Baumart in dieser Gegend von jeher sehr zahlreich. Einen Beweis davon liefert ein unweit Thymbra liegendes Dorf, welches die Türken Etkulmesken, die Griechen aber Erinkeu oder das Feigendorf nennen.

Ich befand mich nunmehr nahe an dem Ziel der in dieser Gegend zu machenden Nachforschungen; doch blieben mir noch die für den Leser der Ilias und den Archäologen gleich wichtigen Quellen des Skamanders zu besehen, welche in einem mit Weiden und Pappeln belaubten Hain unweit des Dorfes Pınarbaşı entspringen. Nach Angabe der Bewohner dieses Dorfes hat der Kırkgöz (Skamander) fünfundvierzig Quellen: ich habe deren nur achtzehn gesehen; die übrigen sind unbedeutend. Schwerlich ließe sich ein treffenderer Beweis nur denken, daß Troja wirklich auf dem Berg bei Pınarbaşı gelegen, als die Lage und Beschaffenheit dieser Quellen. Hier, meine ich, müßte jeder Zweifel in dieser Hinsicht aufhören, jeder Zweifler verstummen. Der Leser erlaube mir, ihm die Stelle der Ilias ins Gedächtnis zu rufen, wo der Dichter diese Quellen schildert:

“Eine rinnt beständig mit warmer Flut, und umher ihr
Wallt aufsteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers;
Aber die andere fließt im Sommer auch kalt, wie der Hagel,
Oder des Winters Schnee, und gefrorne Schollen des Eises.”

Diese so ganz verschiedenen, so nahe beieinander entspringenden Quellen haben seit drei Jahrtausenden ihre Natur und Lage keineswegs verändert. Die Zahl der kalten Quellen beläuft sich, wie ich soeben bemerkt habe, auf einige vierzig. Zwei- bis dreihundert Schritte von jenen entspringt aus dem kalten feuchten Bo-

den auch die warme Quelle. Das Wasser in derselben wird um so wärmer, je kälter der Luftkreis ist. Die Bewohner dieser Gegend versicherten mich, im Winter sei es siedend heiß. Dieser so auffallende Umstand, daß ein Fluß aus so verschiedenartigen Quellen entspringt, scheint mir den Beweisgründen, womit der gelehrte Le Chevalier die Lage von Troja bestimmt hat, das Siegel aufzudrücken. Es war mir ein wohltuendes Gefühl, diese Stelle in der vollkommenen Überzeugung ihrer Identität noch einmal zu besuchen. Und es bleibt mir unerklärlich, wie dieser entscheidende Umstand der Aufmerksamkeit der früheren Reisenden hat entgehen können.

Dieser schattige Hain ist ungemein anmutig. Hier waren zu Priamos' Zeiten

“... nahe den Quellen geräumige Gruben der Wäsche,
Steinerne, schöngehaun, wo die stattlichen Feiergewande
Trojas Weiber vordem und liebliche Töchter sich wuschen,
Als noch blühte der Fried', eh' die Macht der Achaier daherkam.”

Und nach mehreren Jahrtausenden und an derselben Stelle habe ich mehrere Werkstücke von Granit liegen sehen. Ob sich diese von Priamos' Zeiten herschreiben, wage ich nicht zu bestimmen; doch wäre solche Mutmaßung bei der bekannten Festigkeit dieser Steinart einem enthusiastischen Archäologen wohl zu verzeihen.

Dem Leser, der sich die Mühe gegeben hat, die Topographie der Ilias mit der Beschreibung der Gegend zu vergleichen, die ich besuchte, dürfte schwerlich noch ein Zweifel über die wirkliche Lage von Troja geblieben sein. Dennoch gestehe ich gern, daß noch in dieser Rücksicht ein Umstand zu erwägen ist, der den bedächtigen Kritiker vielleicht unschlüssig machen könnte, und dieses ist der letzte Kampf des Achilleus mit Hektor.

Man scheint bisher allgemein geglaubt zu haben, daß der den überlegenen Feind fliehende Hektor fünfmal um die Mauern von Troja gelaufen ist. Ein Blick auf die Karte ist ein hinlänglicher Beweis, daß solches bei Pınarbaşı auf dem Ballıdağ der schroffen Felsenklüfte wegen unmöglich war. Mit Recht also vermutet Le Chevalier, diese Stelle der Ilias sei so zu verstehen, daß beide Helden nicht rund um die Stadt, sondern in einem Kreis vor der Stadt ihren Lauf genommen haben. Seine Gründe scheinen mir eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens zu beweisen. Bekanntlich weilten während des letzten Kampfes Hektors Priamos, Hekabe und Andromache fortdauernd auf dem Skäischen Tor. “Wer kann wohl glauben”, ruft der französische Gelehrte aus, “daß in dieser verhängnisvollen Stunde, wo jeder Augenblick der letzte von Hektors Leben sein konnte, das treue Weib, die zärtliche Mutter, der tieffühlende Vater kaltblütig auf dem Skäischen Tor geblieben wären und fünfmal den Gatten, den Sohn, die Stütze der Monarchie aus den Augen gelassen hätten, den sie von dem erwähnten Standpunkt nicht sehen konnten, wenn er rings um die Stadt gelaufen

wäre!” Und schwerlich wird jemand die Gründe des Herrn Le Chevalier bestreiten, der für das Leben eines Gatten oder Sohnes je zu zittern Ursache gehabt hat.

Als einen Beleg seiner Vermutung in dieser Rücksicht führt Herr Le Chevalier auch die Äneis an, welche bekanntlich in mehrerer Hinsicht nach dem Vorbild der griechischen Epopöe gedichtet ist. Der Kampfplatz, auf welchem Äneas mit Turnus fechten sollte, wurde vor Laurentum zwischen den Ringmauern dieser Stadt, dem Bruch und dem trojanischen Heer bestimmt. Turnus, wie früher Hektor, umkreist fünfmal diesen Kampfplatz (doch keineswegs die Stadtmauern) und bleibt endlich bei einem dem Faunus geheiligten Ölbaum stehen, so wie Hektor bei den Quellen des Skamanders stehen geblieben war. Schließlich führt der gelehrte französische Reisebeschreiber die Bedeutung des griechischen Wortes περι an, welches seiner Meinung nach nicht nur “rings herum”, sondern auch “nahe” bedeutet, und er führt mehrere gute Schriftsteller an, welche sich dieses Wortes in der letzten Bedeutung bedient haben. Der griechischen Sprache unkundig, überlasse ich den Gelehrten die Lösung des philologischen Zweifels.

Ich habe bereits bemerkt, daß der Hain, in welchem der Skamander entspringt, in einer geringen Entfernung von dem Ballıdağ und dem vormaligen Erineos liegt, und es ist kein Zweifel, daß diese Quellen unweit der Ringmauern von Troja und des Feigenwäldchens gelegen haben. Dieser feuchte moorige Grund ist mit hohen Weiden, Sträuchern und Rohr bewachsen; und es ist wohl möglich, daß hier die Stelle sei, wo einst Odysseus (Odyssee XIV) eine Nacht auf der Lauer zugebracht hat.

Gegen Abend begaben wir uns auf das linke Ufer des Skamander, wo wir Felsen von sehr schönem weißem Marmor bemerkten. Diese Gegend ist also in mancher Rücksicht zur Gründung einer großen Hauptstadt günstig gewesen. Ob aber die Hauptstadt des Priamischen Reiches ungeachtet ihres gepriesenen Glanzes und der fünfzig Paläste der fünfzig Königssöhne viele marmorne Gebäude aufzuweisen gehabt hat, ist wohl mit Recht zu bezweifeln.

Unweit des Dorfes Üçekköy (Üvecik) bemerkten wir einen sehr ansehnlichen, allem Vermuten nach aufgeschütteten Hügel, der ein Leichenhügel gewesen sein mag. Die Türken nennen denselben Üçek tepe. Le Chevalier aber vermutet, es sei dieses das Grabmal des Äsyetes. Auf diesem Hügel, glaubt der französische Reisebeschreiber, stand jener trojanische Kundschafter, welcher die Bewegungen der an der Seeküste gelagerten Griechen beobachten sollte.

“Gleich an tönender Stimme des Priamos Sohn Polites,
Der zur Hut der Troer, den hurtigen Fersen vertrauend,
Oben saß auf dem Grabe des grauenden Äsyetes,
Spähend, sobald vom Gestad' herstürzte das Volk der Achaier.”
“So drang jener im Flug gradan. Doch es flüchtete Hektor
Längs der troischen Mauer, die hurtigen Kniee bewegend;

Beid' an der Warte vorbei und dem wehenden Feigenbaume,
Immer hinweg von der Mauer, entflogen sie über den Fahrweg.
Und sie erreichten die zwo schönsprudelnden Quellen, woher sich
Beide Bäch' ergießen des wirbelvollen Skamandros."

Inwiefern die Vermutung des französischen Gelehrten begründet ist, bleibt bei der Unbestimmtheit dieser Stelle der Ilias höchst ungewiß; soviel wenigstens ist nicht zu leugnen, daß dieser unweit der See gelegene Hügel hoch genug ist, um von demselben die Küste, auf welcher die griechische Flotte gestanden hat, deutlich unterscheiden zu können.

Spät abends kehrten wir nach Kumkale zurück.

Ich glaube dieses Kapitel nicht schließen zu dürfen, ohne die älteren und neueren Erdbeschreiber und Reisenden zu erwähnen, welche diese Gegend besucht und beschrieben haben. Dieser kurze Abriss wird über die Topographie der Troas, wie sie seit mehreren Jahrhunderten allmählich ist aufgeklärt worden, einigen Aufschluß geben und unwidersprechlich erweisen, daß die Römer einen ganz falschen Begriff von derselben hatten.

Strabo liefert in seinem Werk eine sehr umständliche Beschreibung der trojanischen Landschaft und nach der öfteren Anführung der Homerischen Verse, deren man so viele in seiner Erdbeschreibung findet, zu urteilen, läßt sich mit Grund schließen, wie sehr der Dichter, die Dichtung und die Landschaft, die jener zum Schauplatz seiner Epopöe gewählt hat, ihn angezogen haben. Um so unerklärlicher ist die Unrichtigkeit seiner Beschreibung rücksichtlich der Quellen des Skamanders. Seine Angabe, dieser Fluß entspringe gleich dem Granikus aus dem acht Meilen von der See entfernten Berg Kotylus, den man heute Kazdağı oder Gänseberg nennt, widerspricht unbezweifelt dem Sinne der Ilias. Der vierte Gesang dieses Epos schildert den an der Spitze des trojanischen Heeres fechtenden Hektor, wie er an einem und demselben Tag die Griechen bis zu ihren Verschanzungen zurückgedrängt und dann, ihrem wiederkehrenden Waffenglück weichend, sich unter die Mauern der belagerten Stadt zurückzieht. Dieser Umstand muß auch den Laien in der Kriegskunst überzeugen, daß Troja höchstens nur drei Meilen von der See entfernt lag, da die fechtenden Heere diesen Zwischenraum zweimal an demselben Tag zurücklegen konnten. Bekannt aber ist es, daß Hektor nahe an dem Skäischen Tor und den Quellen des Skamanders sein Leben verlor.

Wahrscheinlich ist, daß Strabo, der diese Gegend seinem eigenen Gedächtnis nach nie besucht und dieselbe bloß nach der Angabe eines gewissen Demetrius aus Scepsis beschrieben hat, die Namen der Flüsse verwechselt und den Fluß Simoïs, welcher bekanntlich in dem Gebirge Ida seinen Anfang nimmt, Skamander genannt hat. Es entging aber dem scharfsinnigen und so genauen römischen Gelehrten nicht, daß seine Beschreibung des Skamander dem Sinne der Ilias keineswegs entsprach; er äußert es folgendermaßen: "Es hat aber diese Stelle nicht wenige Schwierigkeiten: denn einmal wird gegenwärtig hier gar keine

warme Quelle gefunden, und dann ist auch die Quelle des Skamanders (deren gegenwärtig nur eine, nicht aber zwei sind) nicht hier, sondern auf dem Gebirge. Wahrscheinlich ist, daß die hier erwähnten warmen Quellen versiegt sind; und die kalten Wasser, so hier hervorsprudeln, und mit dem Skamander einen unterirdischen Zusammenhang haben, konnten nicht füglich die Quellen des Skamanders genannt werden."

Dieser Irrtum des Vaters der Geographie ist der Hauptgrund der Ungewißheit gewesen, in welcher die späteren Erdbeschreiber rücksichtlich der trojanischen Landschaft schwebten.

Achtzig Jahre später erwähnt Plinius im sechsten Buch seiner Naturgeschichte das Rhötäische und das Sigäische Vorgebirge sowie die Städte Scamandria, Rhoetëum, Dardania, Arisbe, Achillëum und Acantium. Doch ist seine Beschreibung dieser Landschaft, da eine solche nicht zum Hauptzweck seines Werkes gehörte, auch nur sehr oberflächlich. Er macht darin keine Vergleichung mit dem Text der Ilias; und ebenso fehlerhaft wie sein Vorgänger Strabo gibt er dem Simoïs den Namen Skamander und nennt diesen einen schiffbaren Strom. Unbezweifelt ist es wohl aber, daß ein Bach, den tausend Schritt von seiner Mündung eine Ulme "überbrückt" (Ilias XXI, 245), kein schiffbarer Strom sein kann.

In späteren Zeiten besuchten der Franzose Belon im Jahre 1549 und der Italiener Pietro de la Valle im Jahre 1614 diese Gegend, doch glaubten beide irrigerweise, in den Ruinen von Alexandria Troas die Ruinen von Ilion zu sehen. Sandis und Erlot haben das Rhötäische und Sigäische Vorgebirge und den Simoïs und Skamander zu unterscheiden gewußt.

Pococke hat im achtzehnten Jahrhundert das Tal Thymbra und das Zusammenfließen beider Ströme beschrieben. Nach ihm hat Chandler seinen Leser auf die Grabmäler des Achilleus, Patroklos, Ajax und Antilochos aufmerksam gemacht. Endlich hat Le Chevalier sich um die Homerische Topographie dieser Gegend vorzüglich verdient gemacht und die Lage der Stadt selbst, des Skäischen Tores und die Quellen des Skamanders ermittelt.

Auf einem in den Hellespont vorgeschobenen dem Seefahrer fernher ins Auge fallenden Vorgebirge, mithin auf dem Vorgebirge Yenışehir, liegen zwei Grabmäler nahe aneinander. (Odyssee XXIX, 82; Ilias XXIII, 246). Eines derselben ist größer, das andere kleiner. (Ilias XXIII, 246).

Dreitausend Schritt vom Sigäischen Vorgebirge stand der linke Flügel der Griechen; denn soviel Raumes bedurften sie, um tausendundzwanzig ihrer leichten Fahrzeuge in zwei Reihen aufzustellen. Agamemnons Heer focht an der Küste des Hellesponts; und da das Vorgebirge Yenışehir diesen von der Westseite zuschließt, so mußte notwendig das griechische Lager sich gegen Osten ausdehnen, bis zum Rhötäischen Vorgebirge (İntepe), da solches dreitausend Klafter von dem Sigäischen entfernt ist. (Ilias VII, 438).

Wendet man sich von der See gegen das Ida-Gebirge hin, so stößt man in der Ebene auf zwei Flüsse. (Ilias V, 773, VI, 4, XXI, 307).

Der Skamander, den eine Ulme überbrückt, ist kleiner und fließt auf der rechten Seite. (Ilias XXI, 245, XI, 498).

Der größere Strom also, mithin der Simoïs, fließt zur Linken.

Neben diesem Gewässer liegt ein Grabhügel, an der von Troja nach dem Si-gäischen Vorgebirge führenden Straße. (Ilias XXIV, 349).

Troja konnte nicht mehr als höchstens drei Meilen von der See entfernt sein, da die Trojaner an demselben Tage Zeit gehabt haben, bis an das griechische Lager vorzudringen und gleich darauf bis zu ihren Stadtmauern zurückzukehren. (Ilias IV).

Priamos' Hauptstadt lag an den Quellen des Skamanders, deren eine warm, die andere kalt ist. (Ilias XXII, 149).

Die Ufer des Skamanders sind mit Schilf bewachsen. (Ilias X, 468).

Unweit der Stadtmauern, gegen die See hin, liegt der Grabhügel der Batieia. (Ilias II, 313).

Die Stadt ist mit hohen Felsenklüften umgeben. (Odyssee VIII, 508).

Das Skäische Tor oder die einzige zugängliche Seite ist gegen die See hin, wo die griechische Flotte stand. (Ilias III, 144, 263).

Endlich erhebt sich das Ida-Gebirge gleich hinter der Stadt. (Ilias XXI, 559).

Dies ist das treue Bild dieser Landschaft, das uns der Vater der griechischen Dichtkunst, der Staatsmann, der Weltweise, der Erdbeschreiber in seinen unsterblichen Gedichten aufbewahrt hat. Der Leser wird sich mit Recht wundern, wie wenig seit drei Jahrtausenden die Physiognomie dieses Landes sich geändert hat; und wohl noch mehr, wie je ein Zweifel über die Lage von Troja hat stattfinden können.

Siebentes Kapitel

Am siebenundzwanzigsten September verließen wir mit Tagesanbruch jene schönen Gefilde, welche der Simoïs und der Skamander bewässert und der Ida beschattet, und steuerten nach Çanakkale oder dem alten Schloß der Dardanellen:

“Portus relinquo et campos, ubi Troja fuit.”

Hier auf der asiatischen Küste, unweit des Rhötäischen Vorgebirges (İntepe) ist die Stelle, wo Konstantin der Große die Hauptstadt des Römischen Reiches im Osten zu erbauen gedachte. Schon war das Werk begonnen, und hohe Türme und Mauern stiegen wie durch einen Zauberschlag auf seinen Wink empor, da soll dem Kaiser im Traum die ihn beschützende Gottheit erschienen sein. Sie mißriet den Bau der schon angelegten Stadt, und ganz würdig ihrer höheren Weisheit war die Wahl der glücklichen Lage von Konstantinopel, die sie ihrem Liebling soll angeraten haben.

Nördlich von dem Rhötäischen Vorgebirge breitet sich der Kanal bedeutend aus und bildet auf der asiatischen Küste eine ansehnliche Bucht. Hier war es, wo im Jahre 1401 der französische Marschall Boucicaut mit einem Geschwader von vier Kriegsschiffen, welche er dem griechischen Kaiser Emanuel zu Hilfe führte, eine türkische Flotte zum Weichen brachte, welche ihm den Durchgang durch den Hellespont streitig zu machen suchte. Der Paladin setzte vierhundert französische Ritter und eintausendundsechshundert Bogenschützen bei Konstantinopel ans Land, und mit dieser so geringen Schar wußte er ein ganzes Jahr hindurch das geschwächte Reich der Palaiologen gegen die furchtbare Macht der Osmanen zu beschirmen. Dieser glänzende Feldzug des fränkischen Helden erinnert an den Krotoner Milon, der mit kräftiger Faust ein zusammenstürzendes Gebäude eine Zeitlang aufrecht zu erhalten vermochte.

Die Venezianer sind mit Recht stolz auf die von ihren Voreltern im Hellespont erfochtenen Siege. Im siebzehnten Jahrhundert, während der Belagerung von Kandia, ernteten ihre Seehelden in diesen Gewässern zu wiederholten Malen glänzende Lorbeeren.

Hier griff Lasarus Mocenigo im Jahre 1655 die der seinigen weit überlegene türkische Flotte an und eroberte nach einem heftigen Kampf dreiundzwanzig feindliche Galeeren. Hier schlug Franz Morosini im Jahre 1656 eine aus acht-

undneunzig Kriegsschiffen bestehende türkische Armada. Zum zweiten Mal führte Lasarus Mocenigo die Venezianer im Jahre 1657 an. Der türkische Admiral war ihm entgegengesegelt und griff die Venezianer an. Noch war der Sieg unentschieden, da trieb ein heftiger Windstoß beide Flotten durcheinander. Es gelang dem erfahrenen venezianischen Seemann, einen Teil seines Geschwaders zu sammeln. Das türkische wurde zerstreut, und Mocenigo, den günstigen Umstand benutzend, beschloß, durch die Meerenge zu segeln, die feindlichen Schiffe teilweise anzugreifen und zu vernichten und seinen Sieg bis unter die Mauern von Konstantinopel zu verfolgen. In dieser verhängnisvollen Stunde brach eine Feuersbrunst auf seinem Schiff aus. Eine Segelstange, deren Taue die Flamme verzehrt hatte, fiel dem Feldherrn auf das Haupt und brachte ihm eine tödliche Wunde bei. Mutlos über den Verlust des Befehlshabers geworden, verließen die Venezianer die Meerenge, und zürnend nahm Mavor den ihnen bereits zuge-dachten Siegeskranz zurück.

Nach dem Rückzug der venezianischen Flotte ließ der um die Sicherheit der Hauptstadt besorgte Divan zwei neue Festen zur Verteidigung des Hellesponts erbauen. Eine derselben, Kunkale genannt, liegt an der Mündung des Simoïs. Die andere, jener gegenüber, deckt die europäische Küste.

Im siebzehnten Jahrhundert, als Venedigs Seemacht hauptsächlich nur aus Ruderschiffen bestand, konnten wohl diese von den Türken erbauten festen Plätze den mit wenigem Geschütze bewaffneten Galeeren und Galeassen kräftigen Widerstand leisten; gegen die neueren Zwei- und Dreidecker aber dürften diese nur aus Mauerwerk aufgeführten und mit kleinen Erdwällen bedeckten Kastelle ihrem Endzweck nur sehr unvollkommen entsprechen.

In dem Krieg von 1770, nach der Niederlage der türkischen Flotte bei Çeşme, erhielt der Baron von Tott von seiten der türkischen Regierung den Auftrag, die Meerenge gegen einen etwaigen Angriff des russischen Geschwaders in Verteidigungszustand zu setzen. Der französische Ingenieur wußte sehr geschickt seine Maßregeln den nautischen Ortsumständen anzupassen und legte auf den meisten vorspringenden Punkten an der asiatischen sowohl als an der europäischen Küste niedrige, mit schwerem Geschütz versehene Strandbatterien (*batteries rasantes*) an. Bekanntlich ist die Strömung im Hellespont so stark, daß die aus dem Ägäischen Meer nach Konstantinopel gehenden Schiffe alle Segel aufspannen müssen, um die entgegenstrebende Wirkung derselben zu überwinden. Je größer nun die Fläche der aufgespannten Segel ist, um so verheerender muß die Wirkung der mit Traubenschüssen und Kettenkugeln geladenen Kanonen und Haubitzen sein, mit welchen die Schiffe aus den von dem Freiherrn von Tott angelegten Batterien können beschossen werden. Bei einer nur mittelmäßigen Beschädigung seines Tauwerks treibt das feindliche Schiff notwendig mit der Strömung ab und muß endlich unter dem Feuer der Küstenbatterien stranden. Die Vernachlässigung dieser von dem Freiherrn von Tott mit vieler Ein-

sicht angelegten Festungswerke mag dem Admiral Duckworth bei seinem Unternehmen im Jahre 1807 sehr zustatten gekommen sein.

Gegen Mittag stießen wir bei Çanakkale ans Land. Der dasige russische Konsul, ein reicher Jude, nahm mich gastfreundlich auf und erkaufte mir durch ein geringes Geschenk die Erlaubnis, das Schloß Çanakkale und die Küstenbatterien in Augenschein zu nehmen. Das Schloß selbst ist ein längliches von Mauerwerk aufgeführtes und mit Türmen umgebenes Viereck. Der etwa vierzig Fuß breite Graben ist so seicht, daß man ihn an allen Stellen durchwatet kann. Um so furchtbarer ist das Geschütz dieser Festung. Sämtliche Kanonen und Mörser sind von Bronze und von einem sehr schweren Kaliber. Das merkwürdigste Stück darunter ist ein achtzehn Fuß langes Kammergeschütz, dessen steinerne siebenundzwanzig Zoll im Durchmesser starke Kugel eintausendeinhundert Pfund wiegt. Dieser Koloß ist vor einen marmornen Pfeiler gestellt, so daß er nach dem Schuß nicht zurückprallen kann.

Man hat in unseren europäischen Zeughäusern die früher gebrauchten Karttaunen, schweren Feldschlangen, Kulevrinen usw. längst umgeschmolzen, weil man gefunden hat, daß ihr Gebrauch ihrer ungeheuren Schwere wegen mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. So begründet auch diese Einwendung sein mag, so unbezweifelt sind die Vorteile, welche ein solches Geschütz bei einer zweckmäßigen Einrichtung desselben in Seeplätzen und Küstenbatterien gewähren kann. Eine einzige tausendpfündige Kugel wie die der türkischen Haubitze in Çanakkale muß das größte Schiff entmasten oder dasselbe in den Grund bohren. Der holländische Admiral Kingsbergen, welcher im achtzehnten Jahrhundert die festen Plätze des Archipelagus und des Hellespontos besichtigt hat, zählt an den Ufern dieser Meerenge zweihundertundfünfzig schwere Kanonen, Haubitzen und Mörser.

Der gastfreie russische Konsul hatte mich nebst mehreren in der Stadt ansässigen Kaufleuten zu einem Gastmahl geladen. Das Essen war ziemlich auf türkische Art zugerichtet und aufgetragen. Ein niedriger Tisch wurde mit lackiertem Leder anstatt eines Tischtuches bedeckt. Neben den Gedecken lagen zierliche von Elfenbein gearbeitete Löffel. Bekanntlich gebrauchen die Türken keine Gabeln und führen am Gürtel ihre langen Messer, derer sie sich im Kriege wie bei der Mahlzeit bedienen. Nachstehende Gerichte wurden schnell nach einander in zinnernen Schüsseln aufgetragen. Auf eine dünne Reisbrühe folgte Hammelfleisch, welches unser Wirt mit einem säbelartigen Vorlegemesser in kleine Stücke schnitt und seinen Gästen darbot. Das mürbe gekochte Fleisch wurde mit den Fingern zerlegt. Hierauf wurde eine Art sehr großer mit gehacktem Fleisch gefüllter Gurken oder vielmehr Kürbisse aufgetischt und gleich darauf ein Jaurt (Joghurt), d.h. saure Milch mit Zucker. Dieses in den osmanischen Ländern allgemein beliebte Gericht leiten die türkischen Feinzügler von ihren Stammeltern, den Türkmänen, her, welche in ihrer Heimat meistens nur von zahlreichen Herden sich nährten. Endlich brachte man gekochte Eier mit Zitronen, was die

Türken ein Pişmiş tavuk yumurtası limonlan nennen, und einen Kebab oder gebratenes Hammelfleisch. Dieses letzte Gericht würde ich ohne Bedenken in unsere Küchensettel aufzunehmen raten. Hier ist die Art seiner Zubereitung, so wie sie mir der Koch des Konsuls mitgeteilt hat. Man schneidet das Fleisch in dünne Scheiben, steckt dasselbe nebst Zwiebelschnitten auf einen Spieß und brät es bei einem sehr heftigen Feuer. Unser Nachtsch bestand in Weintrauben, Feigen und Granatäpfeln und war, der vorzüglichen Güte des Obstes wegen, der Tafel eines Lucullus würdig. Die Granatäpfel waren mir vorzüglich merkwürdig, da ich selbige in unseren Gewächshäusern noch nie gesehen hatte. Ihrer Form nach ist diese Frucht einer Quitte ähnlich, doch ist die Haut oder vielmehr die Schale derselben fast so dick wie die einer Melone. Der genießbare Teil besteht aus einer unzähligen Menge purpurroter Beeren, welche dicht aufeinander liegen und einen angenehmen säuerlichen Geschmack haben.

Während des Mittagessens hörte ich einen der Gäste, einen jüdischen Kaufmann, sehr geläufig spanisch mit dem Konsul sprechen und vernahm von demselben, daß er aus einer spanischen Familie stammte, welche sich im siebzehnten Jahrhundert in Çanakkale niedergelassen hatte. Die unduldsamen Maßregeln Philipps IV. hatten die meisten Juden gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen. Sie begaben sich haufenweise nach Frankreich, Savoyen, Genua und Venedig. Eine nicht unbedeutende Anzahl derselben suchte ihre Zuflucht in den osmanischen Staaten, wo ihnen die weisere Staatskunst des Divans die freie Übung ihrer Religion zusicherte und wo sie seit zweihundert Jahren ihrer ehemaligen Muttersprache, ihren Sitten und Gebräuchen treu geblieben sind. In eben dieser Zeit und aus denselben Gründen wanderten viele jüdische Familien aus Neapel und Sizilien nach den jonischen Inseln, woselbst sie ihre vormalige calabresische Mundart bis jetzt sollen beibehalten haben.

Wir verließen noch vor Abend unseren gastfreien Wirt und begaben uns auf unseren Kaik. Der Anker wurde gelichtet, und bald hatten wir das Vorgebirge erreicht, auf welchem im Altertum die Stadt Abydos stand. Hier, wo sich der Hellespont bis auf einige hundert Klafter verengt, haben französische Offiziere im Monat April 1807 Schanzen und Batterien angelegt, um die Hauptstadt vor einem abermaligen Überfall und Angriff der englischen Flotte unter Admiral Duckworth zu sichern, welchen man damals in Konstantinopel zu befürchten schien.

Der vielen Festungswerke ungeachtet, welche hier in neuen Zeiten von europäischen Ingenieuren erbaut worden, scheint mir das Verteidigungssystem der Dardanellen-Straße seinem Endzweck nicht vollkommen zu entsprechen, und das Beispiel des Admirals Duckworth dürfte leicht auch künftighin einen Seemann reizen, das kühne Unternehmen zum zweiten Mal zu wagen und mit einem günstigen Südwind durch den Hellespont in das Marmara-Meer und bis nach Konstantinopel vorzudringen. Die Hauptstadt würde nach meiner Überzeugung dann erst von der Ägäischen See her für unangreifbar gelten können,

wenn die Regierung mitten in dem Kanal selber vermittels versenkter Kasten (par encaissement) eine Grundmauer aufführen und auf derselben eine turmartige, in mehreren Abstufungen mit schwerem Geschütz versehene Feste erbauen ließe. Ein solches Zentralfort würde den Kanal noch um die Hälfte verengen und in einer Entfernung von etwa zwölfhundert Schritt schwere Kugeln mit den auf beiden Ufern angelegten Strandbatterien wechseln. Die Schwierigkeiten eines solchen Baues sind nicht zu leugnen, doch beweisen die schon früher in Civita-Vecchia und anderen Häfen und vor kurzem noch in Cherbourg und Plymouth angelegten Hafendämme, daß er keineswegs für unausführbar zu achten ist. Die Sicherstellung aber der Hauptstadt muß der osmanischen Regierung so wichtig sein, daß für diesen Zweck keine Kosten gescheut werden sollten. Ebenso kräftig müßten Congrevische Raketen zur Verteidigung des Hellesponts mitwirken. Je mehr Segel die aus dem Ägäischen Meer nach Konstantinopel gehenden Schiffe aufspannen müssen, um die ihnen entgegenwirkende Strömung zu überwinden, je breiter ist das Ziel, welches sie diesen verderblichen Zündungszwecken bieten.

Hier, wo einst des Xerxes Flotte beide Weltteile verband, erblickten wir einen stattlichen vor Anker liegenden Dreimaster, auf welchem sich mehrere hundert Pilgrime eingeschifft hatten, um nach Jerusalem zu wallfahrten.

Der einst bei allen Christen so lebhafter Wunsch, das Grab des Heilands zu besuchen, an seiner Geburtsstätte sich Glück und Segen zu erleben, dieser mächtige Trieb, der im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert unseren begeisterten Voreltern das geweihte Schwert an die Seite schnallte, ist bei den Christen der Levante, sie mögen römisch-katholischer Konfession oder Griechen, Nestorianer, Armenier usw. sein, noch keineswegs erloschen. Alle Jahre gehen mehrere Schiffe von Konstantinopel nach dem syrischen Hafen Jaffa unter Segel, von wo die Pilgrime nach Ramla und von dort nach Jerusalem wandern. Diese sogenannten Pilger-Schiffe führen eine eigene Flagge mit dem Wappen des im Mittelalter so bekannten Königreichs Jerusalem. Ein rotes Kreuz teilt die große vom Flaggenstock herabfallende weiße Flagge in vier Felder; in jedem derselben erscheint wieder ein ähnliches Zeichen. Mit Ehrfurcht betrachtete ich auf dieser Fahne das helle Kreuz, das Zeichen, welches so viele Völker seit Jahrhunderten verehren, und glaubte, das mystische Labarum des ersten Konstantins, die lorbeerbekränzten Standarten zu sehen, welche einst Gottfried von Bouillon und Tankred auf Zions Türme pflanzten.

Gegen Sonnenuntergang, als wir an Lapseki vorübersegelten, sprang der Wind um und wehte aus dem Norden gleich so heftig, daß unser Boot sich auf die Seite legte und zum Teil mit Wasser füllte. Eine rasche Wendung mit dem Ruder brachte dasselbe wieder in Gleichgewicht. Wir steuerten bei dem nunmehr widrig gewordenen Wind nach Gelibolu, woselbst uns der sichere Hafen eine vollkommene Zuflucht gewährte.

Die Lage dieser nicht unbedeutenden Stadt, welche das Altertum Kallipolis, die schöne Stadt, nannte, rechtfertigt vollkommen den schmeichelhaften Beinamen. Der Anblick des Hellespontos, der wie ein mächtiger Strom die üppigen und wohlangebauten Gefilde bewässert, ist über alle Beschreibung reizend. Die Stadt selbst, die im Mittelalter für eine Vormauer von Konstantinopel gegen Asien galt, wird seit einem Jahrtausend für den Hauptort der thrakischen Halbinsel betrachtet. Die Landschaft scheint im Altertum unendlich mehr bevölkert gewesen zu sein, als sie es gegenwärtig ist.

Der Erdbeschreiber Skylax, ein Zeitgenosse Platons, zählt auf derselben elf Städte, deren einige im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt den Ptolemäern huldigten. Diese Städte hießen: Cardia, Ide, Paeon, Alopaeconesus, Araplus, Aelaeus, Sestus, Cressa, Crethote, Pactiai und Agora. Diese an der westlichen Küste des Hellespontos gelegene Provinz war von jeher in politischer und strategischer Rücksicht gleich bedeutend; um so mehr hat sie in den häufigen Kriegen gelitten, deren Schauplatz sie in älteren sowohl als in neueren Zeiten gewesen. Dem Forscher der Landesgeschichte ist die öftere Namensveränderung der umliegenden Städte merkwürdig, die frühere Geschichtsschreiber erwähnen, später aber mit Stillschweigen übergehen, indem sie andere an deren Stelle anführen. Soeben habe ich bemerkt, daß Skylax elf Städte auf dem Chersones erwähnt. Strabo zählt deren zwei, Plinius fünf, Pomponius Mela vier, Ptolemaios und Procopius sechs, Hierokles endlich und der Kaiser Konstantin Porphyrogenetos nur zwei. Dieser so auffallende Abstand dürfte vorzüglich verheerenden Kriegen zuzuschreiben sein.

Die Zeit der Erbauung der Stadt Kallipolis ist unbekannt, doch ist der Ort im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nur klein gewesen. Der damals lebende Strabo nennt ihn ein Städtchen (oppidulum). Später wurde es viel bedeutender. Der Kaiser Justinian scheint diese Stadt als einen Zentralpunkt der Provinz betrachtet zu haben, und nachdem er die Landenge der Halbinsel befestigt hatte, legte er hier ein Hauptmagazin aller Kriegs- und Mundvorräte für die Besatzung der übrigen festen Plätze der Chersones an.

Im Jahre 1204, nachdem die Franzosen und Venezianer Konstantinopel erobert und die wichtigsten Provinzen des Osmanischen Reiches unter sich verteilt hatten, wurde die umliegende Gegend unter dem Namen eines Großherzogtums von Gelibolu zu einem besonderen Staat erhoben, mit welchem die Republik Venedig zwei ihrer Nobili, den Markus Dandolo und Jakob Viaro, belehnte.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eroberte eine Schar Katalonier diese Stadt. Die von einer geringen Zahl dieser Abenteurer über die zahlreichen griechischen Heere erfochtenen Siege bringen dem Leser unwillkürlich die fabelhaften Taten der Ariostischen Helden ins Gedächtnis und liefern auffallende Beweise der Charakterlosigkeit der griechischen Kaiser und der feigen Abspannung der Griechen in jener Zeit. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet mag die

Kriegs- oder vielmehr Räubergeschichte der Katalonier an den Ufern des Hellespontos dem Leser der byzantinischen Annalen einiges Interesse gewähren.

Im Jahre 1104 warb Andronikos Palaiologos, in einen gefährlichen Krieg mit den Türken verwickelt, eine bedeutende Heerschar Katalonier, unter dem Oberbefehl eines gewissen Roger de Flor, der sich in den sizilianischen Fehden jener Zeit durch sein Feldherrntalent ausgezeichnet hatte. Die Katalonier, denen ihre Standquartiere auf der asiatischen Küste bei Cyzicus angewiesen wurden, zeichneten sich ebensowohl aus durch den unerschütterlichen Mut, mit welchem sie die vorrückenden Türken zum Rückzug zwangen, als durch die Zügellosigkeit und Plünderung der griechischen Provinzen, welche sie beschützen sollten. Ihre Befehlshaber gaben ihnen das gefährliche Beispiel des Ungehorsams, und einer derselben, mit Namen Fernando Xymenes, weigerte sich, dem Feldherrn zu folgen, als eben ein neues türkisches Heer die Grenzen des griechischen Kaisertums bedrohte. Roger de Flor, dem die Leitung des Feldzuges anvertraut war, führte die schon mutlos gewordenen griechischen Söldner gegen den Feind, stellte seine Spanier an die Spitze, griff die Türken an und brachte sie mit ungeheurem Verlust zum Weichen. Die Nachricht von dem erfochtenen Sieg verbreitete eine allgemeine Freude in Konstantinopel; doch nur bald wurden die Griechen durch die verübten Gewalttätigkeiten der Katalonier dergestalt erbittert, daß ihnen nunmehr die Türken selbst weniger gehässig waren als diese ihre Bundestruppen. Kaiser Manuel, der seinem Vater Andronikos auf dem Thron von Byzanz gefolgt war, scheint diese Stimmung seines Volkes keineswegs gemißbilligt zu haben: er ergriff alle Maßregeln, das gefährliche Hilfsheer zu schwächen und ließ endlich den mutigen de Flor heimlich ermorden, der nach Konstantinopel gekommen war, um den rückständigen Sold seiner Krieger einzuziehen.

Rache dem verehrten Feldherrn, Haß dem gekrönten Mörder war nunmehr das Losungswort der empörten Katalonier. Sie kündigten dem Kaiser Michael eine blutige Fehde an, setzten sich auf der Halbinsel Gelibolu fest und forderten die Türken zum Beistand auf. Der Kaiser ging ihnen mit einem bedeutenden Heer entgegen. So unverhältnismäßig auch die Zahl der Katalonier war, erfochten diese dennoch unweit Gelibolu einen entscheidenden Sieg, welchen sie mit dem ihnen eigenen Nachdruck verfolgten und selbst die näheren Umgebungen von Konstantinopel verheerten. Bald darauf belagerte der Kaiser, im Vertrauen auf eine genuesische Hilfsflotte, die Halbinsel Gelibolu zum zweiten Mal, doch scheiterte sein Unternehmen abermals, und er verlor bei einem nächtlichen Ausfall der Katalonier einen Teil der griechischen und genuesischen Flotte, welche dieselbe verbrannten. Das griechische Heer wurde zum Rückzug gezwungen, und ein panischer Schrecken verbreitete sich in den umliegenden Provinzen. Die Katalonier wußten dieses zu benutzen, sie nahmen mehrere Städte in Romania mit Sturm ein, verübten aber daselbst so viel Grausamkeiten, daß ihnen das Volk den Beinamen Kakodaimones, d.h. böse Geister, gab. Der Papst sprach

über sie den Bann aus, ein Teil von Griechenland und mehrere Städte von Kleinasien verbündeten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind, und ein genuesischer Admiral leitete die Belagerung von Gelibolu. Doch behaupteten die Katalonier auch hier den Vorzug. Der genuesische Admiral verlor in dem gefährlichen Kampf sein Leben, die Belagerer zogen sich zurück, und die Griechen selber plünderten die Umgebungen von Konstantinopel, um dadurch die beutegierigen Katalonier abzuhalten, sich dieser Hauptstadt zu nähern. Diese hatten nunmehr die ganze Schwäche des Oströmischen Reiches kennengelernt, sie beschloßen, dieselbe noch mehr zu benutzen, verließen die Stadt Gelibolu, fielen in Griechenland ein und stifteten daselbst mehrere unabhängige Staaten. Der ansehnlichste darunter war das Herzogtum Athen, welches sein politisches Dasein bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein behauptete, wo endlich die verweichlichten Nachkömmlinge der mutigen Katalonier dem furchtbaren Schwert des Siegers von Konstantinopel erlagen.

Am achtundzwanzigsten September, da der ungünstige Nordwind meiner Rückreise zur See Hindernisse in den Weg legte, begab ich mich zu dem schwedischen Konsul, dem ich von seinem Gesandten in Konstantinopel empfohlen war. Der würdige Greis nahm mich gastfreundlich auf und äußerte den Wunsch, mich mit den bedeutenderen in der Stadt wohnenden Türken bekannt zu machen. Sein Anerbieten war mir sehr willkommen, und wir begaben uns vorzüglich zu Hasanbey, dem Befehlshaber dieser Stadt, mit welchem der Konsul auf einem freundschaftlichen Fuße stand. Die Unterhaltung zog sich in die Länge, wobei ich in den Bewegungen und dem Mienenspiel des Statthalters etwas Gezwungenes bemerkte, was mir um so mehr auffiel, als die Türken immer ernst zu bleiben pflegen und dem Fremden eher feierlich als tändelnd und affektiert erscheinen. Der schwedische Konsul versicherte mich, daß diese Unart eine Folge der Erziehung im Serail des Großherrn sei, wo Hasanbey seine Jugend verlebte hatte. Eine gewisse Geziertheit soll daselbst für einen Weltton, Einfachheit der Haltung aber für Indolenz gelten. Ebenso gekünstelt ist die bei den jungen Höflingen des Serails gebräuchliche Mundart. Die daselbst erzogenen Männer pflegen, wenn sie türkisch reden, so viel arabische und persische Wörter einzumischen, als sie nur können; was daselbst für einen höheren Grad der Kultur gilt und in den Provinzialstädten nachgeäfft wird. Diese gezierte Sprache erinnerte mich an einen ähnlichen in Deutschland und Polen im siebzehnten Jahrhundert allgemein gewordenen Mißbrauch. Die Schriftsteller jener Zeit pflegten bekanntlich ihren polnischen und deutschen Werken lateinische Wörter und Redensarten beizumischen.

Ich beklagte mich bei Hasanbey, daß ich des ungünstigen Windes wegen nicht zur See nach Konstantinopel gehen könnte. Er munterte mich auf, diese Reise zu Lande zu machen, und fügte das Versprechen hinzu, mir am folgenden Tage einen Wegweiser und Reitpferde zu schicken. Diese Dienstfertigkeit eines Mannes, den ich nie zuvor gesehen hatte, rührte mich; ich glaubte mich ver-

pflichtet, ihm meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, wobei ich die Gastfreiheit erwähnte, mit welcher ich auf meiner Reise von seinen Glaubensgenossen war aufgenommen worden. Die Wärme, mit der ich sprach, machte ihn vertrauter, und er erwiderte mit einem bedeutenden Lächeln: "Wie ich sehe, mißfällt dir unser Land nicht, seine Einwohner haben dich liebevoll aufgenommen: bleibe doch hier, du sollst uns ein Landsmann, ein Bruder werden." Ich glaubte hier die Unterredung abbrechen zu müssen und verließ alsbald den wohlmeinenden Proselytenmacher.

Unser zweiter Besuch galt dem Yusuf Paşa, der unter Selim III. Großwesir gewesen war, im Jahre 1812 aber seiner Würde entsetzt und nach Gelibolu verbannt wurde, weil der Verdacht auf ihn fiel, daß er bei einer wichtigen Verhandlung von einem fremden Kabinett sich hätte bestechen lassen. Ich traf den Großwesir in einer von mehreren Bäumen beschatteten Laube auf einem Divan gelagert. Ein zahlreicher Schwarm zierlich gekleideter Bedienter umgab ehrfurchtsvoll den Greis, seine Befehle erwartend. Der Konsul küßte den Saum seines Kleides, stellte mich demselben vor und ließ sich auf der Laubentreppe auf die Knie nieder. Der im Orient allgemeinen Sitte gemäß wurde alsbald Kaffee aufgetragen. Man hatte mich gewarnt, daß Yusuf Paşa, einer strengen Aufsicht unterworfen, alle Unterredung über seine früheren Verhältnisse am Hofe, über Staatsverwaltung und Politik sorgfältig vermiede. Dieser Vorsicht ungeachtet, glaubte ich wahrnehmen zu können, daß er dem russischen Hof ganz vorzüglich geneigt war; denn er erwähnte mit sichtbarem Vergnügen die Siege, welche russische Truppen in Frankreich vor kurzem erfochten hatten. Diese bei einem Türken so unpolitische Tendenz glaubte ich der Erinnerung an den Feldzug in Ägypten zuschreiben zu müssen, in welchem das türkische Heer unter Yusuf Paşa, von dem französischen aufs Haupt geschlagen, diese Provinz räumen mußte. Die Stadt Gelibolu zählt nach der Angabe des schwedischen Konsuls zehntausend Häuser und gegen vierzigtausend Einwohner, ist aber ebenso schlecht gebaut als alle die übrigen Städte, die ich bisher im Osmanischen Reich gesehen hatte.

Das die Frauen betreffende Gesetz des Islam befindet sich im dreiunddreißigsten Kapitel des Koran, in welchem Muhammad die Frauen ermahnt, sich vor fremden Männern zu verhüllen: "O Prophet, sprich zu deinen Gattinnen und deinen Töchtern und den Frauen der Gläubigen, daß sie sich in ihren Überwurf verhüllen. So werden sie eher (als anständige Frauen) erkannt und werden nicht verletzt. Und Allah ist verzeihend und barmherzig." Dieses Gebot, dem zufolge die Frauen von keinem fremden Mann sich mit enthültem Gesicht sehen lassen dürfen, hat, so paradox es auch erscheinen mag, einen großen Einfluß auf die Bauart der türkischen Städte. Die Eifersucht der Muslime erlaubt ihnen nicht, fremden Männern in ihren Häusern Wohnungen zu vermieten. Demnach können nur vermögende Familien ansehnliche Häuser erbauen, die sie ganz zu ihrem ei-

genen Gebrauch einrichten. Ärmere führen schlechte Hütten auf, welche sie ebenfalls ausschließlich mit ihren Weibern und Kindern bewohnen.

Am ersten Oktober vor Tagesanbruch schickte mir Hasanbey die versprochenen Reitpferde nebst einem Wegweiser. Nachdem ich mein Gewehr in fertigen Stand gesetzt hatte, fragte ich meinen neuen Begleiter, ob wir in den Gebirgen bei Rodosto keine Räuber zu befürchten hätten. "Herr", antwortete er und legte die Hand auf seinen Turban, "dieser Kopf haftet dem Bey für deine Sicherheit". Die kühne Behauptung des einzelnen Mannes schien mir allerdings etwas gewagt; dennoch bat ich den schwedischen Konsul, dem Bey in meinem Namen für seine kräftige Empfehlung zu danken, welche ich bei der Äußerung des Wegweisers voraussetzen mußte.

Kaum einige tausend Schritte jenseits Gelibolu kam ich auf eine gepflasterte Straße, welche durch ein mooriges Tal nach dem Dorf Bolayır führt. Dieser unbedeutende Ort liegt auf der Erdzunge der thrakischen Halbinsel auf derselben Stelle, wo einst die Städte Kardia am Ägäischen Meer und Paktia am Hellespont lagen. Die Erdzunge selbst ist nach Herodots Berechnung sechsunddreißig Stadien breit. Auf der Grundlage beider soeben erwähnter Städte erbaute der makedonische Feldherr Lysimachus nach dem Tode Alexanders des Großen eine Stadt, welche er nach seinem Namen Lysimachia nannte. Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war dieser Ort entvölkert und stellte dem Beschauer einen traurigen Anblick verödeter Ruinen dar. Unter der Regierung des Kaisers Hadrian kam sogar der Name Lysimachia in Vergessenheit. Der Erdbeschreiber Ptolemäus, der damals diese Gegend beschrieben hat, führt die älteren Namen Kardia und Paktia an und übergeht die Stadt Lysimachia ganz mit Stillschweigen.

Die Erdzunge der thrakischen Halbinsel ist als ein wichtiger strategischer Punkt im Altertum zu verschiedenen Malen sorgfältig befestigt gewesen. Nach Herodot haben die Dolonzer, ein thrakischer Stamm, im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt zur Zeit, da Pisistratus Athen beherrschte, eine Mauer auf dieser Erdzunge errichtet, mittelst derer sie sich vor den Einfällen der ihnen befeindeten Absintier, eines anderen thrakischen Stammes, zu sichern glaubten. Im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ließ Kaiser Justinian an dieser Stelle hohe Erdwälle und eine doppelte Mauer aufführen und außerdem noch die Städte der Halbinsel Aphrodisias, Cyberis und das an dem Meerbusen Melas gelegene Schloß Tesci befestigen. Der Kraftlosigkeit des Oströmischen Reiches, vielleicht auch seiner eigenen sich bewußt, ergriff dieser Monarch alle Maßregeln, um die römischen Provinzen vor den Einfällen der Barbaren zu sichern, denen er nur Mauern, nicht Römer mehr entgegenzustellen hatte. Von diesen zu verschiedenen Malen hier angelegten Festungswerken ist nunmehr keine Spur vorhanden. Ungleich vorteilhafter für diese Landschaft dürfte ein über die Erdzunge geleiteter Kanal werden, zur Verbindung des Ägäischen

Meeres mit dem Hellespont. Ein solches Unternehmen müßte den Seehandel des mittäglichen Teiles von Romania und der benachbarten Provinzen ungemein begünstigen und würde, bei der geringen Breite der Erdzunge, um so weniger kostspielig sein, da ich auf derselben nur einen Bergrücken gesehen habe, der solchem Werk ein Hindernis in den Weg legen könnte.

Nach Sonnenuntergang kehrte ich in ein am Wege gelegenes Gasthaus ein, welches in der größtmöglichen Einfachheit erbaut, Menschen und Pferde in demselben Behältnis aufnahm. Der Hausherr, eifrig bemüht, den Raum nach Möglichkeit zu benutzen, hatte auf der einen Seite den Stall angelegt. Die andere für die Gäste bestimmte Hälfte dieser echt spanischen Posada war einige Stufen über den Stall erhaben, mit einem Gitter umgeben und mit Matten versehen, welche die Stelle alles übrigen Zimmergerätes vertreten mußten. Ich traf in diesem Gasthaus einen Derwisch aus Rodosto, mehrere Matrosen und einen aus Gelibolu nach Konstantinopel zurückkehrenden Kaufmann. Die verschiedenartigen Beschäftigungen dieser Menschen, deren einige ihre Pferde versorgten, andere ihr Abendessen zubereiteten, noch andere Kaufmannsgüter, Ballen und Kisten ordneten, stellten ein Bild zusammen, welches dem einsamen Ort viel Leben mitteilte und dem unbeschäftigten Fremdling eine angenehme Unterhaltung gewährte. Der Derwisch hatte eine Art Rosenkranz in der Hand, an welchem er inbrünstig betete. Dieses Werkzeug der Frömmigkeit, von den Türken Tesbih genannt, ist seiner äußeren Form nach ziemlich dem im römisch-katholischen Kultus gebräuchlichen Rosenkranz ähnlich. Er besteht aus dreiunddreißig oder sechsundsechzig oder neunundneunzig kleinen Kugeln von Holz oder Stein oder auch von jener wohlriechenden Masse, welche die Franzosen pastille du serail nennen. Der fromme Muslim läßt ein Kügelchen nach dem anderen an der Schnur fallen und spricht bei jedem derselben mit einer Art von Stoßseufzer eine der Eigenschaften aus, welche die muslimischen Gottesgelehrten dem höchsten Wesen beilegen, z.B.: "Gott ist einzig! O Barmherziger, o Unendlicher!" usw.

Nach einem Abendessen, das eben so einfach war als die uns angewiesene Wohnung, brachte unser geschäftiger Wirt das zum Kaffeekochen gehörige Gerät herbei und bereitete das Getränk auf einem kleinen Herd, welchen er, etwa achtzehn Zoll breit, in der Ecke seiner Hütte angebracht hatte. Die Art, wie die Türken ihren Kaffee kochen, weicht etwas von der bei uns gebräuchlichen ab. Den in einem steinernen Mörser zu Pulver gestoßenen Kaffee stellen sie in einem Topf ans Feuer: Sobald das Wasser aufgeköcht ist, wird der Topf abgesetzt und nach einigen Sekunden zum zweiten und dritten Mal auf die Kohlen gebracht und ebenso schnell wieder zurückgeschoben, sobald das Wasser aufgeköcht hat. Bei dem dritten Mal werden einige Tropfen kaltes Wasser hineingegossen, vermitteltst dessen sich der Kaffee schneller und besser setzt; und somit ist das Getränk fertig.

Die Kaufleute in Konstantinopel und in mehreren anderen bedeutenden Städten des Osmanischen Reiches lassen ihr Porzellangeschirr und besonders die Kaffeetassen aus Meißen in Sachsen kommen, wo eine bedeutende Anzahl Arbeiter ausschließlich mit der Verfertigung derselben beschäftigt wird.

Am zweiten Oktober verfolgten wir unsere Reise weiter nach Rodosto. Wir bestiegen mit Sonnenaufgang ein steiles Gebirge, welches die Geographen zu den Nebenarmen des Balkan zählen und welches sich südlich von Rodosto an das Marmara-Meer senkt. Diese bergige Gegend ist unbebaut; nur hie und da bemerkte ich elende Dörfer von wenigen Hütten. Die dieser felsigen Gegend eigene Steinart ist ein Spat, dessen waagerechte Schichten sich so glatt ablösen, daß die Straße mit geschliffenem Marmor gepflastert zu sein scheint. Ich begegnete in diesem Gebirge mehreren Kaufleuten, welche in einer Karawane mit Kamelen von Gelibolu nach Rodosto zogen. Diese so nützlichen Lasttiere gehen in der Karawane, so zahlreich diese auch sein mag, immer nur in einer Linie und tragen ein Gepäck von sechs- bis siebenhundert Pfund. Ihr Schritt ist langsam und bedächtig, doch sicher, sie stolpern selten und legen an einem Tag vier bis fünf Meilen zurück. Bekanntlich sind die Dromedare ungleich schneller, dagegen tragen sie bei weitem nicht so große Lasten.

Gegen Abend verließen wir die einsame und menschenleere Gebirgsgegend und kamen in die freundliche Gegend von Rodosto, auf welcher ich viele zierlich gebaute Dörfer und breite wohlbestellte Felder bemerkte. Die Reise von Gelibolu nach Konstantinopel gab mir einen neuen Beweis, wie irrig die in Europa allgemeine Meinung ist, von dem verwahrlosten Zustand der osmanischen Provinzen und dem Druck, unter welchem ihre Bewohner, selbst die Muslime, seufzen. Ich will mich keineswegs zum unbedingten Lobredner der türkischen Regierung aufwerfen. Unverzeihlich ist die Bedrückung, welche die Christen in mehrerer Hinsicht trifft, unverzeihlich das Feilbieten der Ämter, die Vernachlässigung der Kriegswissenschaft, die Gleichgültigkeit gegen die Pest, die Straflosigkeit der ihre Gewalt mißbrauchenden Statthalter und vor allem das despotische, oft grausame Verfahren des Divans und des Großherrn. Aller dieser Mängel ungeachtet, welche das allgemeine Beste notwendig stören müssen, habe ich die Lage der Provinz, welche ich durchreiste, in mancher Rücksicht beneidenswert gefunden. Die Landleute sind Eigentümer ihrer Grundstücke, von denen sie nur einen gewissen Zins entrichten. Ihr Landwirtschaftssystem ist freilich sehr beschränkt, sie kennen jene theoretischen Grundsätze nicht, durch deren zweckmäßige Anwendung der Landmann in Europa seinen Ertrag verdoppelt: dennoch sah ich ihre wohlbestellten Felder mit üppigen Saaten bedeckt; zahlreiche Herden starker wohlgenährter Rinder und Büffel waren mir ein hinlänglicher Beweis, daß auch dieser wichtige Zweig der Landwirtschaft hier keineswegs vernachlässigt wird; endlich behaupten ihre Obstgärten und Weinberge vor den unsrigen einen Vorzug, den sie ihrem glücklichen Him-

melsstrich, ihrem milden freundlichen Klima verdanken. Kein Wirtschaftssystem kann ein Land beglücken, wenn dem Landmann nicht ein sicherer Absatz seiner Früchte zugesichert wird. In dieser Hinsicht bleibt dem Bewohner dieser Landschaft nichts zu wünschen übrig. In einer Küstenlänge von höchstens dreißig Meilen zwischen Gelibolu und Konstantinopel zählt man vier größere und zwei kleinere Städte, die sämtlich ansehnliche Fabriken haben und einen bedeutenden Handel zu Lande und zur See treiben. Darunter zählen Gelibolu und Rodosto acht- bis zehntausend Häuser und gegen vierzigtausend Menschen, Silivri und Ereğli haben fünfzehntausend, Büyük Çekmece und Küçük Çekmece zehntausend Einwohner. Die Städte, so planlos sie auch gebaut sind, führen sämtlich einen bedeutenden Handel mit Wolle, Baumwolle, Wachs, Tüchern, Leder, Saffian, Seidenzeugen und bekanntlich ausgezeichnet schönen Gold- und Silberstoffen. Endlich erleichtern Kunststraßen die Versendung von Waren und den inneren Verkehr.

Ebenso irrig scheint mir die ungünstige Meinung und der Tadel zu sein, welcher die Muslime rücksichtlich ihres Charakters im westlichen Europa trifft. Schon mehrmals habe ich die Gastfreundschaft erwähnt, mit welcher ich von den Einwohnern dieses Landes bin aufgenommen worden. Ihre Redlichkeit und Treue in Geschäften, ihre Teilnahme an den Leiden ihrer Mitmenschen, von welcher die häufigen milden Stiftungen zeugen, die man in allen Städten findet, müssen dieses Volk in den Augen jedes unparteiischen Beobachters in ein sehr vorteilhaftes Licht setzen.

Den sichersten Beweis ihrer geselligen Tugenden sowie die festeste Stütze ihres Glücks gewähren meiner Überzeugung nach die festen Bande, welche bei diesem Volk die verschiedenen Mitglieder einer Familie aneinanderketten. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist ohne Zweifel das stärkste Band der bürgerlichen Gesellschaft. Dies aber glaube ich nirgends so fest, so zärtlich gefunden zu haben als hier. Täglich habe ich in der Gegend von Konstantinopel in Privathäusern oder in der schönen Natur der Täler von Büyükdere, Tarabya, Hünkâr İskelesi, İstinye Familienvereine gesehen, die aus drei bis vier Generationen bestanden, vom Urgroßvater bis zum Urenkel herab. Söhne und Enkel umgaben mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit den hochbejahrten Greis, das Haupt der Familie, Urenkel umgaukelten ihn, auf denen sein gerührter Blick schwebte, ein Blick, in welchem Liebe und Segen unverkennbar waren.

Was die Geistesbildung des Volkes betrifft, so habe ich schon früher bemerkt, daß in der untersten Klasse fast alle Männer, etwa Soldaten und Seeleute ausgenommen, lesen und schreiben können. In den höheren Ständen, vorzüglich aber bei den Ulema, die sich der Gottesgelahrtheit und Jurisprudenz widmen, sind Gelehrte nicht selten; nur müssen diese vom Europäer aus dem rechten Gesichtspunkt und ohne Vorurteil betrachtet werden. Von den klassischen Werken des Altertums, von den griechischen und römischen Dichtern und Geschichts-

schreibern wissen die Morgenländer nur wenig, von den herrlichen Geisteserzeugnissen der verschiedenen Völker des westlichen Europa fast gar nichts: und doch glaube ich, daß man ihren Gelehrten diesen Namen nicht streitig machen kann; denn auch sie haben ihre literarischen Quellen, die sie mit Auswahl und Kritik zu benutzen wissen; und sie mögen ebenso viel Geschichtsschreiber und Dichter aufzuweisen haben als nur irgendein gebildetes Volk der christlichen Welt. Daß wir Europäer diese nur sehr unvollkommen kennen, daran mögen wir unsererseits Unrecht haben, ohne deshalb gerade den Vorwurf der Barbarei oder Unwissenheit zu verdienen, deren wir doch die Osmanen beschuldigen, weil ihnen unsere Literatur unbekannt ist.

Kein unparteiischer Beobachter dieses Volkes wird ihm Scharfsinn, einen richtigen Blick in Geschäften und noch weniger einen lebhaften regen Eifer für Vaterland und Glauben absprechen. Ich habe häufig in und um Konstantinopel Derwische, Soldaten oder Handwerksleute sehr richtig ihre unglücklichen Feldzüge gegen Rußland beurteilen und sich mit der Hoffnung schmeicheln gehört, die seit 1773 verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen. Zwar haben sie Unrecht, daß sie ihre wiederholten Niederlagen dem vermeintlichen Verrat ihrer Feldherren und Staatsbeamten zuschreiben, ohne einsehen zu wollen, daß der Grund derselben in der fehlerhaften Taktik liegt, bei welcher sie doch hartnäckig beharren.

Sooft man Türken von Krieg oder diplomatischen Verhandlungen europäischer Mächte reden hört, so pflegen sie alles ausschließlich auf ihr Vaterland zu beziehen und dessen Ruhm oder Vorteil dabei zu beachten.

Gegen Abend, da wir uns Rodosto genähert hatten, begegneten wir einem Eilboten, der wohlberitten von Gelibolu nach Konstantinopel eilte. Auf allen Hauptstraßen des Osmanischen Reiches und in allen Richtungen sind Poststationen angelegt, auf denen die Staatsboten immer eine gewisse Anzahl bereitstehender Reitpferde finden. Auch Privatreisende können diese Anstalt benutzen, doch müssen sie eine eigene Erlaubnis dazu haben, welche in der Staatskanzlei ausgefertigt wird. Die türkische Post geht sehr schnell, nur sind die Stationen zu weit von einander entfernt, so daß bei dem schnellen Ritt der Eilboten die Pferde oft über ihre Kräfte angegriffen werden.

Am Abend traf ich in Rodosto ein. Da ich mit einem Empfehlungsschreiben an den dasigen schwedischen Konsul versehen war, so kehrte ich in sein Haus ein, ohne die Winke und geheimnisvollen Gebärden seiner Hausgenossen zu beachten, bis endlich einer derselben mir das Schreckenswort Hastalık (epidemische Krankheit) ins Ohr raunte. Ich verließ alsobald die gefährliche Straße und begab mich in einen entfernt liegenden Han oder öffentliche Herberge.

Schon früher hatte ich die Bemerkung gemacht, daß die Türken nicht gern vom Tod, von der Pest oder anderen ähnlichen Unglücksfällen reden; wenigstens bedienen sie sich nie der ausdrücklichen Worte, sondern erwähnen die Sa-

che mit einiger Umschweife. Dieser Landessitte gemäß sagte mir bei dieser Gelegenheit der gute und wohlmeinende Türhüter des schwedischen Konsuls nicht Yumurcak, welches die Pest bedeutet, sondern bediente sich des Wortes Hastalık, mit welchem man die Krankheit im allgemeinen bezeichnet. Die Muslime glauben, das Aussprechen eines Unglücks ziehe dem Redenden das Unglück selber herbei. Ebenso abergläubisch scheinen die Römer gewesen zu sein, welche bekanntlich an Träume und Vorbedeutung glaubten. Wem ist wohl die schöne Stelle aus Vergils Dichtung unbekannt?

“Wer wagt es, die Sonne trügerisch zu nennen?

Oft warnt sie auch vor Aufruhr, der im Verborgenen andringt,
und vor Krieg, der offen anschwillt.

Als Cäsar ermordet war, war sie auch von Leid um Rom ergriffen,
da sie ihr glänzendes Haupt mit dunklem Bleigrau überzog und das
gottlose Zeitalter ewige Nacht befürchten mußte.

Allerdings gaben zu jener Zeit auch die Erde und die Weite des
Meeres und dreckige Hunde und widerliche Vögel Zeichen.”

Die öffentlichen Herbergen im Osmanischen Reich sind alle in demselben Stil erbaut und haben dieselbe Einrichtung. Die Ställe für Pferde, Maultiere, Büffel und Kamele nehmen den unteren Stock des viereckigen geräumigen Gebäudes ein. Im oberen Geschoß führt ein Korridor zu sämtlichen für die Gäste bestimmten Stuben. Eine solche sehr zweckmäßige Einrichtung ist ziemlich die unserer Klöster in Polen und Deutschland. Der innere Hofraum des Hans in Rodosto war mit Lasttieren, Warenkisten, Ballen und Fässern angefüllt, welche mehrere Kaufleute nach Konstantinopel führten. Mit recht patriarchalischer Würde wies ein beharter Hancı oder Aufseher des Hans jedem Reisenden seine Zelle, den Pferden die nötige Stallung an und schlichtete, indem er sich den langen grauen Bart mit der Hand strich, die etwaigen Zwistigkeiten, die zwischen den Reisenden und deren Begleitern vorkommen mochten. Eine wechselseitige Mitteilung der kleinen Reiseabenteuer, die eingezogenen Nachrichten über das Schicksal entfernt wohnender Freunde und Anverwandten, über Warenpreise, Frachten, Handelsschiffe und Karawanen gibt einer zahlreichen Zusammenkunft von Kaufleuten und Reisenden in einem Han ein sehr lebhaftes Interesse. Dieser Abend, den ich in Rodosto verlebte, erinnerte mich an die arabischen Märchen der gesprächigen Scheherezade, worin so oft von Karawanserais und den darin zusammentreffenden Reisenden aller Art die Rede ist. Reisen gilt übrigens im Morgenland für die beste Handelsschule. Auf diesem Weg lernen die solcher Bestimmung sich weihenden Jünglinge die verschiedenartigen Handelsartikel, ihren Wert, Absatz und Zollgebühren kennen, und der stets wechselnde Umgang mit fremden Menschen mag nicht der geringste Vorteil dieser Erziehungsmethode sein.

In einem Kaffeehaus neben dem Han traf ich mehrere bemittelte Türken, welche von mir Nachrichten über den gerade damals in Wien versammelten Kongreß einzuziehen suchten. Diese Versammlung der christlichen Monarchen machte die Türken besorgt.

Am dritten Oktober verließ ich in aller Frühe Rodosto und verfolgte meinen Weg weiter nach Silivri. Gegen Mittag stießen wir auf einen wohlangebauten Weinberg. Die Sonnenhitze war sehr groß und der Weg beschwerlich. Durstig fragte mein Reisegefährte einen im Schatten einiger Bäume gelagerten Greis, ob es wohl erlaubt wäre, hier einige Trauben zu pflücken. "Der Weinberg ist mein", erwiderte er einsilbig, "pflücket und esset!" Wir eilten, die gastfreundliche Einladung zu benutzen, und der Eigentümer nahm gleichgültig die ihm angebotene Entschädigung an. Ich bemerkte, daß dieser Türke einen grünen Turban trug. Dieses ist das Unterscheidungszeichen der Emire oder Abkömmlinge des Propheten. Seine Nachkommenschaft, welche bereits ein Dreißigstel der sämtlichen Bevölkerung des Osmanischen Reiches betragen soll, ist darum so zahlreich, weil die Abstammung in weiblicher Linie hier eben dieselben Vortheile gewährt als die der männlichen. Demnach darf der Schwiegersohn eines Emirs den grünen Turban nicht tragen, doch sind seine Kinder geborene Emire, und seine Töchter teilen abermals dasselbe Vorrecht ihren Kindern mit. Die Türken leben in dem Wahn, daß ein Emir nicht verarmen kann; und trifft ein solches Unglück einen derselben, so fällt sogleich der Verdacht auf ihn, daß er sich einen solchen Vorrang widerrechtlich angemaaßt hat. Er muß alsdann sein Herkommen genealogisch erweisen; und kann er dies nicht, so wird er mit Gefängnis bestraft.

Nachmittags stießen wir auf einen an der Landstraße angelegten Springbrunnen. Wohl würdig des vollen Beifalls eines aufgeklärten Menschenfreundes ist der Sinn und die Sorgfalt, mit welcher die Einwohner dieses Landes an den bedeutenderen Straßen, oft sogar an geringen wenig besuchten Stegen, Wasserkünste anlegen. Ich habe in der Umgebung von Konstantinopel einen von einer armen Frau erbauten Springbrunnen gesehen, welche, nachdem sie ihre Kinder verloren hatte, ihr ganzes kleines Vermögen dem edlen menschenfreundlichen Werk weihte. Mit Vergnügen und oft segnend ruhte ich bei dem süßen Gemurmel des sich ergießenden Wassers, an das sich der Wanderer und sein müdes Roß mit gleicher Begier drängen. Solche Wasserkünste habe ich auf der Insel Lesbos, in der Umgebung von Konstantinopel, an der Küste der Propontis und des Hellesponts in mannigfaltiger Form gesehen. Meistens findet man an denselben eine Inschrift mit dem Namen des wohlthätigen Erbauers in Marmor eingegraben.

Unleugbar ist Menschlichkeit die Haupttriebfeder bei der Anlage ähnlicher Wasserwerke, welche in bergigen Gegenden oft nur mit bedeutenden Kosten ausgeführt werden können; doch ebenso tätig mag dabei der bei den Muslimen ungemein rege religiöse Eifer mitwirken.

Bekanntlich muß ein Türke, bevor er eine Moschee betritt, seinen Abdest verrichten, d.h., er muß seine Hände und Füße, sein Gesicht und seinen Kopf sorgfältig waschen. Außer diesen fünfmal an jedem Tag zu verrichtenden Reinigungsmitteln gibt es viele Fälle, wo sich der Muslim als unrein betrachten muß, bevor er sich nicht abermals gewaschen hat. Dazu gehören Eheleute in ihrem Umgang und alle diejenigen, die eine Leiche berührt oder sich mit Wein und Blut befleckt haben. Demnach glaubt der Erbauer einer Wasserkunst an öffentlicher Straße, sich das religiöse Verdienst zu erwerben, seinen Glaubensgenossen die Erfüllung ihrer Pflicht zu erleichtern.

Vor Abend trafen wir in Silivri ein. Ich bemerkte vor der Stadt eine zahlreiche Gesellschaft wohlberittener Türken, welche Cirit spielten. Man behauptet, dieses unserem Karussell oder Turnier nicht unähnliche Kampfspiel sei im Morgenland vor Muhammads Zeiten bekannt gewesen, und dieser Gesetzgeber soll gesagt haben, er erlaube seinen Jüngern zwei Vergnügen, Frauenliebe und den Cirit. Dieses ritterliche Spiel hat folgende Regeln. Mehrere Reiter jagen einander in einem weiten Kreis nach. Ein jeder ist mit einem stumpfen hölzernen Wurfspieß versehen, den er auf seinen Vordermann schleudert; sobald dies geschehen ist, wendet er sein Pferd, und der getroffene Vordermann sucht seinerseits den fliehenden Feind mit seinem Cirit zu treffen. Bewundernswürdig ist die Behändigkeit, mit welcher die dahinsprengenden Reiter den feindlichen Geschossen auszuweichen wissen. Kaum ist der Wurfspieß aus des Gegners Hand gefahren, so sieht man den Fliehenden sich mit Blitzesschnelle bis zur Erde bücken, während der feindliche Spieß über ihn wegfliegt. Die Sklaven und Bedienten nehmen an dem Vorteil ihrer Gebieter den wärmsten Teil. Der eigenen Gefahr vergessend, stürzen sie sich unter die Hufe der schnaubenden Rosse, um die auf der Erde liegenden Cirit aufzuheben und ihrem Herrn zu reichen. Diese ritterlichen Übungen sind mit einiger Gefahr für die Spielenden verbunden. Der in der Geschichte von Ägypten bekannte Alibey, welcher im achtzehnten Jahrhundert sich unabhängig von der Pforte zu machen suchte und diese Unabhängigkeit mehrere Jahre lang wirklich behauptete, war so geschickt und so stark, daß er mehreren Mamluken, die gegen ihn als Gegner aufgetreten waren, die Arme zerschmetterte. Yusuf Paşa Kör, den ich schon früher erwähnt habe, verlor auf ebendiese Art ein Auge.

Umsonst war mein Streben, in Silivri Überbleibsel des altertümlichen Glanzes dieser ehemals merkwürdigen Stadt zu sehen. Ich fand nichts, was nur erwähnt zu werden verdiente. Der griechische Kaiser Kantakuzenos hatte hier einen Palast erbaut, dessen Spuren aber nicht mehr zu erkennen sind.

Am fünften Oktober verließ ich Silivri. Jenseits dieses Ortes, gegen Konstantinopel hin, glaubte ich die Überbleibsel jener Mauer zu finden, welche der griechische Kaiser Athanasios angelegt hatte, in der Absicht, seine Hauptstadt vor dem Andrang barbarischer Völker zu sichern, und welche man die lange Mauer

(makron teichos) nennt. Man versicherte mich in Konstantinopel, daß noch Überreste derselben tiefer im Lande gegen das Schwarze Meer hin zu sehen wären. Bei Silivri habe ich dieselben vergebens aufgesucht. Merkwürdig bleibt es dem Forscher der Geschichte, daß kein Volk in der ersten Periode seines politischen Daseins, so gefährlich auch immer seine örtliche Lage sein mochte, zu solchen Verteidigungsmitteln seine Zuflucht nahm. Sie waren immer das Werk entarteter Völker, welche das Vertrauen zu sich selber verloren hatten und ihre Sicherheit toten Quadem anvertrauen zu müssen glaubten. Wie anders und wie größer dachten die Spartaner, welche die Grenzen ihres Freistaates so weit hinausrückten, als die gestählten Spitzen ihrer Speere reichten.

Vor Mittag gelangten wir nach Büyük Çekmece. Dieser Ort ist also benannt von einer herrlichen mehr denn tausend Schritt langen steinernen Brücke, welche Selim II. im Jahre 1568 über einen überschwemmten Grund hat bauen lassen. Gleich interessant für den Bauverständigen ist die unerschütterliche Festigkeit und der reine zierliche Stil, welche bei diesem Bau unverkennlich sind. Dieses Werk trägt ein Gepräge der Größe, welche einst Griechen und Römer in der schönen Epoche des klassischen Altertums ihren architektonischen Werken zu geben wußten.

Um Mittag erreichten wir das Städtchen Küçük Çekmece, wo wir über eine andere Brücke fuhren, die aber in keiner Rücksicht mit der ersten verglichen werden kann. Das anmutig erbaute Städtchen Küçük Çekmece liegt auf der großen von Konstantinopel nach Adrianopel führenden Straße, welche die Türken Divan Yolu, die Divanstraße, nennen, und welche gepflastert und wohl erhalten ist. Obgleich die Chausseen im Osmanischen Reich mit den unsrigen nicht verglichen werden können, so ist doch in dieser Rücksicht auch schon manches geschehen.

Nachmittags kamen wir der Küste des Marmara-Meeres näher. Die Aussicht von hier auf die asiatischen Gebirge und die Fürsten-Inseln ist unendlich reizend. In einiger Entfernung von Aya Stefano lagerten wir uns in einem dunklen Hain und brachten hier im Schatten üppig belaubter Platanen einige Stunden recht angenehm zu. Dieser einsame erfrischende Ruheplatz zog mich um so mehr an, als ich auf meiner ganzen Reise in diesem Land keinen Wald gesehen hatte, die bergige Gegend um Belgrad und Pyrgos etwa ausgenommen.

An der See bemerkte ich bedeutende Getreidevorräte, welche die Regierung einem verjäherten, höchst verderblichen Finanzsystem zufolge von den umliegenden Landleuten zwangsweise aufgekauft hatte, um sie mit bedeutendem Gewinn den Bäckern der Hauptstadt wiederzuverkaufen. Dieses so gehässige Monopol dient überdem noch unzähligen Bedrückungen der Einwohner zum willkommenen Deckmantel. Der beeinträchtigte Eigentümer sucht umsonst Schutz und Gerechtigkeit bei den höheren Behörden, welche, wie man versichert, den unerlaubten Gewinn mit ihren Unterbeamten teilen und bei vorkommenden Klagen dieselben in Schutz nehmen.

Die unbebaute und unbevölkerte Umgebung von Konstantinopel erinnerte mich an die menschenleeren Steppen von Bessarabien. Die Vernachlässigung des Anbaus in dieser Gegend fiel mir auf. Ich hatte die Landschaft bei Rodosto und Silivri in einem blühenden Zustand gefunden und durfte voraussetzen, daß die näher bei Konstantinopel wohnenden Landleute ihren Gewerbefleiß noch auf einen höheren Grad gebracht hätten. Ich glaube, daß dieser nachteilige Abstand den häufigen Pestanfällen zuzuschreiben ist, welche in der Nähe der Hauptstadt unendlich mehr Menschen wegrafften als in den entfernten Provinzen.

Gegen Sonnenuntergang traf ich wieder in der Hauptstadt ein. Die Torhüter warfen kaum einen flüchtigen Blick auf meinen Ferman, und mit manchen unsere Mautsysteme betreffenden Bemerkungen drängte ich mich nach Pera durch die in den Straßen wimmelnde Menge.

Achtes Kapitel

Das türkische Heer hat in den letzten Jahrhunderten seinen alten bewährten Ruhm verloren. Die Janitscharen wissen in Friedenszeiten nichts von jenen Übungen, welche im westlichen Europa den Soldaten für den Krieg bilden, und sind jetzt ihrem eigenen Monarchen weit furchtbarer als dem auswärtigen Feind. Man hat in Konstantinopel bis zu achtzigtausend Janitscharen gezählt, welche gegen den unglücklichen Selim III. zu den Waffen gegriffen hatten; in dem türkischen Hauptheer an der Donau sind sie nie fünfzigtausend Mann stark gewesen. Ihr hartnäckiges Beharren bei der alten Taktik stößt, mit dem fanatischen Gefühl des Hasses gegen alles Fremdartige, jede Verbesserung von sich, welche die neueren osmanischen Kaiser einzuführen vergeblich sich bestrebt haben.

Es ist bekannt, daß Sultan Orhan im Jahre 1330 die ersten Janitscharen erworben hat. Dieser Monarch kannte den Widerwillen seiner Türkmänen, zu Fuß zu dienen, und er sah sich genötigt, um sein Heer mit einer Schar geübter Infanterie zu verstärken, einige tausend gefangener Christensklaven zu diesem Behuf anzuwerben. Haci Bektaş, ein in jener Zeit durch seine Gelehrsamkeit und religiösen Eifer bekannter Derwisch, weihte ihre Fahnen dem Dienst des Islam und gab ihnen den Namen Yeni Çeri, d.h. neue Soldaten. Muslimische Prediger (Hâtip) wurden bei jedem Orta oder Fahne angestellt, mit der Anweisung, die jungen Soldaten für den muslimischen Glauben zu gewinnen. Später erlaubte Murat III. den Befehlshabern der Janitscharen, ihre Ergänzungsmannschaft ohne Rücksicht auf Stand und Glauben anzuwerben.

Sämtliche Janitscharen sind in zweihundertneunundvierzig Fahnen oder Ortas eingeteilt und bilden vier Brigaden. Die Brigade Cemaat zählt hundert Ortas, von welchen vier, unter der Benennung Solak, einen Teil der Leibwache des Großherrn ausmachen. Die Brigade Bölük ist einundsechzig Ortas stark. Sie rühmt sich der Auszeichnung, daß der Großherr in ihrer Stammrolle als gemeiner Janitschar eingeschrieben steht. Der Başçuhadar oder Garderobenmeister erhebt einmal des Jahres in der Kaserne den dem Monarchen in dieser Eigenschaft zukommenden Sold. Die Brigaden Seğmen und Acemi Oğlan sind in vierunddreißig Ortas eingeteilt. Die letztere bildet eine Art von Kriegsschule, worin die Angeworbenen den nötigen Unterricht erhalten. Da jedoch die türkischen Sol-

daten nichts von jenen Bewegungen wissen, welche den europäischen Kriegern ihre auf Mathematik gegründete Taktik vorschreibt, so besteht die Bildung des türkischen Infanteristen in der Anweisung zum Flintenschießen, Kugelgießen und Besorgung des großen Kochkessels. Nach Verlauf von fünf Jahren, welche der Angeworbene in der Brigade Acemi Ođlan bleiben muß, wird er einer andern Brigade einverleibt, deren Fahnen in den größeren Städten und den Grenzfestungen verteilt sind. In Belgrad stehen zwölf Ortas, in Vidin sechzehn. Bagdad in Asien hat eine Besatzung von zwanzig Fahnen.

Die türkische Regierung hat zu verschiedenen Malen die Zahl der in gleichem Maße nützlichen und gefährlichen Janitscharen vermehrt und verringert. Mehmet II. hatte ihre Zahl auf zwölftausend Mann festgestellt. Süleyman II. verstärkte sie auf vierzigtausend und Murat II. auf sechzigtausend Mann. Mehmet III., den Drohungen der empörten Truppen weichend, vermehrte sie auf hunderttausend Mann. Endlich wurde ihre Zahl unter Mehmet IV. noch verdoppelt. Dieser Monarch sah die Notwendigkeit ein, eine Heerschar zu schwächen, welche dem Beispiel der römischen Prätorianer folgen zu wollen schien. Es gelang ihm, eine bedeutende Anzahl Fahnen aufzulösen, und er behielt kaum achtzigtausend unter Waffen. Gegenwärtig zählen die Stammrollen kaum vierzigtausend Mann in Friedenszeiten, doch ist die Zahl der wirklich Diensttuenden noch bedeutend kleiner.

Ein längst verjährter Mißbrauch verhindert die Regierung, die Zahl ihrer Truppen genau zu kennen, indem die an der Spitze der verschiedenen Abteilungen stehenden Befehlshaber weit mehr Soldaten auf ihren Stammlisten angeben, als wirklich gegenwärtig sind. Ein Soldzettel (mehuz) gibt seinem Inhaber das Recht, die Löhnung eines Janitscharen zu beziehen. Die Beamten des Serails, die Ulema, die Minister, ja die Sultaninnen selbst suchen von den Befehlshabern der Ortas eine Anzahl solcher Soldzettel zu gewinnen, worauf sie den Sold der darin fälschlich benannten Soldaten für sich beziehen und dem Staat ebenso viel Krieger entziehen. Die Regierung des Sultans Abdulhamid zeigt ein auffallendes Beispiel dieses empörenden Mißbrauchs. Im Jahre 1778 ward der Großwesir Çelebi Mehmet Paşa seines Amtes entsetzt. Man fand unter seinen Papieren eine so bedeutende Anzahl Soldzettel, daß der darauf vermerkte Sold, den sich dieser Minister zugeeignet hatte, jährlich achtunddreißigtausend Piaster betrug. Sein Kâhya oder Haushofmeister bevorteilte den Staat auf dieselbe Art jährlich um fünfundzwanzigtausend Piaster.

Der Ađa der Janitscharen ist der Oberbefehlshaber sämtlicher vier Brigaden. Sein Einfluß ist um so größer, als er in Friedenszeiten die Stelle eines Militärgouverneurs der Hauptstadt bekleidet. Nach ihm folgt in dem Generalkommando der Janitscharen der Seđmen Başı oder das Oberhaupt der Brigade dieses Namens, welcher in Abwesenheit des Janitscharen-Ađa dessen Stelle vertritt, und nach diesem der Kulkâhya oder Brigadier des ersten Orta der Brigade Bölük, und hierauf der Zađarcı Başı, der Samsuncu Başı und der Turnacı Başı. Sämtli-

che hier soeben benannten Befehlshaber bilden nebst dem Serhad Ağa oder Befehlshaber der Festungsbesetzungen den Kriegsrat oder Divan der Janitscharen. An der Spitze der Ortas oder Fahnen stehen die Çorbacı. Diese Truppenabteilungen sollen der Vorschrift gemäß in der Hauptstadt hundert Mann, in anderen Städten zwei- bis dreihundert und im Kriege sämtlich fünfhundert Mann stark sein. Jedes Orta zählt nur vier Offiziere und fünf Unteroffiziere, und ungeachtet der Verstärkung der Mannschaft in Kriegszeiten bleibt ihre Zahl immer dieselbe.

Der Sold eines Janitscharen beträgt nach Maßgabe seiner Dienstjahre, der bewährten Tapferkeit und der erhaltenen Wunden von drei bis hundertzwanzig Asper (von zwei Pfennigen bis sechs gute Groschen). In der Brigade Acemi Oğlan dienen die Soldaten in den drei ersten Jahren unentgeltlich, später erhalten sie täglich von zwei bis neununddreißig Asper. Dieser Sold deckt um so weniger die notwendigsten Ausgaben des Soldaten, als die Regierung auf sämtliche Janitscharen-Ortas nur zwölftausend Uniformen jährlich verteilt, welche den Veteranen und Unteroffizieren vorzugsweise gegeben werden. Deshalb lernen die Janitscharen, wenn sie sonst kein ererbtes Vermögen haben, durchgängig irgendein Handwerk. Der Sold der Offiziere eines Orta ist verhältnismäßig noch geringer als der der Soldaten. Sie erhalten, die Çorbacı oder Fahnenbefehlshaber mit inbegriffen, täglich nur hundertzwanzig Asper (einen Piaster oder sechs gute Groschen); und diesen Sold beziehen, wie ich schon gesagt habe, auch Veteranen, die ehrenvolle Wunden davon getragen haben.

Der Kulkâhya hat ein jährliches Einkommen von achttausend Piastern, der Zağarcı Başı hat zwölftausend Piaster, der Samsuncu Başı und der Turnacı Başı haben jeder achttausend Piaster. Sogar der Janitscharen-Ağa, der Oberbefehlshaber der sämtlichen Linieninfanterie des Osmanischen Reiches, bezieht jährlich nur vierundzwanzigtausend Piaster, also kaum fünftausend Taler. Um so bedeutender sind seine Nebeneinkünfte. Das Gesetz erlaubt ihm, gewisse Prozente von jedem Offizier zu ziehen, der zu einem höheren Rang befördert wird, und dieser einzige Artikel soll jährlich über zweihunderttausend Piaster abwerfen, von denen aber sechsundsechzigtausend dem Kulkâhya zufließen. Außerdem pflegen die Befehlshaber der Ortas zwölf Prozent von dem Sold des ganzen Corps abzuziehen, und die daraus gelösten ungeheuren Summen teilt der Janitscharen-Ağa mit den Befehlshabern der Fahnen. Den größten Vorteil jedoch gewährt das militärische Erbrecht, dem zufolge der Janitscharen-Ağa in Konstantinopel jeden mit Tod abegangenen Janitscharen beerbt, dessen Nachlaß nicht auf zwölftausend Piaster abgeschätzt worden ist. Wenn dieses stattfindet, so fällt die ganze Erbschaft dem Großherrscher zu. Auch wenn der Sterbende rechtmäßige Erben hinterlassen hat, bezieht der Janitscharen-Ağa ein Zehntel des Nachlasses, welches er mit dem Çorbacı zu teilen pflegt.

Die türkischen Soldaten werden ihrer Dienstzeit nach zu höheren Stellen befördert, bis zu dem Grad eines Leutnants (Oda Başı). Die Besetzung der höheren

Stellen ist der Willkür des Regenten überlassen. Jedes Orta hat eine Standarte (Bayrak), welche die Soldaten mit Aufopferung ihres Lebens zu verteidigen verbunden sind. Doch legen sie einen weit größeren Wert auf die kupfernen Kessel, in denen das Essen für die ganze Fahne zubereitet wird, und deren Verlust im Kriege in der öffentlichen Meinung für sehr schimpflich gilt. In dergleichen Fällen verlieren die Offiziere ihre Stellen, und wenn sie auch später wieder zu denselben gelangen, so können sie doch nie mehr in demselben Orta dienen.

Die übrigen zu Fuß dienenden türkischen Truppen sind die Artilleristen (Topcu) und die Handwerker-Kompanien (Cebeci), denen die Anfertigung der Munition, die Fortschaffung und Bedeckung aller Kriegsvorräte obliegt. Diese drei Corps führen gegen zwölftausend Mann auf ihren Stammlisten.

Die türkische Reiterei besteht aus Sipahis und Silâhdars. Jene stehen unter dem Sipahi Ağa und vier Unterfeldherren, welche Baş Kâhya, Kâhya Yeri, Baş Çavuş und Baş Bölük Başı genannt werden. Sie zählen gegen zwölftausend Mann und sind in Schwadronen eingeteilt, welche Bölük genannt werden. Die Silâhdars sind ebenso stark. Der Sold eines türkischen Reiters beträgt, nach den Jahren seiner Dienstzeit, zwischen sechs und neunundneunzig Asper.

Die Fehden der Osmanen gegen die Russen im achtzehnten Jahrhundert und der Feldzug gegen die Franzosen in Ägypten haben, wie es scheint, dem Divan die Überzeugung gegeben, daß die planlos fechtenden Janitscharen und Sipahis, ihres persönlichen Mutes ungeachtet, wohlgeübten europäischen Truppen nicht zu widerstehen vermögen. Sultan Selim III. ließ demnach ein neues Corps werben, welches er Nizami cedit benannte und in der europäischen Taktik geübt werden sollte. Wie traurig dieser erste Versuch ausgefallen, ist bereits oben bemerkt worden. Glücklicher ist Selim in der Anordnung der Flotte gewesen, welche jetzt, was die Bauart der Schiffe und ihre Bewaffnung betrifft, in einem sehr guten Zustand sich befindet. Ich wünschte die türkische Marine in ihrem Detail kennenzulernen und begab mich deshalb nach dem Kriegshafen mit dem Herrn Benoit, einem französischen Marine-Ingenieur, welcher seit mehreren Jahren den Schiffbau in den Werften von Konstantinopel leitet.

Die türkische Flotte, aus siebzehn Linienschiffen (Alay gemisi) und neun Fregatten (Karavel) bestehend, könnte bei weitem stärker sein, wenn die türkische Regierung ihre Seemacht im Verhältnis der unendlichen Hilfsquellen vermehren wollte, die sich ihr darbieten. Die Wälder bei Nikomedien (İzmit), Kazdağı und Bandırma enthalten eine ungeheure Menge des schönsten Schiffsbaumholzes. Die Eisenhämmer in Samakow, Inada (= Igneada) und Kavala sind verpflichtet, eine bedeutende Quantität Eisen für das Seearsenal zu verarbeiten. Teer und Pech wird auf der Insel Negroponte (= Eğriboz), in Kazdağı und Fossa gewonnen. An den Küsten des Hellesponts verfertigen die Einwohner ein sehr gutes Segeltuch. Endlich ist die Gegend bei Üniye vorzüglich an Hanfbau reich. Diese Provinzen sind verbunden, eine bestimmte Quantität der oben erwähnten Produkte und Fabrikate für einen sehr geringen Preis an das Seearsenal zu

liefern. Diese im sechzehnten Jahrhundert festgesetzten Preise sind seitdem, obwohl die Lebensmittel im Preis gestiegen und der Münzfuß mehrmals herabgesetzt worden, aller Vorstellungen der bedrückten Einwohner ungeachtet nicht erhöht worden. Die notwendige Folge einer so fehlerhaften Einrichtung ist die Verarmung der Lieferungspflichtigen und der Nachteil für die Marine, welche die bestimmten Materialien äußerst schlecht erhält.

Herr Benoit, den ich früher erwähnt habe, baut die türkischen Kriegsschiffe auf der leisen Abdachung eines unmittelbar an der Seeküste liegenden Hügels. Der Hafen ist an dieser Stelle so tief, daß der vom Stapel gelassene Dreidecker, sobald er das Wasser berührt, auch gleich die nötige Tiefe findet, um sich flott zu erhalten. Zur Ausbesserung der Kriegsschiffe ließ Sultan Selim III. durch den schwedischen Ingenieur-Offizier Rode eine sogenannte Schiffsdocke anlegen. Bekanntlich ist dieses ein Behältnis, welches das auszubessernde Schiff aufnimmt. Eine sorgfältig kalfaterete Tür schließt dasselbe zu, und nachdem das in der Docke befindliche Seewasser vermittelst Pumpen ausgeleert ist, wird zur Ausbesserung des nunmehr auf dem Trockenem stehenden Schiffes geschritten. Ist dieses geschehen, so wird die Docke vermittelst angebrachter Röhren wieder mit Wasser gefüllt, und der seinem Element zurückgegebene Koloß wird in den Hafen bugsirt.

Die verschiedenen Magazine aller zum Seewesen erforderlichen Vorräte ziehen sich längs des Hafens in Tershane in der Ausdehnung einer Viertelmeile hin. Geräumige Werkstätten sind zur Verfertigung der Lafetten, Kloben, Pumpen und Segel eingerichtet. Die Bemastungsmaschine ist von Freiherrn von Tott angegeben, und in der Seilspinnerei werden zwölfhundert Fuß lange und acht- undzwanzig Zoll im Umfang starke Ankertaue gedreht.

Der Kapudan Paşa steht bekanntlich an der Spitze der osmanischen Flotte und verwaltet dabei das Amt eines Ministers des Seewesens. Auf ihn folgen der Kapudan, Patrona und Riyale, welche mit unserem Admiral, Vizeadmiral und Konteradmiral gleichen Rang haben.

Das Admiralsschiff des Kapudan Paşa führt hundertdreißig schwere Kanonen. Seine Mannschaft besteht aus zweihundert Aylakçı oder erfahrenen Matrosen, vierhundertfünfzig Artilleristen und gemeinen Seeleuten, achtzig Sklaven und ebenso viel Ruderknechten. An Ober- und Unteroffizieren zählt das Schiff gegen sechzig, worunter der Imam oder Schiffskaplan und der Muezzin oder Ausrufer mit begriffen sind. Der letztere besteigt feierlich fünfmal des Tages das Halbdeck des Schiffes und ruft von diesem erhöhten Standort die Gläubigen zum Gebet auf.

Wer die Lage von Konstantinopel und der benachbarten Provinzen in nautischer Hinsicht betrachtet, seinen herrlichen von allen Winden gesicherten Hafen und die von geschickten Baumeistern eingerichteten Schiffswerften gesehen hat, muß sich mit Recht wundern, die osmanische Flagge nicht siegreich auf dem Schwarzen Meer wehen zu sehen, an welchem die Russen weit weniger Küsten

besitzen, demnach weniger Seeleute aufbringen können, und deren Flotte, zu weit vom Sitz des Monarchen entfernt und nur einen Teil seiner Seemacht ausmachend, seine volle Aufmerksamkeit unmöglich auf sich ziehen kann. Die Vernachlässigung der Künste und Wissenschaften, die Bestechbarkeit und Gewinnsucht der Beamten entkräften alle Vorteile der osmanischen Marine, die ich soeben erwähnt habe, und können sowohl in diesem wie überhaupt in allen anderen Zweigen ihrer Staatsverwaltung als ein Hauptgrund ihrer gegenwärtigen Schwäche angesehen werden. Die oft kostbaren Geschenke, welche die Seeoffiziere ihren Schiffskapitänen, diese den Admiralen, diese wieder dem Kapudan Paşa und auch dieser endlich dem Großherrn darzubringen verpflichtet sind, scheinen mir die zur See so nötige Mannszucht zu untergraben, indem sie im voraus dem etwa Schuldigen die Nachsicht seines Oberen zusichern.

Das Einkommen des Kapudan Paşa ist auf die Steuern der dreiunddreißig kleineren Inseln des Archipelagus angewiesen, welche jährlich dreihunderttausend Piaster abwerfen; doch werden von dieser Summe fünfundachtzigtausend Piaster abgezogen, welche der Privatkasse des Großherrn zufließen. Am Tage, da der Großadmiral Konstantinopel verläßt, um an der Spitze seiner Flotte in See zu stechen, erhält er von dem Großherrn tausend Dukaten, wofür er die für die Mannschaft nötigen Arzneimittel anzukaufen verpflichtet ist; hingegen ist er verbunden, vierzigtausend Piaster dem Schatzmeister des Großherrn unter dem Namen eines Döşeme behası zu erlegen, wofür die Gerätschaft des Saals (Köşk) soll in Stand erhalten werden, in welchem der Großherr dem unter Segel gehenden Admiral und seinen Seeoffizieren ihre Abschieds-Audienz erteilt. Außerdem erhalten der Großherr, seine Frauen und oberen Staatsbeamten an den zwei Bairam-Festen kostbare Geschenke von dem Großadmiral. Der Kapudan oder Stellvertreter des Kapudan Paşa hat ein Gehalt von viertausendfünfhundert Piastern. Der Patrona hat dreitausendfünfhundert Piaster, der Reala dreitausend Piaster. Außer dieser so geringen Besoldung beziehen sie noch den Sold jeder von zehntausend Seeleuten, von welchem sie aber wieder ihrem Oberbefehlshaber gewisse Prozente zu berechnen haben. Die Schiffskapitäne beziehen jährlich nur tausend Piaster. Doch gewinnen sie bedeutende Summen am Sold ihrer Matrosen, deren sie bei weitem weniger erhalten, als ihre Stammrollen aufweisen. Der Kapudan Paşa sieht diese Mißbräuche um so gleichgültiger an, als er selber ansehnliche Geschenke von seinen Schiffskapitänen bezieht, welche deren gesetzmäßigen Sold bei weitem übersteigen und oft zehntausend Piaster betragen.

Der Sold eines türkischen Matrosen beträgt einen Taler sechzehn Groschen monatlich. Außerdem erhält er täglich anderthalb Pfund Zwieback, auch werden ihm alle Monate fünf Metzen Linsen, fünf Metzen Reis und anderthalb Pfund Baumöl berechnet.

Freiherr von Tott hatte im achtzehnten Jahrhundert eine nautische Schule im Seearsenal errichtet. Diese so zweckmäßige Einrichtung, von welcher man die

Vervollkommnung der türkischen Marine erwarten konnte, hat alle Hoffnungen vaterländischer Türken getäuscht. Die Befehlshaber der osmanischen Flotte bieten ihre Offiziersstellen auf den Kriegsschiffen feil oder suchen damit ihre eigenen Privatdiener zu belohnen. Herr Benoit machte mich in Tershane mit einem Fregattenkapitän bekannt, der noch vor zwei Jahren Lakai (Çuhadar) des Kapudan Paşa gewesen war. Auch die strengste Mannszucht kann die üblen Folgen nicht verhindern, die eine so fehlerhafte Beförderungsmethode nach sich ziehen muß.

Die Mannszucht bei den türkischen Land- und Seetruppen pflegt um so strenger zu sein, als sie auf keinen gewissen Grundsätzen beruht, sondern der Willkür der Befehlshaber überlassen ist. Man versicherte mich, daß nach dem für die Türken unglücklich ausgefallenen Seegefecht im Jahre 1807 gegen die Russen der Kapudan Paşa vier seiner Schiffsbefehlshaber ohne Kriegsgericht köpfen ließ, welche die ihnen während des Seetreffens zgedachten Manöver nicht haben ausführen wollen oder können. Ungehorsam ist allerdings strafwürdig, doch sollte Unwissenheit in einem Land von der Strafe verschont bleiben, wo die Regierung Unwissende befördert.

Am neunten Oktober, vor Tagesanbruch, brannte in Pera ein Teil der Straße ab, die ich bewohnte. Das durchdringende Geschrei der Stadtwächter, welche mit den Worten Yangın var (es brennt) den Bewohnern die ihnen drohende Gefahr verkündigten, weckte mich auf. Ich eilte sogleich nach der Wohnung des englischen Gesandten, von wo aus ich das brennende Stadtviertel und die von allen Seiten herbeieilenden Spritzenmeister mit einem Blick überschaute. Ich konnte diesen Leuten meine Bewunderung nicht versagen, als ich sie in enge Gassen sich hinein wagen sah, wo von beiden Seiten herabstürzende brennende Balken mit einem qualvollen Tod bedrohten. Um so mehr ist ein Mißbrauch zu rügen, den eine lange Verjährung zu einem Vorrecht der Spritzenmeister gemacht zu haben scheint. Wenn die immer mehr um sich greifende Feuersbrunst das Haus irgendeines begüterten Mannes bedroht, so behandeln die Spritzenmeister mit dem Eigentümer die kräftigere Verteidigung desselben und lassen sich ungesäumt die bedungene Summe zahlen, welche auch wohl verdoppelt wird, wenn aller Anstrengung ungeachtet das Feuer mehr um sich gegriffen hat und die Löschung des Gebäudes mit mehr Schwierigkeit und Gefahr verbunden ist. Ein solches Benehmen der Spritzenmeister, wovon ich Zeuge war, schien mir ebenso tadelnswert als gesetzwidrig zu sein; ein neben mir stehender bejahrter Türke aber, dem ich meine Bemerkungen hierüber mitteilte, erwiderte mit der größten Kaltblütigkeit: "das Handwerk muß den Meister nähren".

Bald nachdem die Feuersbrunst ausgebrochen war, trafen der Bostancı Paşa, der Janitscharen-Ağa, der Großwesir und endlich der Sultan selber in Pera ein. Der Großherr war von einem Schwarm von Dienerschaft umgeben. Ein Çuhadar oder Kammerdiener teilte Geld unter die beschäftigten Spritzenleute aus; doch

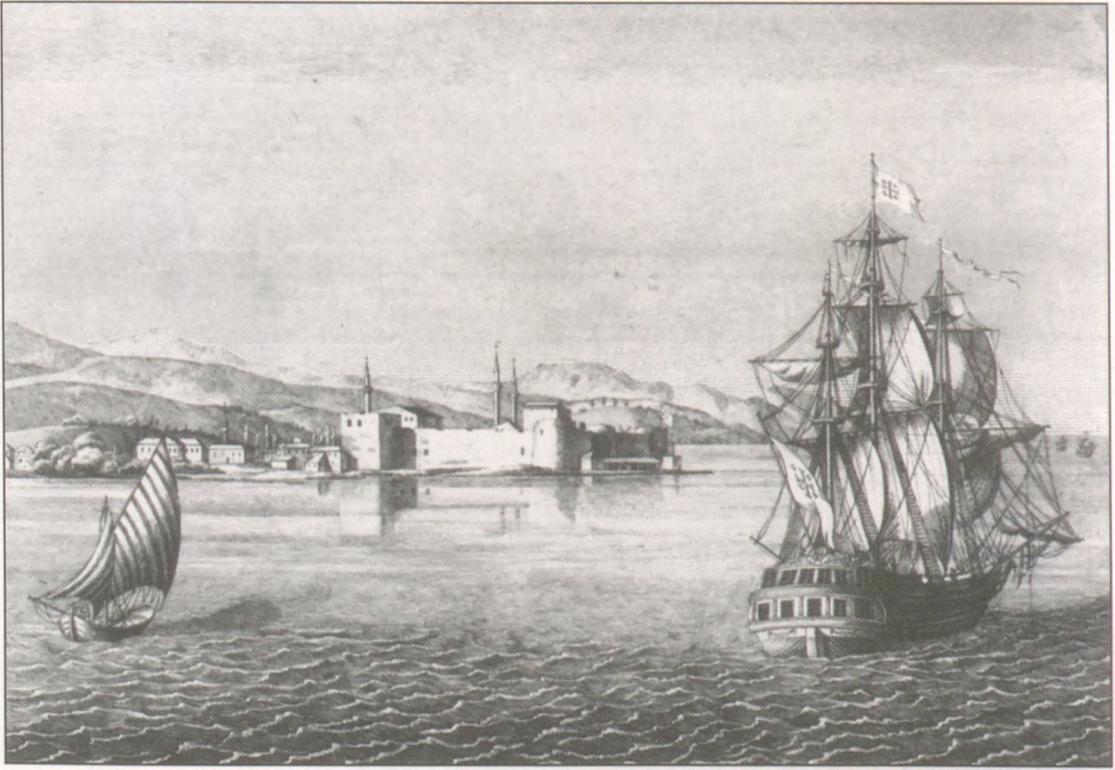
glaubte ich zu bemerken, daß die verwöhnten Tolumbacı diese Gabe weit weniger als ein Geschenk denn als einen ihnen schuldigen Sold betrachteten.

Interessant war mir die rastlose Tätigkeit, mit welcher sich die oberen Staatsbeamten, die Minister, ja der Großwesir selbst, der Löschanstalten bei einer Feuersbrunst annehmen. Ich habe den Janitscharen-Ağa, das Oberhaupt der sämtlichen Linien-Infanterie des Osmanischen Reiches, Feuerspritzen in engen Gassen aufstellen gesehen, deren Häuser bereits zu beiden Seiten brannten. Vorzüglich aber soll sich der jetzige Kapudan Paşa bei ähnlichen Unglücksfällen durch seltenen Mut und Geistesgegenwart auszeichnen. Im Jahre 1811 war eine Feuersbrunst in einem der volkreichsten Stadtviertel von Konstantinopel ausgebrochen. Der Kapudan Paşa bemerkte ein großes Eckhaus, das eben in Brand geraten wollte. Die ganze Straße war verloren, wenn dieses Gebäude nicht gerettet wurde. Durch lange Anstrengung ermattet, war bereits ein Teil der Spritzenmeister und Janitscharen von der Brandstätte gewichen. Um sie zur Tätigkeit aufzumuntern, begibt sich der entschlossene Admiral auf den Giebel des bedrohten Gebäudes und ruft von dort den Janitscharen zu: "Es ist mein unabänderlicher Vorsatz, nicht von dieser so wichtigen Stelle zu weichen: wollt ihr es gleichgültig ansehen, daß ich hier eines fürchterlichen Todes sterbe?" Seine Aufforderung tat die gewünschte Wirkung: die Tolumbacı und Soldaten drangen wieder mit ihren Löschanstalten vor, und bald ward die Flamme gelöscht. Ein solches echt spartanisches Benehmen scheint mir den Kapudan Paşa zum Helden zu stempeln.

Es geschieht in Konstantinopel wie in unseren europäischen Städten, daß die Diebe bei den Feuersbrünsten geschäftig sind, auch manchmal selber wohl solche anstiften, um den bei dieser Gelegenheit verbreiteten Schrecken zu benutzen. Dieses Verbrechen wird in den osmanischen Staaten auf der Stelle selbst, wo es begangen ist, bestraft. Der auf der Tat ertappte Mordbrenner wird von Rechts wegen, doch ohne weitere Rechtsformen in die Flammen geworfen.

Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts weist mehrere Beispiele auf, daß eine einzige Feuersbrunst in Konstantinopel bis zu achtzehntausend Häuser vernichtet hat. Um diese Stadt künftig vor ähnlichen Unglücksfällen zu sichern, müßten die Straßen breiter angelegt und die Häuser von Ziegeln oder Steinen erbaut werden; aber die Regierung weigert sich, den zur Erweiterung der Straßen nötigen Grund anzukaufen, und demnach sucht der Unglückliche, der sein Haus verloren hat, ängstlich die Stelle wieder auf, die er bewohnte, wo er vielleicht als Knabe auf den Trümmern eines früheren Brandes gespielt hat, und stellt auf diesem seinem Herzen teuren Platz eine neue, noch schlechtere Hütte auf.

Man versicherte mich, daß wenn der Großherr einige Zeit lang sein Serail nicht verlassen hat und das über irgendeine Verordnung unzufriedene Volk keine Gelegenheit findet, sich bei ihm darüber zu beschweren, so zündet irgendein Patriot in wohlmeinender Absicht die Stadt an, und da der Großherr es nie ver-



Blick auf die Dardanellen bei Çanakkale
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Hirt in Wien

Blick auf eine kleine Moschee
Gezeichnet von Graf Atanazy Raczyński, skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Kolbe in Dessau





Blick auf den Bosphorus
Skizziert von L. Fuhrmann, gestochen von Döbler in Prag

säumt, sich auf die Brandstelle zu begeben, so finden die Bedrückten Gelegenheit, ihm ihr Übel zu klagen. Vorzüglich sind es alsdann die Frauen, welche das Wort führen und mit harten unziemlichen Ausdrücken ihm derbe Wahrheiten sagen. Auf diese Art soll Selim III. die erste Nachricht von der Landung der Franzosen in Ägypten erhalten haben, die ihm seine Mutter und die mit derselben einverständenen Minister einige Tage lang verheimlichten, um ihn auf die unangenehme Botschaft vorzubereiten. Die Nachricht hatte sich seit mehreren Tagen in der Hauptstadt verbreitet, und noch sah man keine Vorkehrungen zu einem Kriegszug gegen die Franken treffen; die Stadt wurde demnach in Brand gesteckt, und als der Großherr herbegeeilt war, sah er sich von einem Schwarm Weiber aus den niedrigen Volksklassen umgeben, die ihm beständig zuriefen: *Mısır siktiler, İstanbula sikecekler!* "Du hast Ägypten verloren, du wirst doch gar Konstantinopel verlieren!" Der türkische Ausdruck, ebenso kräftig als unanständig, läßt sich nicht buchstäblich übersetzen.

Am zehnten Oktober begab ich mich nach Beşiktaş, einem am Bosphorus gelegenen Städtchen, welches der Großherr im Sommer zu bewohnen pflegt. Ich hörte hier sein gegen fünfzig Mann starkes Orchester auf dem Kai ein Konzert aufführen. Meine ganze Aufmerksamkeit war gespannt, doch war es mir unmöglich, nur eine Idee des Komponisten, nur einen gefälligen Satz, nur eine taktmäßige Einteilung der aufgeführten Musik wahrzunehmen. Mein Ohr war von einem schmetternden Geräusch der Musiker betäubt, die aus voller Brust auf Klarinetten, Flöten, Oboen und Pfeifen bliesen. Das Orchester des Großherrn besteht aus sechzehn Oboisten, sechzehn Trommelschlägern, zwölf Trompetern, vier Paukenschlägern und acht Zimbelspielern. Diese Zahl wird verdoppelt, wenn der Monarch an die Spitze seines Heeres tritt. Die Hofsitte des Osmanischen Hofes gibt genau die Zahl der Musiker an, welche jeder Staatsbeamte halten darf. Die Paşas von drei Roßschweifern und der Großwesir dürfen nur neun Musiker haben. Der letztere darf sein Orchester mit einem Paukenschläger nur dann verstärken, wenn er an der Stelle des Großherrn den Oberbefehl des türkischen Heeres übernimmt.

Den Grundton sollte eine ungeheure Trommel geben, die zwei Klafter im Umfang hatte und auf einem eigenen mit zwei Büffeln bespannten Wagen hergeschleppt war.

Ich weilte etwa eine halbe Stunde in der Nähe des kaiserlichen Palastes und glaubte in den Fenstern des Hinterflügels, welcher seinem Harem eingeräumt ist, weibliche Züge zu bemerken. Da ich dieselben nicht zu unterscheiden vermochte, so fragte ich meine Ruderleute, ob sie dieselben schön fänden. Bestürzt über die Frechheit eines Ungläubigen, der es wagte, einen Blick auf die Geliebten des Padischah zu werfen, stießen sie zornig vom Ufer ab.

Dieses Land ist keineswegs das Land der Galanterie. Ein geheimes Verhältnis eines Türken mit der Ehefrau eines anderen wird mit dem Tode bestraft: beide Schuldigen müssen nach dem Gesetz gesteinigt werden, wenn beide gesund

an Leib und Geist, frei, volljährig und im muslimischen Glauben erzogen sind. Das türkische Kriminalgesetz ist in dieser Rücksicht strenger als der Koran, welcher die schuldige Frau zu lebenslänglichem Gefängnis im Haus ihres Mannes verurteilt. So streng in dieser Rücksicht die türkischen Gesetze sind, so behutsam gehen sie bei den Untersuchungen zu Werke. Vier Zeugen von unbescholtenem Lebenswandel, denen es sogar frei steht, der Aufforderung des Beleidigten ungeachtet, sich nicht vor Gericht zu stellen, müssen einstimmig bezeugen, daß sie das Verbrechen begehen gesehen haben. Ihr abzulegendes Zeugnis muß ohne alle beschönigende Redensarten in diesen Worten abgefaßt sein: "Ich habe gesehen k'el mil f'il mikhale (stylum in pyxide)." Die geringste Abweichung ihrer Zeugnisse macht den Beklagten frei. Werden aber die Verklagten zum Tode verurteilt, so ist Steinigung die gebräuchliche Todesart. Folgendes schreibt der Koran vor: "Diejenigen, welche züchtige Frauen verleumden und hernach nicht vier Zeugen beibringen, die geißelt mit achtzig Hieben und nehmet nie mehr ihr Zeugnis an, denn es sind Frevler." "Und diejenigen, welche ihre Gattinnen verleumden und keine Zeugen haben außer sich selber — viermal soll ein jeder sein Zeugnis vor Allah beteuern, daß er wahrhaftig ist, und zum fünftenmal, daß Allahs Fluch auf ihn komme, so er ein Lügner sei." "Aber abwenden soll es die Strafe von ihr, wenn sie viermal vor Allah bezeugt, daß er ein Lügner ist, und das fünfte Mal, daß Allahs Zorn auf sie komme, wenn er die Wahrheit gesprochen."

Die strengen Kriminalgesetze der Türken bestrafen dem Geist des Korans zufolge sogar die Liebesintrigen unverheirateter Personen. Die diesem Gesetz zum Grunde liegende Verordnung des Korans lautet folgendermaßen: "Die Hure und den Hurer, geißelt jeden von beiden mit hundert Hieben; und nicht soll euch Mitleid erfassen zuwider dem Urteil Allahs, so ihr an Allah glaubt und an den Jüngsten Tag." Ein Christ hat in ähnlichem Fall einen grausameren Tod zu erwarten. Er wird lebendig auf einen Pfahl gesteckt, wenn er sich weigert, den muslimischen Glauben anzunehmen. Die drohende Gefahr hielt vor etwa dreißig Jahren einen jungen Venezianer nicht ab, das Abenteuer zu bestehen. Dieser Jüngling diente bei einem hochbejahrten italienischen Arzt, welchen die benachbarten türkischen Frauen bei ihren Krankheiten zu Rate zu ziehen pflegten. Eine reiche Türkin sah den Venezianer und empfand für ihn die heftigste Neigung. Sie wußte geschickt die Gelegenheit zu finden, den Jüngling allein zu sprechen und ihn zu bewegen, daß er sie zu entführen und zu ehelichen versprach. Der Genius der Liebe nahm sich des Paares an. Die Türkin schlich sich in Mannskleidern unbemerkt auf ein europäisches Schiff, und beide gelangten nach Italien.

Ein geheimes Liebesverständnis eines Europäers in diesem Land ist außer der früher erwähnten Gefahr noch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, der religiösen Vorurteile wegen, welche die weniger kultivierten Musliminnen gegen Christen hegen. Einige Reisende wollen die Bemerkung gemacht haben, daß

man sie ihrer sehr regsamen Empfindlichkeit wegen beim zufälligen Zusammentreffen, an einsamen Stellen, dennoch gewinnen kann.

Die Türken, dem Beispiel anderer für aufgeklärt geltenden Nationen folgend, pflegen, wenn sie heiraten, die Vermögensumstände und die übrigen Verhältnisse der Familie, mit welcher sie sich zu verbinden wünschen, sehr genau zu berechnen; doch ist in diesem Land, wie bekannt, der Ehemann nicht auf seine Gattin beschränkt, und der Koran erlaubt ihm einen freien Umgang mit Sklavinnen, deren man alle Jahre in Konstantinopel eine große Anzahl feilbietet.

Der Koran sagt dazu: "Wohl ergeht es den Gläubigen, die sich demütigen im Gebet, (...) und die sich der Frauen enthalten — es sei denn ihrer Gattinnen oder derer, die ihre Rechte besitzt (= Sklavinnen)." Noch ein größeres Vorrecht hatte Muhammad selber, dem, wie er behauptete, Gott durch den Engel Gabriel folgendes Recht verliehen hatte: "O Prophet, wir erlauben dir deine Gattinnen, denen du ihre Mitgift gabst, und (die Sklavinnen,) die deine Rechte besitzt von dem, was dir Allah an Beute gab, und die Töchter deines Oheims und deiner Tanten väterlicherseits sowie die Töchter deines Oheims und deiner Tanten mütterlicherseits, die mit dir auswanderten, und jede gläubige Frau, wenn sie sich dem Propheten schenkt, so der Prophet sie zu heiraten begehrt: ein besonderes Privileg für dich vor den Gläubigen."

Den Ort, wo diese Frauen hingebracht und Muslimen zur beliebigen Wahl aufgestellt werden, nennt man Avrat Pazarı oder Frauenmarkt. Noch vor dreißig Jahren stand der Zutritt zu demselben auch Europäern offen. Der strenge Abdulhamit verweigerte ihnen denselben. Eine achtzehnjährige Jungfrau wird mit zweihundert Dukaten erkauft; ihr Preis steigt bis auf achthundert Dukaten, nach Maßgabe ihrer Reize und der Bildung, die sie im Avrat Pazarı erhalten hat, wo die Mädchen im Tanzen, Singen, Gitarrespielen und Sticken unterrichtet werden. Während meines Aufenthalts in Konstantinopel wählte sich einer meiner Bekannten mit Namen Salı Efendi eine Gefährtin im Avrat Pazarı. Dieser Mann hatte eine alte und, wie er behauptete, sehr boshafte Frau, die er ihres Vermögens wegen geheiratet hatte. Die Erfahrung hatte ihn weiser gemacht, und er sah nunmehr ein, daß Sanftmut und Güte in einem traulichen Verhältnis allen andern Vorteilen vorzuziehen sei; er ging also einen Vertrag mit dem Eigentümer des Avrat Pazarı ein, der ihm junge Mädchen anvertraute, die Salı Efendi rücksichtlich ihres Charakters auf die Probe stellen wollte. Der erste und zweite Versuch schlug gänzlich fehl, und Salı Efendi behauptete, die ihm anvertrauten Mädchen wären um nichts besser als seine Gattin gewesen. Er nahm also eine dritte zu sich, und inwiefern diese seinen Erwartungen entsprochen, ist mir unbekannt geblieben. Salı Efendi hatte dem bedächtigen Kaufmann die Tugend der anvertrauten Schönen verbürgt, und sein reifes Alter machte jenen ebenso sicher als der bekannte Biedersinn des Liebe verlangenden, gequälten Efendi.

Bekannt ist die Strenge der muslimischen Gesetze gegen die Frauen. Doch machen hierin die Schwestern oder Töchter der Sultane eine besondere Aus-

nahme. Sie genießen eine große Freiheit, und die Hofsitte des Serails sichert ihnen Vorrechte zu, welche dem Geist des Korans widersprechen. Ihre Männer dürfen sich von ihnen ohne die Erlaubnis des Sultans nicht scheiden lassen; auch können sie keine anderen Frauen mehr heiraten. Diejenigen sogar, welche sie früher geehelicht hatten, sind sie bei Vollziehung der glänzenden Verbindung zu verstoßen genötigt.

Die Paşas von drei Roßschweiften, welche ausschließlich das Recht haben, Prinzessinnen von kaiserlichem Geblüt zu heiraten, erkaufen sehr teuer die ihnen vorbehaltenen Ehre: die Sultanin bezieht aus dem Schatz eine Apanage von höchstens zehntausend Talern, ihre Haushaltung kostet aber wenigstens viermal so viel.

Der in der Türkei allgemeinen Sitte zufolge ist weder die Prinzessin noch ihr erwählter Gatte bei ihrer Vermählung zugegen. Auf ebendiese Art werden Ehen unter Privatpersonen geschlossen. Da es den Muslimen nicht erlaubt ist, fremde Frauen mit unenthüllten Gesichtern zu sehen, so wird die Wahl einer nahen Verwandten anvertraut, welche alsdann den Titel einer Görümcü (Späherin) annimmt und als solche die benachbarten Harems besucht, um nach dem ihr bekannten Geschmack des Heiratslustigen die gewünschte Braut auszusuchen. Gefällt dem Jüngling die auf diese Art Auserkorene, so bewerben sich nunmehr seine Verwandten um dieselbe, und nach erfolgter Einwilligung schreitet man zum Heiratsvertrag. Das türkische Gesetz weiß von keiner Aussteuer der Braut, im Gegenteil, es liegt dem Mann ob, seiner Braut ein eheliches Geschenk (mih) zuzusichern. Die Familie der Braut sucht diese Morgengabe so hoch als möglich zu bestimmen, vorzüglich in der Absicht, um den künftigen Eidam von einer Scheidung abzuhalten, welche jedem Muslim frei steht, sobald er die der Ehefrau zugesicherte Morgengabe verdoppelt.

Die Ehe wird in den muslimischen Gesetzen als ein bloß gesellschaftlicher Vertrag betrachtet, doch geschieht die Trauung immer in Gegenwart des Imams oder Pfarrers und des Muezzins oder Ausrufers. Weder der Bräutigam noch die Braut sind bei ihrer Trauung gegenwärtig, beider Stellen vertreten ihre Verwandten oder Vormünder. Der Imam betet laut um Segen für das neue Ehepaar und trägt in sein Buch die geschlossene Ehe ein, mit der Bemerkung der zugesicherten Morgengabe (mih). Diese Verschreibung gibt der Ehe ihre gesetzmäßige Kraft.

Mehrere Tage und oft mehrere Wochen nach der Trauung feiern die Anverwandten das geschlossene Bündnis, und diese Familienfeste dauern bei den Reichen vier Tage, von Montag früh bis Donnerstag abends. Die eingeladenen Männer kommen in den Wohnstuben des Vaters der jungen Braut zusammen, die weiblichen Gäste bleiben im Harem. Am ersten Tag der Hochzeit begleiten die Männer die oft kostbare Ausstattung nach der Behausung des jungen Paares, wo sie von der Mutter aufgestellt wird. Mittwoch nachmittag begeben sich die eingeladenen Frauen mit der Braut in ein öffentliches Bad, wo ihre Haare mit

Blumen durchflochten und mit wohlriechenden Salben eingerieben werden. Dann wird der Braut das Gesicht mit einem Flor bedeckt, welcher mit vielen goldenen Flittern verziert ist, in der abergläubischen Absicht, den Blick boshafter Augen abzuwehren. Endlich begibt sich die Braut am Donnerstagabend in Begleitung beider versammelter Familien nach ihrer neuen Wohnung. Die eingeladenen Frauen folgen ihr in sorgfältig verschlossenen Wagen, die Männer zu Pferde. Der Bräutigam nebst seinem Vater erwartet sie an der Tür und führt sie, nachdem er Abschied von seinen Anverwandten genommen hat, in seinen Harem in Begleitung einer nahen Verwandten, welche unter dem Namen einer Einführerin (yenge kadın) mit einer Fackel in der Hand den Zug leitet. Der Bräutigam verrichtet sein Abendgebet, setzt sich neben die Braut und erwartet ungeduldig den Augenblick, daß der neidische verhüllende Schleier weggezogen wird; was nur durch die Yenge kadın geschehen darf. Gewöhnlich erhält dieselbe bei dieser Gelegenheit ein Geschenk, welches man Yüzgörümlüğü (Augen-Sehen-Gabe) nennt. Nachdem hierauf beide Eheleute gemeinschaftlich zu Abend gespeist haben, entfernt sich die Yenge kadın und läßt die Glücklichen allein.

Die feierliche Handlung wird im Serail des Großherrn in Gegenwart des Mufti und des ersten Imams der Sophien-Moschee (Aya Sofya) begangen. Der Kızlar Ağası oder Aufseher der schwarzen Verschnittenen vertritt bei dieser Gelegenheit die Stelle der Sultanin und einer der vornehmsten Staatsbeamten die ihres Bräutigams. Der Ehevertrag benennt die Summe, welche der Mann seiner Frau bestimmt (mıhr) und welche unter diesen Umständen hundert- bis zweihunderttausend Zechinen beträgt. Noch haben sich die Angetrauten nicht gesehen, doch feiert der Paşa einige Tage lang das Glück, dessen er teilhaftig geworden, und schickt der im Serail des Großherrn wohnenden Gattin reiche Geschenke, aus Edelsteinen, Ringen, Ketten, Spiegeln usw. bestehend. Alle diese Kostbarkeiten werden im Serail zur Schau ausgestellt, und der Großwesir, die oberen Staatsbeamten und die Prinzen des Geblüts beeifern sich, der Braut ebenfalls reiche Geschenke darzubringen.

Am dritten Tag nach der Vermählung bezieht die Sultanin die Wohnung ihres Gatten und wird von demselben und dem Kızlar Ağası aufs feierlichste empfangen. Die versammelten Gäste ziehen sich nach Sonnenuntergang zurück. Der Kızlar Ağası bekleidet den Gatten mit einem Zobelpelz, führt ihn in das Gemach der Sultanin und stellt ihn derselben mit folgenden Worten vor: "Erlauchteste Frau, hier ist der Paşa, dein Diener." Dieser vollzieht nunmehr sein Abendgebet in einer Ecke des Zimmers und erwartet den Wink seiner Gattin, welche hinter einem mit Gold gestickten Vorhang auf einem Sofa ruht.

Der Eidam des Großherrn, wenn er nicht die Würde eines Großwesirs oder eines Kapudan Paşa bekleidet, muß spätestens sechs Monate nach seiner Vermählung sich in die Provinz begeben, deren Statthalter er ist und wohin die Sultanin ihn nicht begleiten darf. Die mißtrauische Staatskunst des Divans erlaubt

den Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie nicht, die Hauptstadt zu verlassen; und die Geschichte dieses Landes führt das einzige Beispiel der Sultantin Kadice, Tochter Ahmets III., auf, welche im Jahre 1704 von ihrem Vater die Erlaubnis erhielt, ihren in Ungnade gefallenen Gatten nach Nikomedien zu begleiten. Als jedoch bald darauf der Sultan seinen Schwiegersohn zum Statthalter von Ägypten ernannte, erhielt die Prinzessin den Befehl, sogleich nach Konstantinopel zurückzukehren. Bedauernswürdig ist das Los der in einer solchen Ehe erzeugten Söhne. Die bei der Niederkunft gegenwärtige Hebamme ist bei strenger Vertraulichkeit verbunden, den Neugeborenen in der ersten Minute seines Daseins zu erwürgen. Den Töchtern ist ein besseres Los beschieden: sie haben das Recht, sich einen Gatten zu wählen, und der Sultan pflegt ihre nunmehr zu dem Privatstand gehörenden Söhne im Serail anzustellen.

Galata und Pera bilden in mancher Hinsicht eine besondere Stadt und werden als der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Handels mit den entferntesten asiatischen Provinzen betrachtet. Schwerlich läßt sich ein anderer Ort finden, wo so viel Menschen von verschiedenen Nationen zusammentreffen. Ich sah hier Türken, Tataren, Perser, Araber, Ägypter, Armenier, Bulgaren, Wallachen, Moldavier, Serben, Georgier, Tscherkessen, Lesgier, Kurden, Albaner, Griechen, Neger aus Habeş (Abessinien), Berber aus Algier, Tunis und Tripolis, Marokkaner, Bengalen, Polen, Franzosen, Spanier, Deutsche, Italiener, Engländer, Russen, Ungarn, Dalmatiner und Juden. Eine sonderbare und oft auffallende Aussprache bewog mich mehrmals nachzuforschen, wes Landes der Mann sei, den ich reden hörte.

Die fremden Gesandten in Konstantinopel und die europäischen Kaufleute fliehen alle Gemeinschaft mit den Türken und kommen nur alsdann mit ihnen in Berührung, wenn ihre politischen Verhältnisse oder ihre Handelsgeschäfte es unumgänglich notwendig machen. Die Besorgnis der Pest ist der Vorwand, mit welchem man diese Absonderung zu entschuldigen pflegt: die wahre Ursache schien mir aber die Abneigung gegen die fremdartigen Sitten dieses Volkes zu sein; und diese geht so weit, daß die Franken in Konstantinopel einen Europäer, der sich den Türken anzuschließen sucht und mit ihnen gern umgeht, für einen der höheren Bildung unempfänglichen Menschen zu halten geneigt sind. Es mag allerdings wenig daran liegen, ob ein Kaufmann mit seinen Mitbürgern in Pera oder mit den Muslimen jenseits des Hafens umgeht: doch wage ich zu behaupten, daß politische Unterhandlungen unendlich vorteilhafter durch Männer geleitet sein würden, welche, der Landessprache kundig, sich mit den bedeutendern Männern des Staats auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen suchten und in der Türkei mit Türken leben wollten.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Mitglieder des diplomatischen Corps in Konstantinopel schienen mir zu der Zeit, als ich diese Stadt bewohnte, eben nicht die angenehmsten zu sein. Politische Mißhelligkeiten wirken hier noch stärker auf ihre geselligen Verhältnisse als in anderen Städten; auch bemerkte

ich, daß sie sich unter einander die kleinlichsten Begebenheiten ihrer Familienangelegenheiten und ihres Hauswesens mit manchen unfreundlichen Bemerkungen nachtragen. Solche echt kleinstädtische Sitte ist in Konstantinopel leicht zu erklären. Diese so bevölkerte Hauptstadt ist für die Franken in Pera, ihrer geringen Zahl wegen, nur ein sehr kleiner Ort. Diese Spannung der fremden Gesandten untereinander hat eine strenge Beobachtung der Etikette zur notwendigen Folge. Ich habe mehrmals den General Andreossi den englischen Gesandten besuchen gesehen, und dies geschah immer mit echt orientalischem Pomp. Der Gesandte bestieg eine geräumige vergoldete Gondel, ein zweites Ruderschiff nahm seine Gesandtschaftssekretäre, eine Abteilung der Ehrenwache von Janitscharen und einen Schwarm von Bedienten auf. Das ganze Gefolge war wenigstens vierzig Menschen stark. Mit gleichem Glanz pflegt der russische Gesandte den französischen Botschafter zu besuchen, und beide wohnten doch kaum eine Viertelmeile auseinander. Noch auffallender mochten dem Laien in der diplomatischen Hofsitte vor einigen Jahren die gegenseitigen Besuche des schwedischen und russischen Gesandten erscheinen. Beide bewohnten in Pera dieselbe Straße, höchstens fünfzig Schritt voneinander. Sollte nun der Besuch abgestattet werden, so bestiegen der Gesandte und sein ganzes Gefolge reich geschmückte Rosse, und der Zug machte langsam und feierlich die fünfzig Schritt nach dem Palast des anderen Gesandten und kehrte ebenso feierlich in die eigene Behausung zurück.

Ist auch wirklich die Gesellschaft der fremden Gesandten in Konstantinopel nicht immer die angenehmste, so ist solches verjährten Gewohnheiten beizumessen und keineswegs den persönlichen Eigenschaften der Männer, welche ich diese Posten bekleiden gesehen habe: Ich halte es für meine Pflicht, hier die Gastfreiheit und das einnehmende Betragen des englischen Großbotschafters Herrn Liston und der Herren von Italinski, von Javat und von Palin, Gesandten des russischen, spanischen und schwedischen Hofes, mit herzlichem Dank zu erwähnen.

Der französische Gesandte bei der Pforte hat fast immer den Rang eines Großbotschafters. Neben dem weitläufigen Palast, welchen er in Pera im Winter zu bewohnen pflegt, stehen eine von Ludwig XIV. erbaute katholische Kirche und ein Hospital, in welchem auf Kosten der französischen Regierung eine gewisse Anzahl Kranker ohne Rücksicht auf ihren Glauben und ihren Volksstamm gepflegt werden. Diese so edle Stiftung macht die französische Gesandtschaft in Konstantinopel den Türken doppelt interessant. Gewichtiger noch hatte sie ihnen vor einigen Jahren der Kaiser Napoleon gemacht, als er die Grenzen seines Reiches bis unter die Mauern von Kroja und Durazzo erweiterte.

Unbezweifelt ist es, daß die Türken den Franzosen vor allen anderen christlichen Nationen gewogen sind. Der im Jahre 1589 von dem Baron von Garniöl in Konstantinopel abgeschlossene Friedenstraktat sichert den französischen Gesandten den Vorrang vor den Gesandten aller übrigen europäischen Mächte. "Zu

einem solchen Vorrecht", so lautet der Traktat, "ist der mächtigste aller christlichen Monarchen berechtigt." Bekanntlich wurde Franz I., König von Frankreich, im Jahre 1529 von seiten des Sultans Süleyman als Kaiser (Padischah) anerkannt. Derselbe Titel wird den deutschen Kaisern von der Pforte erst seit dem Jahre 1606 gegeben. Diese ihre Vorliebe ist vorzüglich einer vermeintlichen Verschwägerung der königlichen französischen Dynastie mit dem regierenden Haus der Osmanen beizumessen. Türkische Geschichtsschreiber behaupten nämlich, der Admiral Saruca Paşa habe im Jahre 1428 eine französische Galeere erbeutet, auf welcher sich eine französische Prinzessin eingeschifft hatte, die des Kaisers Johannes Palaiologos Gattin werden sollte. Die ihrer Schönheit wegen berühmte Braut soll nach dem Harem des Sultans Murat gebracht worden sein und bald darauf den berühmten Mehmet II. geboren haben. So unbegründet auch die Sage ist, so wirkt sie jedoch offenbar auf die Denkungsart der Osmanen.

Die Stadt Galata, wie ich schon früher erwähnt habe, macht eine besondere Stadt aus. Sie ist der Gerichtsbarkeit des İstanbul Efendisi nicht unterworfen und hat ihr eigenes Stadtarchiv. In diesem hat vor einigen Jahren der kaiserliche österreichische Legationssekretär Herr von Ottenfels ein merkwürdiges Aktenstück aufgefunden. Es ist solches eine Schenkungsurkunde, kraft derer ein gewisser Sanduk Ağa seinem Beschützer, dem Yusuf Ağa, sieben Jahre seines Lebens schenkt. Der letztere war Hofmarschall und, wie man versichert, vertrauter Liebhaber der Sultanin-Mutter Selims III. und hatte die Liebe des Kaisers zu seiner Mutter und seine Charakterschwäche so wohl zu benutzen gewußt, daß er sich durch Vermittlung seiner ihm gewogenen Gebieterin den größten Anteil an den Staatsgeschäften verschafft hatte.

Hier folgt die Übersetzung dieser sonderbaren Urkunde: "Gegenwärtiges Schenkungs- und Zeugenschaftsinstrument ist verfaßt von dem armen Diener Gottes (dessen Größe verherrlicht werde) Hafafzade Muhammad Emir, Kadi der wohlbewahrten Stadt Galata.

Es ist (unter heutigem Datum) in dem am Gestade des Meeres im Quartier von Paşa Mahallesi, des Distriktes von Beşiktaş (welcher der wohlbewahrten Stadt Galata untergeordnet ist), gelegenen Landhaus Seiner Exzellenz des gnädigen Yusuf Ağa, Sohn des seligen Ismail Ağa, hochverehrten Kâhya oder Obersthofmeisters Seiner Kaiserlichen Hoheit, unserer glücklichen gnädigsten durchlauchtigsten Frau und Gebieterin, Sultanin-Mutter, welche die Wiege der Herrschaft ist, (die der Allgütige stets in seinen Schutz nehmen möge) eine hohe gerichtliche Sitzung abgehalten worden, in welcher Hacı Saadullah Ağa, Sohn Ahmed Ağas, auf dessen Verlangen der gegenwärtige vortreffliche Aufsatz verfaßt worden, in Gegenwart Seiner obgedachten Exzellenz und aus eigener Bewegung nachfolgende ausdrückliche Erklärung und wörtliche Äußerung abgelegt hat: Ich schenke vermittelst einer vollgültigen gerichtlichen Schenkung von meinen mir zugeteilten, von ewigen Zeiten her bei Erschaffung der Seelen vor-

bestimmten und auf dem bei Gott aufbewahrten Blatt eingetragenen Lebensstagen sieben volle Jahre meines Lebens Seiner Exzellenz dem gnädigen Yusuf Ağa, Sohn des seligen Ismail Ağa. Da Seiner mehr genannten Exzellenz wohl bewußt ist, daß schon der Prophet Adam (Heil und Segen seien über ihn) von seinem eigenen edlen, ihm vorbestimmten Leben eine gewisse Anzahl Jahre dem Propheten Seth (Heil und Segen seien über ihn) geschenkt und der Prophet Seth (Heil ihm) dieses Geschenk auch angenommen hat, so haben Hochdieselben in der dieser Schenkung wegen gehaltenen Sitzung persönlich zu bekräftigen und samt den beigefügten Zeugen mündlich zu bestätigen geruht, daß Sie diese Schenkung wirklich annehmen. Der im Eingang dieses Instruments als Richter überschriebene Efendi (dem es hier und jenseits wohl ergehen möge) hat sich bei dieser Gelegenheit den edlen Sinn des hochverehrten Spruches: Gott löscht aus und trägt ein, was ihm gefällt, und Er hält das Buch des Lebens zu Gemüte geführt und diesem zufolge, zu Aufbewahrung des Gesagten, gegenwärtige vortreffliche Schrift verfaßt und niedergeschrieben.

Den 28. des Monats Rebiul-ahır 1211, d.i. den 1. Nov. 1796.

Zeugen: Der hochverehrte Urfanzade Arif Efendi.

Muhammad Sadık Efendi, Hofjunker Sr. kaiserlichen Hoheit.

Ömer Efendi, Kâhya Sr. Exzellenz."

Eine so übertriebene Schmeichelei mag ohne Beispiel sein, und es läßt sich kaum erklären, wie Yusuf Ağa die Eintragung derselben in ein öffentliches Archiv erlauben konnte, wo sie stadtkundig werden mußte.

Am vierzehnten Oktober machte ich in einem öffentlichen Bad die Bekanntschaft eines jungen Türken mit Namen Köprülü Oğlu. Dieser schöne und kräftige Mann war ein Abkömmling der drei berühmten Wesire Köprülü, deren einer im siebzehnten Jahrhundert das Fürstentum Siebenbürgen der Pforte unterwürfig gemacht hatte, der andere die Insel Kreta eroberte und der dritte in der Schlacht bei Salankemen in Ungarn gegen die Österreicher fiel.

Bekanntlich gibt es im Osmanischen Staat keinen erblichen Adel. Angeborene Fähigkeiten oder Hofkabaln befördern Männer aus dem niedrigsten Stand zu den höchsten Ehrenstellen. Doch kehren ihre Söhne, wenn sie kein bedeutendes Vermögen ererbt haben, in den niederen Stand zurück, aus welchem sich ihre Väter erhoben haben.

Selbst die Familien der Ulema, deren Mitglieder sich seit mehreren Jahrhunderten dem Studium der Gottesgelahrtheit und Rechtswissenschaft gewidmet haben und aus deren Mitte der Divan fast ausschließlich die Muftis, die Kadilaskers und die Richter (Kadi) in den bedeutenderen Städten der Monarchie wählt, — so groß auch der fast erbliche Einfluß ist, den sie an den Staatsgeschäften nehmen —, haben demnach keine bestimmten erblichen Namen. Der Sohn pflegt den Vornamen seines Vaters dem eigenen beizufügen und nennt sich etwa Muhammad Yusufzade (Muhammad Yusufs Sohn). Der Enkel führt

den Namen Abdul Muhammadzade (Abdul Muhammads Sohn). Demnach geht schon in der dritten Generation der Name des Großvaters in Vergessenheit.

Es gibt noch in Konstantinopel gewisse Geschlechter, die eine höhere Klasse zu bilden glauben und die man Rical nennt. Diese zählen unter ihren Vorfahren eine gewisse Anzahl Großwesire, Großadmirale und andere obere Staatsbeamten, die ihrem Geschlecht Glanz und Vermögen verliehen haben; doch haben auch diese keine festen Geschlechtsnamen. Endlich gibt es Geschlechter, welche von einem durch Talent oder Vermögen ausgezeichneten Mann herkommen und die den Namen ihres erlauchten Ahnherrn mit dem Zusatz Oğlu oder Sohn zu ihrem Geschlechtsnamen genommen haben. Demnach nennt sich der Urenkel des berühmten Großwesirs Köprülü, obschon in der vierten oder fünften Generation, immer noch Köprülü Oğlu, das heißt Köprülü's Sohn. Sehr natürlich ist das erhebende Gefühl, welches man bei der Erinnerung berühmter Voreltern empfindet. Noch verdienstlicher aber muß dem Psychologen die ehrfurchtsvolle Einfachheit erscheinen, mit welcher Männer, die sich aus den niederen Klassen auf bedeutende Stellen emporgeschwungen haben, ihre Herkunft keineswegs zu verheimlichen suchen, ja die hochherzige Einfachheit so weit treiben, daß sie die Benennung ihres oder ihrer Eltern Standes und Gewerbes dem eigenen Namen beifügen. Ich habe in Konstantinopel die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen Vater Kammacher gewesen und der nunmehr einen bedeutenden Posten bekleidete. Er galt in Konstantinopel für einen sehr gelehrten Mann, sprach fertig Französisch und hatte mehrere Werke Friedrichs II. ins Türkische übersetzt. Sein Name war Şanezade, welches Kammacher-Sohn bedeutet. Şanezade sprach mit Wärme von seinen Eltern und führte mit Würde einen Namen, welcher dem wahren Philosophen und ihm keineswegs erniedrigend zu sein schien. Einen vielleicht noch auffallenderen Beleg zu dem eben Gesagten liefert Pasavan Oğlu, Paşa von Vidin, der zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich gegen die Pforte empört und mehrere Siege über die Truppen Selims III. erfochten hatte. Dieser Mann war der Sohn eines Aufwärters, dem es in einem Privathaus oblag, Holz zu hacken und Wasser zu tragen, und er nannte sich der "Holzhackers-Sohn". Diese Bedeutung hat das türkische Wort Pasavan Oğlu. Seine Siege verherrlichten seinen Namen, dessen sich in Europa der geringste öffentliche Beamte geschämt hätte.

Den siebzehnten Oktober besuchte ich das Kloster der Mevlevi-Derwische in Pera. Der diesem Orden eigentümliche religiöse Kultus wird am Mittwoch und Freitag jeder Woche öffentlich gefeiert und besteht in einem kreisförmigen Herumdrehen nach dem Takt einer nicht unangenehmen Musik.

Bekanntlich gibt es in den osmanischen Ländern mehrere Derwisch-Orden, welche dem Namen ihrer Stifter nach Mevlevi, Bektāşi, Sadi, Rufai oder Kalenderi genannt werden. Diese Orden unterscheiden sich von einander durch ihre Regel sowie durch den Schnitt und die Farbe ihrer Kleidung.

Die erste Pflicht aller Derwische ist strenger Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten und gewisse Gebetsformeln bei Tag und bei Nacht. Außerdem hat jeder Orden seine besondere Bestimmung und seine Vorschriften. Soeben habe ich die fröhliche Andacht der Mevlevis erwähnt. Die Kalenderis, von denen in den arabischen Märchen so oft die Rede ist, müssen beständig herumwandern. Die Sadi suchen Schlangen auf, um sie zu vertilgen; der Pöbel lebt in dem Wahn, daß auch die giftigsten ihnen nicht schädlich werden können. Vorzüglich merkwürdig aber ist die Ordensregel der Rufai. Diese versammeln sich zweimal in der Woche in einem geräumigen Betsaal; dort treten sie in einem Kreis zusammen und bücken sich bald von der einen Seite zur anderen, bald von vorn nach hinten, immer schneller und schneller, bis sie in krampfhaftem Verzücungen verfallen, worauf sie alle zugleich aufspringen und sich dadurch von allen weltlichen Dingen loszureißen und ihren Geist ausschließlich höheren Ansichten zuzuwenden glauben. Findet sie nunmehr ihr Scheich oder Vorgesetzter hinlänglich vom heiligen Eifer entbrannt, so trägt er in ihren Kreis scharfe Messer, spitze Dolche und Lanzen, die er auf Kohlen glühend macht. Die eifrigsten und frömmsten der Ordensbrüder werfen sich nun mit einer Art Wahnsinn auf die scharfen funkensprühenden Werkzeuge, sie stoßen sich dieselben durch ihre Arme und Schenkel, führen sie zum Munde, drücken sie an ihre Brust, nach Maßgabe der fanatischen Raserei, die sie beseelt. Eine völlige Erschlaffung folgt notwendig auf den gespannten Zustand, alsdann tritt der Vorgesetzte auf sie zu, spricht gewisse Gebetsformeln, indem er ihre Wunden berührt und sie mit seinem Speichel benetzt; und nach einigen Tagen sollen, wie der Pöbel versichert, nur unbedeutende Merkmale von denselben zu sehen sein.

Ich habe diese sonderbaren Andachtsübungen der Rufai, welche sie in ihrem Kloster in Üsküdar öffentlich verrichten, nicht zu sehen Gelegenheit gehabt; doch habe ich mehrere Derwische dieses Ordens gesehen, die ihre Wunden zeigten und sich sehr damit brüsteten.

Am achtzehnten Oktober begab ich mich zur See nach dem Schloß der Siebentürme, von wannen ich längs der Stadtmauern von Konstantinopel nach der Moschee von Eyüp und von da zur See wieder nach Pera zurückkehrte. Mein Zweck war, die Ringmauern dieser Hauptstadt in ihrer vollen Ausdehnung zu sehen.

Pausanias erwähnt die hohen steinernen Türme, mit denen die Einwohner des alten Byzantions ihre Pflanzstadt umgeben hatten und welche Septimius Severus im Jahre 198 der christlichen Zeitrechnung schleifen ließ. Minder glänzend sind die Festungswerke, mit denen Konstantin der Große die Kaiserstadt umgab. Unverkennbar ist die Eile, mit welcher sie ausgeführt sind. Die Kalkschichten sind oft breiter als die Ziegellagen selbst; an vielen Stellen bemerkte ich die Werkstücke aller Art, Marmorblöcke, Granitquader, Bruchstücke von Säulen, ja Bildsäulen und erhabene Bildwerke planlos in die Türme vermauert und bloß in der Absicht, um Ziegel zu ersparen.

Das Schloß der Siebentürme, von den griechischen Kaisern erbaut, von Mehmet II. erweitert und befestigt, konnte im fünfzehnten Jahrhundert von Bedeutung sein, würde aber jetzt um so weniger Widerstand leisten, als es keine Gräben hat und die Mauern mit keinem Wall unterstützt sind.

Bekannt ist die Sitte des osmanischen Hofes, die Gesandten der fremden Mächte bei einer Kriegserklärung in dieser Feste in Verhaft zu setzen. Dieser der Gastfreiheit und der Politik im gleichen Maße widersprechende Gebrauch wird seit mehreren Jahren nicht so streng befolgt wie vormals. Die Art, wie sich der Divan jetzt in ähnlichen Fällen benimmt, hängt ab von der Denkungsart des Großherrn, der Achtung, die sich der Gesandte etwa erworben, und den Verhältnissen der Pforte mit anderen europäischen Mächten. Im Jahre 1790, beim Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Rußland und Österreich, wurde der russische Gesandte, Herr von Bulgakov, der alten Sitte gemäß in dem Schloß der Siebentürme festgehalten; der österreichische Internuntius Fitzherbert hingegen, der eine schnelle Eroberung von Konstantinopel durch die österreichische Armee vorwitzig angekündigt hatte, erhielt die Erlaubnis, nach Wien zurückzukehren. Der edle Selim III. erklärte, daß er diese Rache an dem Gesandten seines unbedachtsamen Verfahrens wegen nehmen wollte. Im Jahre 1798, da die Franzosen in Ägypten gelandet waren, wurde der französische Resident Rufin festgehalten, vorzüglich, wie man versichert, auf Verlangen des damaligen englischen Gesandten in Konstantinopel, Lord Elgin; hingegen erhielt im Jahre 1807 der russische Gesandte bei der Pforte, Herr von Italinski, beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten die Erlaubnis, Konstantinopel zu verlassen, und begab sich mit sämtlichem Personal seiner Gesandtschaft ungehindert nach Malta.

Nachdem ich das Schloß der Siebentürme, das Tor dieses Namens und das von Silivrien hinter mir gelassen hatte, kam ich zu dem sogenannten Neuen Tor (Yeni Kapı), auf welchem der französische Gelehrte H. Guys folgende Inschrift entdeckt hat:

Theodosii iussu, gemino nec mense peracto,
Constantinus ovans haec moenia firma locavit:
Tam cito tam stabilem Pallas vis conderet arcem.

“Auf Befehl des Theodosios erbaute Konstantin der Triumphierende diese starken Mauern in nicht vollen zwei Monden. In so kurzer Zeit würde kaum Pallas eine so bedeutende Feste aufgebaut haben.”

Weiter gegen Norden liegt das Tor Top Kapısı, vormals unter dem Namen des Heiligen Romanus bekannt. Hier war es, wo Konstantinos Palaiologos im Jahre 1453, als Mehmet II. Konstantinopel eroberte, den Heldentod starb. Die Beschreibung dieses so merkwürdigen Ereignisses, welches die politische Gestalt des östlichen Europa gänzlich veränderte, hat Gibbon in seiner trefflichen

Geschichte des Verfalls des Oströmischen Reiches auf eine sehr anziehende Art geschildert. Hier nur ein Auszug davon.

Konstantinos Palaiologos herrschte in Konstantinopel auf den Trümmern des griechischen Kaisertums. Dieser unglückliche, eines besseren Schicksals würdige Monarch hat während der kurzen Zeit, die er dem allgemeinen Wesen vorstand, unleugbare Beweise von Mut und Ausdauer gegeben. An der Spitze eines anderen Volkes wäre es ihm vielleicht gelungen, den Streich abzuwehren, der dem entnervten Staatskörper ein trauriges Ziel setzte. Aber die Griechen, der Waffen entwöhnt, die ihre Voreltern so rühmlich zu führen gewußt hatten, waren kaum würdig, ein Volk zu bleiben. Ausschließlich mit Polemik beschäftigt, verpflichteten sie die Ketzer des westlichen Europa, ohne deren Hilfe sie doch dem Andrang der Osmanen nicht widerstehen konnten.

Diese sahen an ihrer Spitze Mehmet II., der vor kurzem erst seinem Vater Murat auf dem Thron gefolgt war. Ein unbedeutendes Ereignis gab dem jungen ruhmdürstigen Despoten die erwünschte Gelegenheit, dem griechischen Kaiser eine Fehde anzukündigen, die ihn um Thron und Leben bringen sollte. Die Bewohner eines griechischen Dorfes nahe bei Konstantinopel hatten sich mit türkischen Soldaten verzürnt, und in dem darauffolgenden Kampf einige derselben getötet. Mehmet II. ließ das Dorf in Brand stecken und dem griechischen Kaiser erklären, daß er den verübten Frevel als eine Kriegserklärung betrachte. Alle Bemühungen Konstantins, die Sache friedlich beizulegen, waren fruchtlos, und der Sultan rückte im Jahre 1453 an der Spitze eines Heeres von zweihundertachtundfünfzigtausend Mann unter die Mauern von Konstantinopel. Der Kapudan Paşa stand an der Spitze einer aus dreihundertachtzehn Fahrzeugen aller Art und Größe bestehenden Flotte.

Nicht so glücklich war der griechische Kaiser in seinen Zurüstungen. Nichts kann die Charakterlosigkeit der Griechen in jener Epoche in ein helleres Licht setzen als die Gleichgültigkeit, mit welcher sie die Kriegsausrüstungen betrachteten, bei denen doch vorauszusetzen war, daß der darauffolgende Kampf ihnen ihr politisches Dasein, ihren Glauben und ihre Ehre rauben mußte. Die mit Hunderttausenden bevölkerte Hauptstadt zählte nur fünftausend Krieger, die unter die vaterländischen Fahnen zu treten sich entschlossen. Ein griechischer Patriarch mit Namen Giustiniani stieß mit einem zweitausend Mann starken Hilfsheer zu den Belagerten. Demnach sollte der Palaiologos mit kaum achttausend gegen den dreißigmal stärkeren Feind in die Schranken treten. Jedoch ist die Lage von Konstantinopel so glücklich, daß die Türken nur von einer Seite die Stadt bestürmen konnten. Auf den beiden anderen Seiten wird dieselbe von der See gespült. Der überall gegenwärtige Kaiser ließ neue Festungswerke anlegen, ermunterte seine Krieger und beieferte sich, denselben den eigenen Mut einzuflößen.

Die Türken eröffneten die Laufgräben dem Sankt Romanus-Tor gegenüber, und bald gelang es ihnen, mit Verlust vieler Toter und Verwundeter sich dem

Graben zu nähern, den sie nun mit Faschinen und Holzwerk auszufüllen anfangen. Diese Werkzeuge gingen von Hand zu Hand in langen, dem Geschütz der Belagerten bloßgestellten Reihen, und die Hast war dabei so groß, daß man die osmanischen Krieger, welche, von ihren Hintermännern vorgeschoben, in den Graben gefallen waren, keineswegs zu retten suchte, sondern dieselben schonungslos mit Steinen und Holz zuschüttete, um auch auf diese Art die Ausfüllung des Grabens zu beschleunigen.

Der türkische Kaiser hatte in seinem Lager einen hohen Turm erbauen lassen, von welchem die Janitscharen vermittels einer Zugbrücke über den halb zugeschütteten Graben setzen und auf die Stadtmauern gelangen sollten. Mit unsäglicher Mühe wurde der Turm dem Graben nahe gebracht und sogleich das Zeichen zum Sturm gegeben. Dieser dauerte mehrere Stunden, doch wurden endlich die Stürmenden trotz ihrem fanatischen Eifer abgeschlagen, und in der darauffolgenden Nacht gelang es sogar den Griechen, den ihnen drohenden Turm zu verbrennen und den halb verschütteten Graben aufzuräumen.

Der griechische Kaiser hatte bereits seit mehreren Monaten die christlichen Mächte zum Beistand gegen den gemeinschaftlichen Feind aufgefordert. Die dieserhalb an den Heiligen Vater, nach Morea und Sizilien abgesandten Botschafter hatten nichts auszuwirken vermocht; nur die Genueser, um ihr reiches Comptoir in Galata besorgt, rüsteten ein aus vier Schiffen bestehendes Hilfsgeschwader aus, welches mit Kriegs- und Mundvorräten beladen unverzüglich unter Segel ging. Die aus dreihundertachtzehn Schiffen bestehende türkische Flotte hatte, die ganze Breite des Bosphorus einnehmend, sich in Gestalt eines Halbmondes in Schlachtordnung gestellt, in der Hoffnung, die Genueser zurückzuschlagen oder sie zu vernichten. Die bei weitem besser gebauten und besser bemannten christlichen Schiffe segelten kühn auf die lange feindliche Linie los. Sie wurden umringt, und die Türken trachteten, die feindlichen Galeeren zu entern und sie mit dem Säbel in der Faust zu erobern. Doch schlug das Unternehmen fehl, ihre Schlachtlinie wurde durchbrochen, und als Sieger steuerte der genuesische Admiral dem Hafen von Konstantinopel zu. Erzürnt ließ Mehmet II. seinen Admiral mit hundert Stockschlägen bestrafen, die er, als Auszeichnung, mit einem goldenen Stab erhielt.

Dies war der letzte Vorteil, dessen sich die Christen zu erfreuen hatten. Mehmet II. hatte beschlossen, die Streitkräfte seines Gegners zu teilen und in dieser Absicht einen Teil seiner Flotte zu Lande in die Bucht zu bringen, welche den Hafen der Hauptstadt bildet, um von dort aus einen zweiten Angriff auf die Stadtmauern anzuordnen. Das Heil der Stadt hing nunmehr von den Genuesern in Galata ab, welche das Fortbringen der türkischen Ruderschiffe über die bergige Gegend verhindern konnten. Doch vermochte der Präsident oder Podestà dieser Pflanzstadt den Drohungen des Sultans nicht zu widerstehen und ließ die türkischen Galeeren ungehindert die beschwerliche Landreise zurücklegen. Der Staatsmann hatte seine Lage und die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte sehr

falsch berechnet, wenn er wähnte, nach dem Fall der mächtigen Kaiserstadt den verhältnismäßig nur kleinen Flecken gegen die Eroberer derselben verteidigen zu können. Mehmet II. ließ durch ein bedeutendes Truppencorps einen Teil seiner leichteren Ruderschiffe vermittels Walzen über die Berge führen und sie an der Mündung des Flusses Káhyasu in der Ecke des Hafens ihrem Element wiedergeben.

Bald darauf ließ Mehmet II. alles zu einem Hauptsturm vorbereiten, welcher am neunundzwanzigsten Mai das Schicksal der Stadt entscheiden sollte. Der Aussage der türkischen Sterndeuter zufolge war dieses der günstigste Tag, welcher zu solchem Unternehmen gewählt werden konnte. Am siebenundzwanzigsten Mai des Abends erließ der Großherr seine letzten Befehle zu dem großen Vorhaben, und in seinem an das Kriegsheer gerichteten Tagesbefehl machte er dasselbe mit seinem Plan bekannt: "Die Stadt, die ihr stürmen sollt", hieß es darin, "ist mein, euer sind das Gold und die schönen Sklavinnen, die der Ort enthält. Der erste, der die Mauern besteigt, soll zur Belohnung die Statthalterschaft einer bedeutenden Provinz erhalten. Der verdienten Strafe entgeht der Feige nicht."

Ein frohlockendes Jauchzen, der Vorbote des nahen Sieges, hallte von allen Seiten im türkischen Lager wider. Ganz anders war die Stimmung in der belagerten Stadt, woselbst das Vorgefühl des nahen unvermeidlichen Falls den bis dahin bewährten Mut der Verteidiger lähmte. Nur der Kaiser behauptete die ihn auszeichnende kräftige Gemütsstimmung. Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber nennt, sehr ehrenvoll für ihn, die letzten Worte, die er gesprochen, die Leichenrede des Römischen Reiches.

In der Nacht vom achtundzwanzigsten auf den neunundzwanzigsten Mai wurden im türkischen Lager alle Maßregeln zum Sturm getroffen. Vor Tagesanbruch rückten die Türken in Angriffskolonnen gegen den Graben. Ein heftiges Feuer hielt sie eine Weile auf. Die Leichen der Getöteten füllten den Graben zum Teil aus und bahnten den nachdringenden Truppen den gefährlichen Weg. Schon waren die Belagerten durch den langen Kampf ermüdet, als Mehmet seine Reserve von Janitscharen anrücken ließ. In dem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiel stand und wo es galt, die letzten Kräfte des heftigsten Andrangs der Feinde mit unerschütterlichem Mut zu brechen, empfing der Befehlshaber des genuesischen Hilfsheeres einen Schuß durch die Hand. Umsonst ermahnte ihn der Kaiser, die keineswegs gefährliche Wunde auf der Stelle verbinden zu lassen und den Seinigen das Beispiel des Muts und der Ausdauer zu geben; er verließ den gefährlichen Posten und zog sich in die Stadt zurück. Sein Beispiel wirkte sehr ungünstig auf seine Kriegsgefährten, und bald darauf erstieg Hasan, ein Janitschar, mit zwanzig seiner Waffenbrüder einen Turm, den die Griechen nur schwach besetzt hatten. Das Siegesgeschrei dieser Krieger verdoppelte den Eifer der Stürmenden, und bald waren die Mauern auf der ganzen

Angriffslinie erstiegen und die griechischen Soldaten von denselben zurückgedrängt.

In derselben Zeit erbrachen die im Hafen auf der Flotille postierten Türken das Tor Fener und drangen von dort in die Stadt ein. Alles war ohne Rettung verloren. Mutig warf der letzte Konstantin die Zeichen seiner Würde von sich, er stürzte sich dem vorrückenden Feind entgegen und fiel von unbekannter Hand.

Mit der Ehrfurcht, die man dem unglücklichen Helden schuldig ist, betrachtete ich den wichtigen Kampfplatz; und nachdem ich auch die Stelle in Augenschein genommen hatte, wo Mehmeds Heer gelagert war, kehrte ich spät abends nach Pera zurück.

Am zwanzigsten Oktober drehte sich der seit mehreren Wochen beständig aus Norden kommende Wind und wehte plötzlich aus Süden. Dieser Wechsel erfreute die nach Odessa, Cherson und den taurischen Häfen trachtenden Seeleute. Ich teilte herzlich ihre lebendige gesprächige Freude. Die gen Norden zugewandten Wimpel und Flaggen schienen mir ein Wink, ein Land zu verlassen, wo ich, so anmutig es war, dennoch allein stand, schienen mir Wegweiser, auf denen ich mit leuchtenden Buchstaben das beglückende Wort "zur Heimat" zu lesen glaubte. Ich beschloß, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und ging sehr gern die Bedingungen ein, die ein Schiffskapitän mir machte, welcher den anderen Morgen nach Odessa gehen wollte. In wenigen Stunden war ich reisefertig.

Am dreiundzwanzigsten Oktober nahm ich dankbar Abschied von dem Herrn von Axak und von dem schwedischen und spanischen Gesandten, denen ich alle Annehmlichkeiten meines Aufenthalts in Konstantinopel in gesellschaftlicher Rücksicht schuldig zu sein glaubte. Mein würdiger Landsmann begleitete mich auf das Schiff, welches nur noch an einem Anker bei Arnavutköy segelfertig lag. Mit schwerem Herzen trennte ich mich von dem würdigen Greis und sah dem leichten Boot nach, welches ihn mir vielleicht auf immer entriß. Unsere Seeleute lichteten nunmehr den letzten Anker, doch war der leise Südwind so schwach, daß wir kaum der starken Strömung entgegen segeln konnten, welche bekanntlich im Bosphorus aus dem Schwarzen Meer in die Propontis dringt. Die reizenden Gestade auf der europäischen sowohl als auf der asiatischen Küste, die ich so oft besucht hatte, entzogen sich unterdessen allmählich meinen Blicken. Der Widerstand des Wassers, der mich in dieser schönen Gegend festhalten zu wollen schien, gewährte mir eine nicht unangenehme Verzögerung. Ich glaubte von einem Freund zu scheiden, und willkommen war es mir, das letzte Lebewohl noch für eine kurze Frist aufschieben zu können.

Gegen Mittag, als wir gerade dem Meerbusen Isthenia (= İstinye) gegenüber waren, legte sich der Wind ganz. Wir mußten vor Anker gehen, und ich benutzte die müßigen Stunden, um einen hohen auf der asiatischen Küste des Bosphorus gelegenen Berg zu besuchen, den die Türken Yuşa Dağı oder den Berg des

Riesen nennen, der nach Berechnungen des Generals Andreossi hundertfünf- undachtzig Meter (gegen neunzig Klafter) über der Meeresfläche erhaben ist. Das vermeintliche hier gelegene Grab dieses Riesen befindet sich neben einer im Schatten herrlicher Bäume erbauten Moschee und besteht aus Marmorplatten, welche ein achtzig Fuß langes und sechs Fuß breites Behältnis bilden. An der einen Seite steht ein in Stein gemeißelter Turban, und diesen zeigte uns der fromme Aufseher der Moschee als einen unleugbaren Beweis des hier beerdigten Riesen. Leider wußte er nichts Näheres über dessen Lebensgeschichte zu sagen.

Dionysios von Byzanz behauptet, dieser Ort sei im Altertum unter dem Namen "das Bett des Herkules" bekannt gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß die alte Sage der griechischen Mythe Anlaß zu der neueren Benennung des Ortes gegeben habe. Der kräftige Sohn der Alkmene konnte leicht bei dem Pöbel für einen Riesen gelten.

Am fünfundzwanzigsten Oktober, vor Tagesanbruch, gingen wir mit günstigem Wind unter Segel. Bald waren wir auf der Höhe von Tarabya, wo wir einen sehr schönen Anblick über den Bosphorus hin auf das Schwarze Meer genossen. Wenige Stunden darauf stachen wir bei Rumeli Fener in die hohe See. Am Abend hatten wir die bergigen Ufer des Bosphorus ganz aus den Augen verloren.

Im Frühjahr und Sommer pflügt der Wind in diesen Gewässern fast ausschließlich aus Norden und im Herbst nur aus Süden zu wehen. Diese Regelmäßigkeit, welche an die Monsune des Indischen Ozeans erinnert, ist allerdings für Schiffahrt und Handel ungemein vorteilhaft; doch pflegen die Südwinde im Herbst heftige Stürme mit sich zu bringen, welche den oft darin verunglückenden Seeleuten das Beiwort *Axeinos* oder des Unwirtbaren, mit welchem die Alten dieses Meer bezeichneten, kräftig in Erinnerung bringen.

Der Dreimaster, auf welchem ich mich eingeschifft hatte, war das Eigentum einer Handelsgesellschaft aus Fiume, doch führte er die russische Flagge, und seine Urkunde war ihm durch die russische Gesandtschaft in Konstantinopel ausgefertigt. Die fremden Kaufleute und vorzüglich die von Istrien und Dalmatien führen, mehrmaliger Verordnungen des Wiener Kabinetts ungeachtet, lieber die russische als die österreichische Flagge, vorzüglich der geringeren Konsulgebühren halber, die jene erfordert. Ich habe in Konstantinopel ein Verzeichnis von mehreren hundert Schiffen gesehen, welche im Schwarzen Meer die russische Flagge führen, worunter kaum ein Fünfzigstel russischen Kaufleuten gehört. Auch sind die Matrosen größtenteils Sklavonier, Ragusaner oder Griechen.

Am fünfundzwanzigsten Oktober, des Morgens, hörte ich unseren Kapitän ängstlich den Befehl erteilen, die oberen Segel zu reffen, indem, wie er versicherte, uns ein schwerer Sturm bevorstände. Seine Bedenklichkeit schien mir unbegründet, indem der Wind noch immer günstig war; doch nur zu bald bewährte sich die Richtigkeit seiner Vermutung. Der Wind drehte sich und wehte aus Osten, sprang alsdann um, aus Norden und wurde plötzlich so heftig, daß

unser großes Segel riß. Die erschrockene Mannschaft verzweifelte, gegen den heftigen Wind lavieren zu können, man beschloß daher den Lauf nach Süden zu richten und Zuflucht hinter einem vorragenden Felsen bei Kavarna zu suchen. Dies geschah; bald hatten wir an dem bestimmten Ort zwei Anker ausgeworfen und beschlossen, hier günstigeren Wind abzuwarten. Unsere Lage war nicht ohne Gefahr, die Matrosen schienen es zu ahnen, und ihre abergläubische Zaghaf-tigkeit bereitete mir ein Schauspiel, das mir eine recht angenehme Unterhaltung gewährte. In der Stube des Kapitäns hing ein Bild des heiligen Nikolaus, dem zu Ehren eine Lampe angesteckt wurde, sobald der Sturm bedenklich geworden war. Unsere Matrosen glaubten, ihre Sicherheit nur ihrem mächtigen Schutzpatron verdanken zu können, sie liefen demnach, einer nach dem anderen, in die Stube des Kapitäns, warfen sich dort vor dem Bild in Staub und schlugen sich ins Gesicht. Das Gebet wurde in weniger denn einer halben Minute verrichtet, worauf sie emsig wieder aufs Verdeck eilten, um dieselbe Andachtsübung bei einer größeren Welle, die das Schiff etwas mehr auf die Seite warf, zum zweiten und dritten Mal zu wiederholen.

Am sechszwanzigsten Oktober, vor Sonnenaufgang, riß das Tau unseres Hauptankers an dem felsigen Grund, und da man befürchten mußte, auch den zweiten Anker auf diese Art zu verlieren, so beschloß man, ein oder zwei kleine Segel beizusetzen und so vor dem Wind nach Zopoli, einer auf der bulgarischen Küste gelegenen Stadt, zu steuern und in der dasigen sicheren Bucht Zuflucht zu suchen. Unser letzter Anker wurde gelichtet, und pfeilschnell flog das Schiff längs der Küste vor dem nunmehr günstigen Nordwind dahin. Einige Stunden darauf erblickten wir unweit der Küste ein verunglücktes Schiff, an dessen aus der See vorragenden Masten sich die Wellen brachen. Die Bewohner der Gegend waren haufenweise auf dem schroffen Ufer versammelt und schienen uns durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß das Schiff vor einigen Stunden gesunken war und daß niemand hatte gerettet werden können. Teilnehmende Tränen, vielleicht mit dem Gefühl der eigenen Gefahr gepaart, traten in die Augen unserer sämtlichen Seeleute.

Vor Abend erreichten wir glücklich die Reede von Zopoli und fanden daseibst mehrere Schiffe, die hier schon früher ihre Zuflucht gefunden hatten. Mein entschlossener Reisegefährte, Herr Fuhrmann, band sich mit einem Tau an dem Hauptmast fest und zeichnete also die Umgebungen dieser Stadt, nebst dem auf der Reede von den tobenden Wogen hin und her geworfenen Schiffe.

Am neunundzwanzigsten Oktober wandte sich der Wind abermals aus Süden. Dennoch wagten es unsere durch den letzten Sturm zaghaf-t gewordenen Seeleute nicht, die sichere Reede zu verlassen. Jede etwas finstere Wolke schien ihnen der Vorbote eines neuen Sturms, den ihre rege Einbildung mit den dunkelsten Farben prophetisch ausmalte. Man beschloß, den Neumond abzuwarten, welcher, wie sie einstimmig behaupteten, in dieser Jahreszeit den Südwind mitzubringen pflegt. Endlich gingen wir am zweiten November unter Segel, und

den folgenden Tag erblickten wir das flache Ufer an der Mündung der Donau. Irrig ist die Meinung, als verändere sich die Farbe und der Geschmack des Seewassers mehrere Meilen weit in die See hinein von dem Ausfluß des mächtigen Stromes. Wir segelten kaum eine halbe Meile vom Land, und ich spürte keine Veränderung, weder in der Farbe noch im Geschmack des Wassers.

Am vierten November brach abermals ein Sturm aus, doch blies diesmal der Wind uns günstig, ward aber bald darauf so heftig, daß wir nur zwei Segel beisetzen durften und dennoch dreieinhalb deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegten.

Am fünften November erscholl auf dem Verdeck das jedem Seemann erfreuliche Wort: Land! Land! Es waren die Hügel um Odessa her, und in einigen Stunden hatten wir die sichere Reede erreicht und etwa eine Viertelmeile vor der Stadt Anker geworfen. Bald darauf nahte sich ein Beamter der Quarantäne vorsichtig unserem Schiff. Er ließ sämtliche an Bord befindliche Mannschaft aufs Verdeck treten, forschte über den Gesundheitszustand derselben nach, nahm den Reisepaß mit einer langen eisernen Zange und ließ einen Soldaten an Bord mit dem Befehl, niemand zu gestatten, das Schiff zu verlassen und niemand den Zutritt zu demselben zu erlauben.

Nachdem wir in der vorgeschriebenen Absonderung auf der Reede eine Woche zugebracht hatten, begaben wir uns aus unserem Schiffsboot in die eigentliche Quarantäne, welche wir siebzehn Tage in einer uns besonders eingeräumten Stube aushalten sollten. In der Regel pflegt die Quarantäne zweiundvierzig Tage zu dauern, doch läßt sich diese Frist auf siebzehn Tage verkürzen, wenn der daselbst eintretende Reisende seine sämtliche Kleidung von sich wirft und andere aus der Stadt gebrachte unverdächtige Kleidungsstücke anlegt. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Pest an einem davon befallenen Menschen spätestens in acht Tagen ausbrechen muß. Wollene und baumwollene Kleider aber können den Stoff derselben zweiundvierzig Tage lang verhehlen. Die aus vier Abteilungen (Quartieren) bestehende Quarantäne in Odessa ist in der dasigen, an der Seeküste angelegten geräumigen Festung erbaut. Eine dieser Abteilungen ist für Warenlager eingerichtet; die andere nimmt die mit der Pest Behafteten auf; die dritte ist für diejenigen bestimmt, deren Gesundheitszustand verdächtig ist; endlich treten in die vierte die ganz Gesunden, die aber dennoch der allgemeinen Sicherheit halber sich den Gesetzen der Quarantäne unterziehen müssen. Palisaden und breite Gräben umgeben mitten in der Schanze selber die für die Quarantäne eingerichteten Gebäude. Auf dem in der Mitte liegenden freien Platz stehen Soldaten, welche streng darüber wachen, daß niemand die ihm angewiesene Wohnung heimlich verläßt.

Das Quartier der Waren und Effekten besteht aus mehreren gemauerten geräumigen Gebäuden, worin alle Kaufmannsgüter sowohl als die geringsten Effekten der Reisenden niedergelegt, mit einer Nummer bezeichnet und in ein Buch eingetragen werden, in welchem der Name des Besitzers und der Tag der

Überlieferung bemerkt sind. Sämtliche Fenster dieses Gebäudes stehen immer offen, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß selbst die Kleidung eines Verpesteten, wenn sie zweiundvierzig Tage lang der freien Luft ausgesetzt ist, vollkommen gereinigt wird. Das Wasser tut dieselbe Wirkung binnen achtundvierzig Stunden.

Bei jedem dieser Warenlager sind Arbeiter angestellt, welche die darin aufgestellten Kaufmannsgüter und Effekten noch besonders lüften. Dies sind Verbrecher, welche der ihnen zuerkannten Todesstrafe dadurch entgehen, daß sie die gefährliche Bedienung auf eine bestimmte Zeit übernehmen. Ist diese verflossen und sind sie so glücklich gewesen, der Pest zu entgehen, so werden sie begnadigt und erhalten eigentümliche Besitzungen in den an den Ufern der Wolga und des Don neu errichteten Kolonien. Stirbt hingegen einer derselben als Opfer der in dem Magazin verborgen gewesenen Pest, so werden alle in demselben niedergelegten Waren sogleich verbrannt. Metalle, Glas, Steine, Holz und Körner aller Art sind keiner Ansteckung unterworfen. Die gefährlichsten Waren sind Pelzwerk, auch wollene, seidene und baumwollene Stoffe.

Bemerkenswert für den Meteorologen ist die Verschiedenheit des Klimas auf der Küste von Bulgarien und in Odessa auf einer Entfernung von etwa fünfzig Meilen. Am fünfundzwanzigsten Oktober stand in Zopoli das Thermometer von Reaumur auf fünfzehn Grad Wärme, und in leichten linnenen Kleidern führten fröhliche Winzer ihre mit Trauben beladenen Fässer nach Hause. Dreieinhalb Wochen darauf, am dreizehnten November, hatten wir in Odessa eine Kälte von elf Grad, und die Fensterscheiben unserer schlecht verwahrten Wohnungen waren fest zugefroren. Der bedeutenden Summen ungeachtet, welche die Regierung der zweckmäßigen Einrichtung der Quarantäne in Odessa gewidmet hat, ist diese doch noch äußerst mangelhaft, und die für die Reisenden bestimmten Wohnungen können nicht einmal geheizt werden.

Am siebenundzwanzigsten November erhielten wir die Erlaubnis, die Quarantäne zu verlassen. Wir verließen Odessa noch an demselben Tage, und in wenigen Tagen traten wir wohlbehalten in den Kreis der Unsrigen in der Heimat zurück.

Anhang: Die Blumensprache

Es war Lady Montagu, die Gemahlin des englischen Gesandten in Konstantinopel, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts diese Zeichensprache in dem Serail des Großherrn entdeckte und dieselbe in ihrer Reisebeschreibung bekannt machte. Interessant allerdings ist daselbst die Beschreibung eines Blumenstraußes, den man einigermaßen einen in dieser Sprache abgefaßten Liebesbrief nennen kann. Diese so anziehende Entdeckung der geistreichen Engländerin gewährt nun schon seit einem Jahrhundert den Gelehrten ein philologisches Interesse, den Schönen eine angenehme Unterhaltung, und gleichwohl hat man noch vor einigen Jahren einen ganz falschen Begriff von der Sache gehabt. Selbst Lady Montagu scheint ihrer Entdeckung keineswegs auf den Grund gekommen zu sein, indem sie behauptet, daß diese Sprache eine unendliche Menge Zeichen und Bedeutungen habe. Der berühmte Orientalist Freiherr von Hammer suchte mit der ihm eigenen Genauigkeit die Sache zu ergründen, fand aber nur eine geringe Zahl dieser Zeichen, die er in einem Wörterbuch zu ordnen suchte.

Die Blumensprache ist also bei weitem nicht so reich, als es Lady Montagu zu verstehen gibt; und wer die Sache aus ihrem wahren Gesichtspunkt betrachtet, wird gewiß einsehen, daß sie unmöglich reich sein kann. Allerdings können jene unglücklichen Geschöpfe, welche mehr die Hofsitte als der Trieb zu sinnlichen Vergnügungen in dem Harem des Großherrn zusammenbringt, mit einer sehr regen Einbildungskraft begabt sein; auch mag es ihnen keineswegs an dem Wunsche fehlen, der strengen verbotenen Lust heimlich zu genießen: da sie aber ohne alle Erziehung sind, da sie weder lesen noch schreiben können, ist es unmöglich, daß sie die Bedeutung so vieler Zeichen behalten könnten, deren Verwechslung notwendig Mißverständnisse nach sich ziehen würde, die ihnen verderblich werden müßten.

Bei der Gegenüberstellung der Zeichen der Blumensprache und ihrer Bedeutung bemerkt der Freiherr von Hammer, daß die Erfinderin derselben nur den Reim und keineswegs den Sinn der Embleme in Betracht genommen hat; so z.B., da das Wort *uzum* (Weintraube) mit dem Worte *geuzum* (die Augen) reimt, so hat man angenommen, daß eine Weintraube "meine Augen" bedeuten soll. Da das Wort *armud* (Birne) mit dem Wort *omud* (Hoffnung) reimt, so hat man angenommen, daß eine Birne bedeuten wird: "gib mir einige Hoffnung" usw.

Wörterbuch der Blumensprache

İbrischim. Ne dir bise bu hischim.

Seide. Was kündigt uns diese Pracht und Freude?

(Kakuk Nr. 14; Kakuk-Öztürk Nr. 24.1.: *İbrişim – Nedir bize bu hisim* Seide – Was soll und dieser Zorn?).

Aladscha. Tschalisch beni alindscha.

Buntgesprengt. Bemüh' dich bis du mich empfängst.

(Kakuk Nr. 1: *Alaca – çalış beni alınca*).

İndschi. Nitschium sevmessin benim gibi kendschi.

Perlen. Warum liebst du nicht einen Schatz wie mich?

(Kakuk Nr. 15; Kakuk-Öztürk Nr. 34.2.: *İnci – Niçin sevmezsin benim gibi genci*).

Un. Dschunub isen jun.

Mehl. Wasche dich von Makeln hell.

(Kakuk Nr. 40: *Un – Cünüb isen yun*).

Oerümschek. Severim seni olündscek.

Spinne. Ich liebe dich bis mir ersterben die Sinne.

(Kakuk Nr. 29: *Örümcek – Severim seni ölünceye [kadar]*).

Aine. Gel benim evine.

Spiegel. Vor meinem Hause halt den Zügel.

(Kakuk Nr. 2: *Ayna – Gel benim evine*).

Bakla. Al beni sakla.

Bohne. Nimm und behalt mich zum Lohne.

(Kakuk Nr. 3; Kakuk-Öztürk Nr. 29.6.: *Bakla – Al beni sakla* Saubohne – Nimm mich und behüte mich!).

Penbe. Gionülün kimde.

Baumwolle. Wem gehört dein Herz?

(Kakuk Nr. 30; Kakuk-Öztürk Nr. 30.2.: *Penbe – Gönülün kimde*).

Bundschuk. Wer bana emdschik.

Glaskorallen. Laß mich dir an den Busen fallen.

(Kakuk Nr. 4: *Buncuk – Ver bana emcik*).

Tasiane. Bakma sokakde gesene.

Peitsche. Schau nicht auf die, welche auf der Gasse vorbeigehen.

(Kakuk Nr. 38: *Taziyanne – Bakma sokakda gezene*).

Tschagla. Ben aklarim sende agla.
Frische Mandeln. Ich weine, wein auch du.
(Kakuk Nr. 5; Kakuk-Öztürk Nr. 30.5.: *Çağla – Ben ağlarım sen de ağlarım*).

Tschini. Kaldür aradan kini.
Porzellan. Tu deinen Groll hintan.
(Kakuk Nr. 6: *Çini – Kaldır aradan kini*).

Hassir. Oleim jessir.
Matte. Ich will sterben als dein' Sklave und Gatte.
(Kakuk Nr. 12; Kakuk-Öztürk Nr. 10.6.: *Hasır – Ökeyim [oder: Olayım] esir*).

Dogme. Ghairije gönül verme.
Knopf. Schenk dein Herz nichtdem ersten besten Tropf.
(Kakuk Nr. 7: *Döğme – Gayriye gönül verme*).

Sakis. Bis müschtakis.
Mastix. Wir sehnen uns nach dir.
(Kakuk Nr. 31; Kakuk-Öztürk Nr. 12.5.: *Sakız – Biz müştamız*).

Sirke. Bisi esirge.
Essig. Erbarme dich unser.
(Kakuk Nr. 33: *Sirke – bizi esirge*).

Sünbül. Ben aklarim sen gül.
Hyazinthen. Ich weine, du lache.
(Kakuk Nr. 34; Kakuk-Öztürk Nr. 22.8.: *Sünbül – Ben ağlarım sen gül*).

Scheker. Dschanim seni tscheker.
Zucker. Meine Seele zieht dich mit sich.
(Kakuk Nr. 35; Kakuk-Öztürk Nr. 10.9.: *Şeker – Canım seni çeker*).

Schische. Elimi vermem ische.
Bratspieß. Ich stimme nicht dazu für gewiß.
(Kakuk Nr. 36; Kakuk-Öztürk Nr. 31.3.: *Şişe – Elimi vermem işe*).

Salata. Jüri beri maglatha.
Salat. Troll dich von hinnen, Unkraut in der Saat.
(Kakuk Nr. 32: *Salata – Yürü beri mağlata*).

Tardschin. Tschekerim chardschin.
Zimt. Ich nehme auf mich, was sich geziemt.
(Kakuk Nr. 37; Kakuk-Öztürk Nr. 25.8.: *Tarçın – Çekerim harcın*).

Ud agatschi. Gömülümün iladschi.
Aloe. Arznei für mein Herzweh.
(Kakuk Nr. 39; Kakuk-Öztürk Nr. 35.9.: *Ud ağacı – Gönlümün ilacı*).

Fağfuri. Jokdür sendschilein huri.

Porzellan. Es gibt keine Huri wie du so schön.

(Kakuk Nr. 8: *Fağfuri – Yokdur sencileyin huri*).

Findschan. Baghischla bise dschan.

Schale. Schenk uns die Seele.

(Kakuk Nr. 10: *Fincan – Bağışla bize can*).

Findik. Bis sise sighindik.

Haselnuß. Wir flüchten uns zu deinem Genuß.

(Kakuk Nr. 9; Kakuk-Öztürk Nr. 18.5.: *Findik – Biz size sığındık*).

Funda. Katschan gelürsin bunda.

Schleuder. Wann kommst hieher?

(Kakuk Nr. 11; Kakuk-Öztürk Nr. 29.6.: *Bakla – Al beni sakla* Saubohne – Nimm mich und behüte mich!).

Kakule. Ojarmisin makule.

Cardamon. Wirst du dich schicken drein?

(Kakuk Nr. 17; Kakuk-Öztürk Nr. 32.2.: *Kakule – Oyarmısın makule*).

Katife. Etme kimse ile latife.

Samt. Scherze mit niemand.

(Kakuk Nr. 19; Kakuk-Öztürk Nr. 32.3.: *Kadife – Etme kimse ile latife*).

Kalai. Seni sevmek kolai.

Zinn. Nach deiner Lieb' steht leicht der Sinn.

(Kakuk Nr. 18: *Kalay – Seni sevmek kolay*).

Kaabe. Schimden sonra tobé.

Die Kaaba. Künftighin Buß'.

(Kakuk Nr. 16: *Kâbe – Şimden sonra tövbe*).

Kiredsch. İki ise birinden getsch.

Kalb. Hast du zwei, tu auf einen Verzicht.

(Kakuk Nr. 20; Kakuk-Öztürk Nr. 8.6.: *Kireç – İki ise birinden geç*).

Lüle. Sana oldum kole.

Tabakspfeifenkopf. Dein Sklav' ich armer Tropf.

(Kakuk Nr. 22: *Lüle – Sana oldum köle*).

Lahane. Bulma bise behane.

Kohl. Nimm keinen Vorwand, zum Übel oder Wohl.

(Kakuk Nr. 20: *Lahana – Bulma bize behane*).

Masi. Bis etdik niasi.

Mandoleten. Wir haben dich darum gebeten.

(Kakuk Nr. 23; Kakuk-Öztürk Nr. 36.6.: *Mazı – Biz ettik niyazı*. Das Wort *Man-*

doleten ist vermutlich deutscher Plural von italienisch *mandole* Mandelbaum, ungenaue Entsprechung für türkisch *mazı* Thuja, Gallapfel).

Midie. Göndürme bise hediye.

Muscheln. Schick uns keine Geschenke.

(Kakuk Nr. 26: *Midye – Göndürme bize hediye*).

Meschin. Sokakde goreim leschin.

Leder. Auf der Gasse will ich sehen ihr Aaas.

(Kakuk Nr. 25: *Meşin – Sokakta göreyim leşin*).

Merdschan. Feda olsun bin dschan.

Korallen. Tausend Seelen sollen dir zum Opfer fallen.

(Kakuk Nr. 24; Kakuk-Öztürk Nr. 26.8.: *Mercan – Feda olsun bin can*).

Mor. Görme bise hor.

Violett. Schau mich nicht schief an.

(Kakuk Nr. 27; Kakuk-Öztürk Nr. 11.6.: *Mor – Görme bize hor*).

Nischeste. İschitdüm jarüm chasta.

Haarpuder. Ich hörte sie [meine Geliebte] sei krank.

(Kakuk Nr. 28: *Nişeste – İşittim jarım hasta*).

Hilal. Gendi elünile dschanimi al.

Neumond. Töte mich mit deiner Hand.

(Kakuk Nr. 13: *Hilâl. Kendi elin ile canımı al*).

Jaglik. İsterim allahdan saglik.

Sacktuch. Ich bitte Gott um Gesundheit.

(Kakuk Nr. 41: *Yağlık. İsterim allahdan sağlık*).

Jundscha. Sewerim seni ôlundscha.

Klee. Ich liebe dich bis in des Todes Weh.

(Kakuk Nr. 42: *Yonca – Severim seni olunca [= ölünce?]*).

Ich erinnere hiebei, was ich schon früher bemerkt habe, daß diese mystische Sprache verbotene Verbindungen der Frauen untereinander zum Zwecke hat.

Anmerkungen

Die Zahlen geben die Seiten des Buches an,
(A) Anmerkung des Autors und (H) des Herausgebers

Als Vorlage für die hier vorgelegte Neuausgabe diente die deutsche Übersetzung, die 1825 bzw. 1828 in Breslau erschien, und zwar unter dem Titel "Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs" aus dem Polnischen des Herrn Grafen Eduard Raczyński übersetzt. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen. Neue unveränderte Auflage. Breslau Druck und Verlag von Grass, Barth und Comp. 1828. [U.a. Berlin, Staatsbibliothek: Ausgabe 1825, Signatur: Ui 6493; Ausgabe 1828, Signatur: Ui 6494; Berlin Universitätsbibliothek, Signatur: Gesch. 14845] Sie stimmt im Wortlaut mit der ebenfalls in Breslau 1824 erschienenen deutschen Prachtausgabe überein, die 95 wertvolle Kupferstiche enthielt. [U.a. Berlin, Staatsbibliothek: Signatur Ui 6492, vermißt!; Warschau, Biblioteka Narodowa, Signaturen: II 121142, II 192430, III 850979 A] Das polnische Original erschien 1821 unter dem Titel "Dziennik podróży do Turcyi odbytey w roku MDCCCXIV". Przez Edwarda Raczyńskiego. W Wroclawiu. Drukiem Grassa Bartha i Kompanii. R. MDCCCXXI. [U.a. Berlin, Staatsbibliothek, Signatur: Ui 6488, vorhanden!; Warschau, Biblioteka Narodowa, Signatur: III 447014].

Ausführungen des Autors, sofern sie mehr als Hinweise auf ältere Bücher enthalten, wurden teils in den Text aufgenommen, teils hier in die Anmerkungen. Die Zitate aus den klassischen Werken wurden mit den Übersetzungen von Voss verglichen. Einige statistische Angaben wie auch der Originaltext der von Gennadius (S. 25) übersetzten griechischen Inschrift wurden weggelassen. Im übrigen wurde der Text nicht gekürzt, nur orthographisch leicht geändert und vereinheitlicht.

Die Literatur über das Osmanische Reich, seine Kultur wie auch über Reisen von Europäern in diese Region ist immens groß, es kann hier keine repräsentative Auswahl gegeben werden. Empfohlen seien dem interessierten Leser folgende Werke: (zur Geschichte des Osmanischen Reichs:) J. Matuz, *Das Osmanische Reich. Grundlinien seiner Geschichte*, Darmstadt 1985; N. Jorga, *Geschichte des Osmanischen Reiches III—V*, Gotha 1908—1913 [Nachdruck Frankfurt 1990]; S. Shaw, *History of the Ottoman Empire and Modern Turkey. Volume I: Empire of the Gazis: The Rise and Decline of the Ottoman Empire, 1280—1808*, Cambridge 1976; (zur Architektur in Istanbul und Umgebung:) W. Müller-Wiener, *Bildlexikon zur Topographie Istanbuls*, Tübingen 1977; M. Cezar, *Typical Commercial Buildings of the Ottoman Classical Period and the Ottoman Construction System*, Istanbul 1983; *Istanbul und der Bosphorus. Die Metropole am Goldenen Horn und ihre Nachbarorte nach Stahlstichen von den Zeichnungen Thomas Allom's. Mit einer Einführung zur Orientreiseliteratur des 19. Jahrhunderts von Karin Hörner*, Hamburg 1986; (zur Reiseliteratur:) *Türkei. Streifzüge im Osmanischen Reich nach Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts*, hrsg. von B. Kellner-Heinkele und J. Hauenschild, Frankfurt 1990; J. H. Jäck, *Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen in die Turkey, 4 Theile*, Nürnberg 1828. Des weiteren vgl. u.a. die Bibliographie in den zwei Katalogbänden: *Türkische Kunst und*

Kultur aus osmanischer Zeit, Recklinghausen 1985 sowie die einschlägigen Bibliographien Index Islamicus, Turkologischer Anzeiger etc.

Erst während der Korrekturen konnte ich Einsicht nehmen in eine türkische Übersetzung von Kemal Turan, die 1980 in Istanbul unter dem Titel "1814'de İstanbul ve Çanakkale'ye seyahat" publiziert wurde. Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Ö. Demirel, und Herr M. Ölmez war so liebenswürdig, mir das Buch zur Verfügung stellen zu lassen.

- 7 *Pulawy* (A) — Ein in ganz Polen bekannter Ort mit einem Schloß und Garten, achtzehn Meilen oberhalb Warschau an der Weichsel gelegen, gehört der Familie des Fürsten Czartoryski.
- 7 *Joseph Poniatowski* — (A) Im Jahre 1809 befehligte der Fürst Joseph Poniatowski das polnische Heer gegen das österreichische unter dem Erzherzog Ferdinand. Nach der Schlacht von Raszyn, worin elftausend Polen gegen siebenundzwanzigtausend Österreicher kämpften und ihre Stellung bis auf einige Punkte zu behaupten wußten, faßte der polnische Feldherr den kühnen Entschluß, das Herzogtum Warschau nebst der Hauptstadt zu verlassen, nur die festen Plätze desselben zu behaupten und sich mit der Hauptmacht in das befreundete Galizien zu werfen. Der bei Regensburg erfochtene Sieg der Franzosen begünstigte das Manöver des Fürsten Poniatowski. Das polnische Heer nahm mit dem Bajonett den Brückenkopf von Gora ein, einige Zeit darauf den von Sandomir und zuletzt die mit achtundvierzig Kanonen und dreitausend Mann besetzte Festung Zamość. Der Erzherzog Ferdinand räumte das Herzogtum Warschau, um zu dem österreichischen Hauptheer an der Donau zu stoßen. Der Fürst Poniatowski ging ihm nach, setzte in Pulawy über die Weichsel und bemächtigte sich Krakaus. Der Verfasser war bei dem Generalstab des ebenso ritterlich gesinnten als liebenswürdigen Fürsten angestellt, der, wie bekannt, in der Schlacht von Leipzig im Jahre 1813 in der Elster seinen Tod fand.
- 7 *Preßburger Frieden* — (H) Geschlossen am 26. 12. 1805. Nach der Niederlage bei Austerlitz verlor Österreich zahlreiche Gebiete und erhielt dafür Salzburg.
- 7 *piastische Könige* — (H) die Piasten waren die älteste polnische Dynastie (1025—1370), als Fürsten in Masowien bis 1526 und in Schlesien bis 1675.
- 8 *Batukan* (A)— Nach anderen war es nicht Batukan selbst, sondern Peta, ein Unterfeldherr der Tartaren, welcher Polen verheerte. — (H) Peta, das ist der mongolische Feldherr Baidar.
- 8 *Theokrit und Geßner* — (H) Theokrit war ein altgriechischer Dichter in der 1. Hälfte des 3. Jh. v. Chr., der u. a. Bauern und Hirten idealisierend besang, Salomon Geßner (1. 4. 1730—2. 3. 1788) ein schweizerischer Dichter, der Idyllen verfaßte.
- 11 *et fugit ... et se cupit ante videri* — (H) aus Vergil, Eklogen III, 65: "und er floh (zu den Weiden), und er wünschte vorher gesehen zu werden".
- 11 *Yedisán und Dzhambóyluk* — (H) zwei Stämme der Nogai-Tataren. Tataren, früher meist Tartaren, waren ursprünglich einer der mongolischen Stämme, weshalb der Name oft allgemein für Mongolen verwendet wurde.
- 11 *Sultan Selim* — (H) Selim III. (1789—1807) begann mit Reformen im Osmanischen Reich, besonders im militärischen Bereich, die jedoch wenig Erfolg hatten.
- 12 *Odessa* — (A) Die Schriftsteller des Altertums erwähnen zwei Städte mit dem Namen Odessa, die beide am Schwarzen Meer gelegen haben sollen. Die eine zwischen der Mündung des Dniestr und Dnepr, die andere südwärts der Mündung der Donau. Herodot erwähnt den Fluß Ordessus, der sich in die Donau ergießt (Melpomene 48). Ovid hingegen, der Erdbeschreiber Scylax, Diodor von Sizilien, Pomponius Mela, Ammianus Marcellinus, Stephanus von Byzanz und Procopius erwähnen eine südlich der Donau gelegene Stadt Odessa zwischen dem Ausfluß dieses Stromes und der Stadt Apollonia, heute Zopoli genannt. Auch Strabo gedenkt dieses Ortes und behauptet, er sei von den Milesiern erbaut worden. Seit d'Anville ist man der Meinung, jenes Odessa sei das heutige Varna. Nach Stephanus von Byzanz ist diese Stadt der Geburtsort des gelehrten Demetrius und des Geschichtsschreibers Heraklides gewesen. Der Erdbeschreiber Ptolemäus erwähnt zwei Städte gleichen Namens, von denen die erstere im eu-

- ropäischen Sarmatien unter dem achtundvierzigsten Grad nördlicher Breite, die andere in Mysien unter dem fünfundvierzigsten Grad nördlicher Breite gelegen ist. Im Lexikon des Suidas finde ich auch die Stadt Odessa genannt, doch sagt dieser Schriftsteller nicht, zu welcher Provinz sie gehöre. D'Anville ist der Meinung des Ptolemäus beigetreten und hat zwei Städte dieses Namens auf seinen Karten vermerkt. In der späteren Geschichte findet man keine Spur mehr von dem sarmatischen Odessa. Der Kaiser Konstantin Porphyrogennetos hat im zehnten Jahrhundert die Ufer des Pontus Euxinus zwischen der Mündung des Dniestr und Dneprs beschrieben und diese Landschaft, ich weiß nicht aus welchem Grunde, die goldene Küste genannt, doch übergeht er Odessa mit Stillschweigen. Der Verfall dieser Stadt ist also zwischen dem vierten und zehnten Jahrhundert anzunehmen und kann füglich den Hunnen zugeschrieben werden, welche im vierten Jahrhundert die nördlichen Provinzen des Römischen Reiches so grausam verheerten. Hierokles, der im sechsten Jahrhundert ein Verzeichnis der den griechischen Kaisern huldigenden Städte aufgesetzt hat, bemerkt in demselben auch die Stadt Odessa. Im zehnten Jahrhundert muß Odessa schon ganz vernichtet gewesen sein, oder es hatte bereits den Namen Varna angenommen, da der Kaiser Konstantin Porphyrogennetos eine Stadt dieses Namens erwähnt, Odessa hingegen mit Stillschweigen übergeht. Die Stadt Varna ist aber in der Geschichte der ersten bulgarischen Könige schon im Jahre 687 bekannt. Ist also die Behauptung des Ortelius und d'Anville begründet, so hat die Stadt Odessa ihren Namen gegen das Ende des sechsten oder in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts geändert.
- 12 *Geschichtsschreiber Cromerus* — (H) Martin Kromer (1512—1589), Bischof von Ermeland, Historiker, der u. a. Werke des Aristoteles und Ciceros übersetzt hat. Bedeutende Werke sind "De origine et rebus gestis Poloniarum" und "Polonia".
- 13 *Katharina II.* — (H) Kaiserin von Rußland (2. 5. 1729—17. 11. 1796), Gattin Peters III., den sie 1762 stürzte.
- 14 *Mufti* — (H) islamischer Geistlicher.
- 14 *Berliner Scheffel* — (H) Hohlmaß von 54,96 l.
- 15 *Oporto* — (H) d. i. die portugiesische Stadt Porto.
- 15 *Fanaraki* — (H) d. i. Rumeli Kavağı. Kemal Turan (S. 20) übersetzt: ... *Rumeli yakasında fenerin yakınındaki bir kaleye vardık* "... wir kamen zu einer nahe dem Leuchtturm an der rumelischen Küste gelegenen Festung."
- 15 *1900 Klafter* — (H) Der Bosphorus, die 32 km lange Meerenge zwischen Europa und Asien, verbindet das Schwarze Meer mit dem Marmara-Meer. Die Breite schwankt zwischen 660 m (bei Rumeli Hisarı) und 3300 m (bei Büyükdere).
- 15 *von den Genuesern erbautes Schloß* — (H) Anadolu Kavağı auf der asiatischen Seite. Auf dem nördlichen Vorgebirge befinden sich die Ruinen dieser schon in byzantinischer Zeit errichteten Burg.
- 16 *Murat II. und Mehmet II.* — (H) Die Sultane Murat II. (1421—1451) und Mehmet II. (1451—1481) herrschten nicht im vierzehnten, sondern im fünfzehnten Jahrhundert.
- 16 *Mehmet* — (H), das dürfte der Sultan Mehmet II. (1451—1481) sein.
- 17 *Süleyman* — (H) Sultan Süleyman II. (1520—1566), der die Beinamen "der Prachtige" und "der Gesetzgeber" trug.
- 19 *Byzas* — (A) Man findet Spuren in der Geschichte, daß Byzas seine Stadt auf einer Stelle erbaute, wo früher schon ein Ort mit Namen Lygos gestanden hatte. Diesen hatte Byzas entweder erweitert oder aus den Trümmern emporgehoben und mit seinem Namen benannt.
- 20 *Istambol* — (H) die heutige Schreibweise ist Istanbul. (A) Der Name Stambol ist ursprünglich kein türkisches Wort. Der gelehrte d'Anville vermutet mit Recht, daß dasselbe eine Verdrehung der drei griechischen Wörter εις τὴν πόλιν (nach der Stadt) ist, mit denen die griechischen Landleute noch jetzt ausdrücken, daß sie nach der Hauptstadt, Konstantinopel, gehen. Es ist wahrscheinlich, daß die ersten in der Gegend von Konstantinopel fechtenden türkischen Soldaten diesen Ausdruck der benachbarten Landleute für den Namen der Stadt genommen, die sie vor Augen hatten, und die sie demzufolge Istambol nannten. — (H) Dieser gängigen

- Volksetymologie ist die vermutbare, aber mangels entsprechender Zwischenglieder nicht absolut beweisbare Herleitung vom Namen Konstantinopel selbst entgegenzusetzen.
- 20 *nicht über neun Fuß vier Zoll breit* — (H) d. h., rechnet man ein Fuß zu etwa 30 cm, noch nicht einmal drei m.
- 21 *Anthemios* — (H) Anthemios aus Tralleis, Architekt und Mechaniker, 532 am Bau der Hagia Sophia beteiligt.
- 21 *Palladio* — (H) Andrea Palladio (30. 11. 1508—19. 8. 1580), italienischer Architekt und Architekturtheoretiker der Spätrenaissance.
- 22 *Bedesten* — (H) bedesten, bedestan, bezzazistan "Tuchhalle" ist die Bezeichnung für massiv gebaute, überwölbte, mehrschiffige Hallenbauten, in denen der Handel von Tuchen und anderen Waren abgewickelt wurde.
- 22 *Okka, Kile* — Zu den osmanischen Maßen vgl. An Economic and Social History of the Ottoman Empire, 1300—1914. Hrsg. von H. İnalcık, D. Quataert, Cambridge 1994, 990—992.
- 23 *Obelisk* — (A) Wenn man die Verhältnisse der meisten ägyptischen Spitzsäulen betrachtet, so verhält sich ihr Durchmesser zu ihrer Länge wie 1 zu 10 oder sogar zu 11. Die Spitzsäule auf dem Hippodrom ist nicht so schlank, ihr Durchmesser verhält sich zur Länge nur wie 1 zu 8½. — (H) Der Obelisk, etwa 25 m hoch, aus Porphyrt, wurde unter Thutmosis III. (1504—1450 v Chr.) in Karnak aufgestellt. Kaiser Theodosios I. ließ ihn 390 n. Chr. auf dem Hippodrom aufstellen.
- 23 *Inscription* — (A) Die letzten zwei Teile der Inschrift sind mit Erde verschüttet.
- 24 *Meutereien* — (A) Vorzüglich merkwürdig in der Geschichte des Griechischen Reiches ist die im Jahre 548 unter der Regierung des Kaisers Justinian unter dem Namen Nika bekannte Meuterei, bei welcher an vierzigtausend Menschen ihr Leben verloren. Der Streit der Grünen und Blauen gab den ersten Anlaß zu diesem Tumult, den die Kaiserin Theodora und der berühmte Feldherr Belisar nur mit Mühe beruhigten. Die Kaiserin Theodora gab bei dieser Gelegenheit Proben eines großen Herrschertalents. Man vergleiche damit die berüchtigte geheime Geschichte des Procop.
- 24 *Mehmet II.* — (H) vgl. die klassische Darstellung über die Ereignisse (bei Raczyński, hier auch S. 157—160) von F. Babinger, Mehmed der Eroberer. Weltenerstürmer einer Zeitenwende, München 1953.
- 24 *Stütze des Dreifußes* — (A) Unleugbare Beweise bekräftigen die Mutmaßung des scharfsinnigen Geschichtsschreibers. Herodot erwähnt einen goldenen Dreifuß, dessen Fußgestell eine dreiköpfige Schlangensäule war, welche die Griechen dem Delphischen Apollo nach der Schlacht bei Platäa geweiht hatten. (Herodot IX,80). Dieses Fußgestell war in Delphi noch im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt zu sehen. Der heidnische Geschichtsschreiber Zosimos und die christlichen Geschichtsschreiber Eusebius, Socrates und Sozomenes bezeugen, daß Konstantin der Große diese Schlangensäule von Delphi wegnehmen und nach Konstantinopel im Hippodrom aufstellen ließ. Endlich sind die älteren und neueren europäischen Reisebeschreiber alle gleichlautend in der Beschreibung dieses sonderbaren Denkmals. Der gelehrte Montfaucon scheint also zu irren, wenn er behauptet, die jetzt auf dem Hippodrom stehende Schlangensäule sei nach dem Vorbild der alten Delphischen gegossen worden.
- 24 *Osman-Moschee* — (H) Kemal Turan (S. 31) versteht darunter die Sultan Ahmet-Moschee.
- 25 *Gennadius* — (H) Gennadius II. (Georg Scholarius), Patriarch von Konstantinopel (1453—1459), hervorragender Gelehrter beim Kaiser Johann Paläologus, vom Sultan Mehmet II. in sein kirchliches Amt eingeführt, berühmt durch seine "Confessio Gennadii".
- 26 *Nikephoros Botaneiates* — (H) byzantinischer Kaiser (1078—1081).
- 26 *Manuel Komnenos* — (H) byzantinischer Kaiser (Manuel I. Komnenos) (1143—1180).
- 28 *Boukoleon* — (H) Palastbau innerhalb des großen Kaiserpalastes, von Nikephoros II. Phokas (963—969) angelegt.
- 29 *Petraki* — (H) Nach Kemal Turans Anm. (S. 37) heißt er in den osmanischen Quellen Bedros.
- 30 *Mehmet IV.* — (H) osmanischer Sultan (1648—1687).

- 31 *Milady Montagu* — (H) Lady Mary Wortley Montagu begleitete ihren Mann 1717—1718 in die Türkei.
- 31 *Baltacı* (Hellebardier), Bostancı (Gärtner) waren Gruppen der Leibwache des Sultans.
- 32 *Halvet* — (H) türk. halvet "Privatgemach, Alleinsein an einem abgelegenen Ort".
- 32 *Georgierinnen und Tscherkessinnen* — (H) Merkwürdigerweise übersetzt Kemal Turan (S. 41) durch "Kırgız ve Çerkez kızları".
- 35 *Chalkedon* — (H) d. i. Kadıköy.
- 35 *Turm des Janitscharen-Ağa* — (H) Kemal Turan (S. 44 Anm.) weist darauf hin, daß anstelle dieses 1829 abgebrannten Turms der Bayezit Kulesi gebaut wurde.
- 36 *Gran* — (H) altes Apothekergewicht von etwa 0,06 g.
- 36 *Tarapia* — (H) heute Tarabya.
- 36 *Praxiteles* — (H) durch seine Marmorbehandlung berühmter griechischer Bildhauer des 4. Jh. v. Chr. aus Athen.
- 37 *Canova* — (H) d.i. Antonio Canova, italienischer Bildhauer, Zeichner und Maler (1757—1822).
- 37 *Aspasia* — (H) Aspasia aus Milet, um 470 v. Chr., seit 445 Frau des Perikles. Sie war durch Klugheit und Schönheit berühmt.
- 38 *Michael Palaiologos* — (H) Michael VIII., byzantinischer Kaiser (1259—1282).
- 39 *Andronikos Palaiologos* — (H) Andronikos II., byzantinischer Kaiser (1282—1328).
- 39 *Kaiser Kantakuzenos* — (H) Johannes VI. Kantakuzenos, byzantinischer Kaiser (1347—1354).
- 40 *Kaiser Emanuel Komnenos* — (H) Manuel I. Komnenos, byzantinischer Kaiser (1143—1180).
- 41 *das Goldene Horn* — (A) Plinius benennt mit dem Namen des goldenen Horns auch das Vorgebirge des Serails, auf welchem früher die Stadt Byzanz erbaut war. Strabo nennt diese Bucht, welche zu seinen Zeiten mehrere kleinere Abteilungen hatte, Keras oder das Horn, wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Hirschgeweih. Diese kleineren Vorsprünge sind nunmehr gänzlich versandet und ausgefüllt, demnach ist der etwas gekrümmte Hafen von Konstantinopel mehr einem Ochsenhorn als einem Hirschgeweih ähnlich.
- 43 *plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges* — "hier gelten mehr gute Sitten als anderswo gute Gesetze".
- 43 *Ferace* — (H) bei Raczyński S. 76: Sseradsche.
- 45 *"Ich glaube an Gott..."* — (H) Etwas freie Wiedergabe des Koranverses 4.136: "Wer nicht glaubt an Allah und seine Engel und die Schriften und seine Gesandten und an den Jüngsten Tag, der ist weit abgerirrt."
- 45 *Muâviye* — (H) Wie Kemal Turan in seiner Anm. auf S. 56 schreibt, folgte Omar nicht Muâviye, sondern Ebubekir auf den Thron.
- 46 *Kaiser Mahmut* — (H) der Sultan Mahmut II. (1808—1839).
- 50 *im vierundneunzigsten Jahr seines Alters* — (H) Kemal Turan (S. 61) schreibt "Paşa 84 yaşındayken".
- 53 *Bosporus* — (A) Die Länge der Meerenge des Bosporus, von dem Schlosse Fanaraki bis zum Vorgebirge des Serails beträgt 13.500 Klafter. Seine Breite bei Skutari (Üsküdar) wird auf 900 Klafter, bei Rumhissar (Rumeli Hisarı) auf 360 Klafter und zwischen den beiden Fanaraki-Schlössern auf 1600 Klafter angegeben.
- 53 *Büyükdere* — (A) Der Meerbusen bei Büyükdere war im Altertum unter dem Namen Βαθυκολπος oder des tiefen Meerbusens seiner Fischereien wegen bekannt. Denselben Namen Bathykolpos führte ein Bach, welcher sich in den Bosporus zwischen Büyükdere und dem Dorf Kefeliköy ergießt.
- 53 *alten Schlosses* — (A) An der Stelle, wo jetzt die Trümmer des von den Genuesern erbauten Schlosses zu sehen sind, stand in der Vorzeit ein Tempel und eine mit runden Mauern umgebene Feste, Hieron genannt, welche Phryxus erbaut haben soll. Polybios erwähnt einen Altar, welcher Iason bei seiner Rückkehr aus der Kolchis zu Ehren der zwölf großen Götter an dieser

Stelle errichtet hatte. Die Byzantiner waren im Besitz des Platzes, obgleich die Chalkedonier und noch andere Städte einige Rechte darauf zu haben glaubten. Der Hafen bei Hieron war ein Freihafen.

- 54 *Hünkâr Iskelesi* — (A) Dieser Ort soll im Altertum den Namen *Laurus insana* geführt haben. — (H) *Hünkâr Iskelesi* "Anlegeplatz des Herrschers", vermutlich wurde volksetymologisch der Herrschertitel *Hünkar* (vgl. D. Sinor, *Qungγar: a curious Mongol appellation of the Turks*, in: *Varia Eurasistica. Festschrift für Professor András Róna-Tas*, Szeged 1991, 165—170) mit osmanisch (< persisch) *xunkâr* "blutdürstig, Mörder" gleichgesetzt.
- 54 *Darius Hystaspes* — (H) *Hystaspes* war der Vater des Darius (I.). Das Übersetzen über den Bosphorus vollzog sich vermutlich 513 v. Chr., vgl. A. R. Burn, *Persia and the Greeks*, in: *The Cambridge History of Iran*, Vol 2, Cambridge University Press 1985, S. 301.
- 54 *vierhundert Klafter* — (A) Diesmal stimmen die alten Geographen ziemlich mit den neueren überein. Plinius gibt die Breite des Kanals an dieser Stelle auf 500 römische Schritte an, welche 2500 Fuß oder 416 Klafter betragen. Strabo rechnet 5 Stadien oder 408 Klafter. Polybius gibt nur 4 Stadien an.
- 55 *Arnauten* — (H) oder Albaner. (A) Die Röhremeister in den türkischen Staaten bilden eine eigene Zunft, unter dem Namen *Suyolcu*. Diese Benennung ist aus den zwei türkischen Wörtern *su* "Wasser" und *yol* "Weg" zusammengesetzt. Aus dieser Zunft verdienen vorzüglich mehrere bei *Argiro-Castro* in Epirus wohnende Arnauten-Familien hier bemerkt zu werden, welche seit mehreren Jahrhunderten sich ausschließlich mit der Hydraulik beschäftigen. Schon die griechischen Kaiser hatten ihnen die Erbauung und Instandhaltung der Wasserleitungen, Kanäle, Schleusen usw. in und bei Konstantinopel anvertraut. Die osmanischen Kaiser haben sie ebenfalls ausgezeichnet und sie unter anderem von allen Frondiensten befreit. Die Geschicklichkeit dieser Menschen ist um so merkwürdiger, als sie kaum lesen und schreiben können und keinen Begriff von den künstlichen Wasserwaagen und anderen Werkzeugen haben, welche im achtzehnten Jahrhundert erfunden oder vervollkommen worden sind. Die Wasserwaage (*terazi*), derer sich die Arnauten bedienen, ist sehr leicht zu machen und verdient um so mehr in Ländern bekannt zu werden, wo die geschickten Werkkünstler selten sind. Diese Wasserwaage besteht aus einem dreieckigen messingenen Blech, welches an einer Seite mit zwei kleinen Haken versehen ist. In der Mitte hängt ein Lot an einem Faden wie an den gewöhnlichen Waagen unserer Maurer. Um die Verschiedenheit des Wasserstandes an zwei Orten auszumitteln, richtet man an denselben zwei Pfähle auf, welche auf Zolle und Linien eingeteilt sind, doch höchstens in einer Entfernung von zwanzig Klaftern; man spannt zwischen diesen Pfählen eine seidene, sorgfältig geflochtene Schnur und hängt in der Mitte derselben die Wasserwaage an dem schon bemerkten Häkchen auf. Nun schiebt man die Schnur an dem einen Pfahl so lange hin und her, bis das Lot genau auf die Mitte der dreieckigen Waage trifft. Die an dem Pfahl bemerkten Zolle und Linien geben so den Unterschied des Wasserstandes beider Orte an. General *Andreossi* suchte sich von der Zweckmäßigkeit dieser Methode zu überzeugen, indem er dieselbe bergige Gegend auf die türkische und auf die unseren Hydraulikern eigene Art nivellierte. Das Ergebnis war dasselbe, bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit.
- 56 *Meutereien* — (A) Der Geschichtsschreiber *Procopius* behauptet, daß schon zu seiner Zeit die Einwohner von Konstantinopel öfter über Wassermangel geklagt haben.
- 56 *Wasserleitung bei Pyrgos* — (A) Es ist eben nicht leicht zu bestimmen, wer der Erbauer dieser Wasserleitung gewesen. *Procopius*, der alle von dem Kaiser *Justinian* aufgeführten Bauten bemerkt, erwähnt dieselbe nicht. *Gyllius* glaubt, sie sei von dem Kaiser *Andronikos Komnenos* um das Jahr 1184 angelegt. Den General *Andreossi* deuchte sie viel älter; er vermutet, daß sie das Werk *Konstantins des Großen* sei.
- 58 *Sultan Mahmut* — (A) *Sultan Mahmut*, ein Sohn des Sultans *Abdulhamit*, ein Neffe des unglücklichen im Jahre 1807 entthronten Sultans *Selim III.*, wurde im Jahre 1785 geboren.
- 59 *Rumeli Hisarı* — (A) Die Geschichtsschreiber stimmen nicht überein, wer der Erbauer der beiden Schlösser *Rumhisarı* und *Anadoluhisarı* gewesen ist. *Kantemir* nennt den Kaiser *Mehmet II.* als Erbauer beider Festen, er erneuert bei dieser Gelegenheit die bekannte Fabel der *Kartha-*

gischen Dido und behauptet, Mehmet II. habe im Jahre 1451 den letzten griechischen Kaiser Konstantin Palaiologus mit einem neuen Krieg bedroht, sich aber bald zum Frieden geneigt erklärt, unter der Bedingung, daß man ihm auf der europäischen Küste des Bosphorus einen Landstrich abtrete, der mit einer Ochsenhaut bedeckt werden könne. Diese Ochsenhaut ließ der Sultan in kleine Streifen schneiden und damit die Stelle umgeben, auf welcher die Feste Rumhisar erbaut wurde. (Geschichte des osmanischen Reichs nach seinem Anwachs und Abnehmen, beschrieben von Demetrie Kantemir, ehemaligem Fürsten in Moldau. Nebst den Bildern der türkischen Kaiser, die ursprünglich von den Gemälden in dem Seraj durch des Sultans Hofmaler sind abgenommen worden. Aus dem Englischen übersetzt, Hamburg bey Christian Herold, 1745.) Leunclavius behauptet, daß Mehmet II. nur das europäische Schloß erbaut hat. Das asiatische sei von Mehmet I., dem Großvater Mehmeds II., angelegt worden. An derselben Stelle sollen die griechischen Kaiser Schlösser gehabt haben, in welchen Staatsgefangene festgehalten wurden. Die in denselben angebrachten Kerker trugen den schrecklichen Namen Lethe oder Vergessenheit, das Vorbild der französischen Oubliettes. (Nach Gibbon Kap. 17). In dem Schlosse Rumhisar wurden sonst die bedeutenderen christlichen Gefangenen eingeschlossen (Bielski sub anno 1569). An derselben Stelle stand in der Vorzeit ein dem Merkur geweihter Tempel (Polybius IV, 43).

- 59 *Hisar Mezarı* — (H) Raczyński faßte die Bezeichnung "Friedhof von Hisar" als Eigennamen auf, vgl. Kemal Turan (S. 71) "Hisar mezarlıgı".
- 60 *Strömung im Bosphorus* — (A) Die Strömung im Bosphorus gewährt dem Geologen eine merkwürdige Erscheinung, über die schon ausführlich Polybius geschrieben hat. Wenn der Wind aus Norden bläst, so fließt die Strömung ebenfalls aus Norden, längs dem europäischen Ufer mit der größten Heftigkeit, doch in derselben Zeit fließt sie in einer entgegengesetzten Richtung längs dem asiatischen Ufer, jedoch unendlich schwächer. Der Reisebeschreiber Tournefort erwähnt zwei entgegenstrebende Strömungen, von denen eine auf der Oberfläche des Wassers gegen Norden und die andere tiefer gegen Süden strömt. Schon Procopius erwähnt, daß zu seiner Zeit die Fischer bemerkt haben, daß ihre Netze oben auf dem Wasser in einer Richtung und tiefer in der entgegengesetzten getrieben wurden.
- 61 *Kulikan* — (H) der persische Schah Nadir Schah (1730—1747), der sich zunächst Tahmasp qulı ("Sklave des Tahmasp") Chan nannte (von daher der von Raczyński gebrauchte Name). Den Feldzug gegen Indien unternahm er 1738/39.
- 61 *Beykoz* — (A) Es scheint, daß dieser Ort in der grauen Vorzeit der Sitz jenes Amycus, Königs der Bebryker gewesen ist, den Pollux in einem Zweikampf erschlug.
- 61 *ducere iucunda oblivia vitae* — (H) Heiteres zu betreiben ist Vergessenheit des Lebens.
- 63 *Alkibiades* — (A) Alikibiades eroberte Byzanz im Jahre 409 vor Christi Geburt, wie Plutarch schreibt.
- 63 *Alexander* — (A) Bekanntlich ging Alexander der Große an der Spitze seines Heeres zwischen Sestus und Abydos nach Asien über.
- 63 *Darius Hystaspes* — (A) Im Jahre 508 vor Christi Geburt (Herodot, Melpomene 87). Vgl. Anm. zu S. 54.
- 63 *Gallier* — (A) Die Gallier wanderten im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt in einer bedeutenden Anzahl aus ihrem Vaterland aus. Sie verheerten Thrakien und zwangen die Byzantiner, ihnen Tribut zu erlegen.
- 63 *Awaren* — (A) Die Awaren belagerten Konstantinopel im Jahre 623 unter der Anführung ihres Oberhauptes, das sie Chagan (= Kagan) nannten, doch wurden sie gezwungen, von ihrem Vorhaben abzustehen. — (H) Eine bedrohlichere Belagerung Konstantinopels begann im Juni und Juli des Jahres 626. Die Entscheidung wurde durch eine Seeschlacht in der Bucht des Goldenen Horns am 7. August desselben Jahres herbeigeführt. Nach der Flucht der slawischen Verbündeten ließ der Chagan der Awaren auch seine übrigen Truppen abziehen.
- 63 *Gothen* — (A) Nach der Schlacht von Adrianopel, in welcher der Kaiser Valens sein Leben verlor, im Jahre 378 der christlichen Zeitrechnung, verheerten die Gothen die nächsten Umgebungen von Konstantinopel.

- 63 *Hunnen* — (A) Attila, der Hunnen-König, plünderte die Gegend um Konstantinopel herum, nachdem er bei Gelibolu das Heer des jüngeren Theodosios in die Flucht geschlagen hatte. — (H) Das war im Jahre 450.
- 63 *Ungarn* — (A) Ungarn versuchten im Jahre 935, Konstantinopel zu stürmen.
- 63 *Bulgaren* — (A) Die Bulgaren belagerten vergebens Konstantinopel im Jahre 813.
- 63 *Perser* — (A) Die Perser bemächtigten sich im Jahre 626 der Stadt Chalkedon und blieben mehrere Jahre im Besitz dieses Ortes.
- 63 *Araber* — (A) Die Araber suchten vergebens zu zwei verschiedenen Malen, in den Jahren 668 und 716 der christlichen Zeitrechnung, sich der Hauptstadt des Griechischen Reiches zu bemächtigen.
- 64 *Katalonier* — (A) So nannte man in Konstantinopel eine Leibwache fremder im nördlichen Europa geworbener Truppen. Die byzantinische Geschichte führt viele Beispiele des Muts und der Treue dieser Waräger auf. Die Katalonier fochten als Bundesgenossen der griechischen Kaiser gemeinschaftlich mit der venezianischen Hilfsflotte gegen das genuesische Geschwader am 11. Februar 1352 unter den Mauern von Konstantinopel.
- 64 *Normannen und Sizilianer* — (A) Robert, König von Sizilien, ein Bruder des in den Annalen der Normannen so berühmten Roger Guiscard, führte im Jahre 1147 einen hartnäckigen Kampf gegen den griechischen Kaiser Manuel Komnenos. Eine sizilianische Flotte war kühn durch den Hellespont und durch das Marmara-Meer gedrunken und bedrohte Konstantinopel; doch war sie nicht stark genug, um etwas Entscheidendes zu bewirken, und wurde bald zum Rückzug genötigt.
- 64 *Slawen* — (A) Während der Belagerung von Konstantinopel durch die Awaren im Jahre 626 [H: nicht 625, wie Raczynski schreibt] erwähnt die Geschichte ein slawisches Geschwader, welches gemeinschaftlich mit den Awaren bis in den Hafen von Konstantinopel gedrunken war, dort aber von den Belagerten aufgerieben wurde.
- 64 *Kosaken* — (A) Die Kosaken plünderten zu verschiedenen Malen im siebzehnten Jahrhundert die Küsten des Bosphorus.
- 64 *Russen* — (A) Die Russen haben zu vier verschiedenen Malen die Gegend von Konstantinopel verheert, nämlich in den Jahren 866, 907, 941 und 944.
- 64 *venezianischen* — (A) Die Venezianer setzten unter ihrem Fürsten Dandolo damals im Jahre 1204 gemeinschaftlich mit den Franzosen dem Grafen Balduin von Flandern die Kaiserkrone des Oströmischen Reiches auf.
- 64 *genuesischen* — (A) Die Genueser waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert im Besitz der beiden Vorstädte von Konstantinopel Pera und Galata. Im dritten Kapitel habe ich die für die oströmischen Kaiser so schimpflichen Fehden gegen ihre Lehnsleute in Galata erwähnt.
- 64 *Polenkönig Boleslaus* — (A) Die byzantinische Geschichte führt noch einen Beweis auf, daß auch unsere Vorfahren Teil an den Kreuzzügen genommen haben, und zwar in der Biographie des Kaisers Manuel Komnenos von Cinnamus. Im Jahre 1142 herrschte in Polen König Boleslaus mit dem Beinamen Crispus.
- 64 *Üsküdar* — (H) Wie Kemal Turan (S. 77 Anm.) schreibt, unterlag hier Raczynski einer merkwürdigen Spekulation, denn es sei sehr seltsam, daß er nicht die großen Friedhöfe von Eyüp, Koca-Mustafa-Paşa, Fätih usw. in Istanbul gesehen haben sollte.
- 65 *Alexis (Alexios), der seinen Bruder Isaak entthront* — (H) Isaak II. Angelos, byzantinischer Kaiser (1185—1195, 1203—1204), wurde von seinem Bruder Alexios gestürzt, der als Alexios IV. Angelos im Jahre 1204 herrschte.
- 66 *die Megarer in Chalkedon blind zu nennen* — (A) Plinius nennt Chalkedon die Stadt der Blinden (V, 43). Wenn die Behauptung dieses Schriftstellers begründet ist, daß auf der Stelle, wo Byzanz erbaut wurde, schon früher eine Stadt namens Lygos gestanden habe, so mögen vielleicht die Megarer, die hier den Überrest ihrer Einwohner angetroffen haben, die Stelle besetzt gefunden und weiter nach Chalkedon gezogen sein. Demnach wären also Archias und seine Megarer entschuldigt, und das Orakel hätte unrecht.

- 66 *zerstörte Moschee* — (H) Kemal Turan (S. 80 Anm.) erwähnt, daß die Selimiye-Moschee 1823 schon wieder aufgebaut wurde.
- 67 *Mauritius* — (H) d. i. der byzantinische Kaiser Maurikios (582—602).
- 68 *Diocletian* — (H) d. i. der römische Kaiser Gaius Aurelius Valerius Diocletianus (um 240 — 3. 12. 316), der vom 17. 11. 284 an herrschte, bis er am 1. 5. 305 freiwillig abdankte.
- 69 *Aya Stefano* — (H) = Ayastefanos "Heiliger Stephan", heute Yeşilköy, Ort und Flughafen bei Istanbul.
- 69 *Herakleia* — (A) Der englische Reisebeschreiber Wheeler führt mehrere Inschriften an, welche beweisen, daß diese Stadt ursprünglich den Namen Herakleia geführt habe; später wurde sie Perinthus und noch später wieder Herakleia genannt. Der Erdbeschreiber Ptolemäus nennt diesen Ort Perinthus sive Herakleia.
- 69 *Herakleia* — (A) Diese an der Propontis liegende Stadt muß man ja nicht mit einer anderen Herakleia verwechseln, die an der südlichen Küste des Schwarzen Meeres, 2500 Stadien oder etwa 30 Meilen von Chalkedon liegt. Der Reisebeschreiber Tournefort hat zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts jenen Ort besucht, den die Türken Elegrî oder Penderaki nennen. Strabo führt mehrere Städte in Spanien, Groß-Griechenland, Epirus, Sizilien und Thessalien auf, die ebenfalls den Namen Herakleia führten. Der gelehrte Larcher behauptet, die alte Geographie zähle vierzig Städte desselben Namens.
- 71 *Julia Augusta* — (A) Der Reisebeschreiber Wheeler gibt nicht genau an, wer diese Julia gewesen. Die römische Geschichte führt mehrere Matronen dieses Namens an, deren keine aber diesen ehrwürdigen Beinamen verdient zu haben scheint. Die erste in der Geschichte der römischen Kaiser war Julia, des Augustus Tochter, welche dieser Monarch ihres lasterhaften Lebenswandels halber zu einer ewigen Verbannung verurteilte. Eine andere Julia, der erst erwähnten Tochter, ward ebenfalls und aus denselben Gründen von dem Kaiser Augustus auf die Insel Trimete an der apulischen Küste verbannt. Eine dritte Julia, die Tochter des menschenfreundlichen Titus, verführte ihr Oheim, der Kaiser Domitian. Die vierte Julia, mit dem Beinamen Domna, Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, war jenen an Sitten gleich.
- 71 *Lügner und leichtsinnige Schwätzer* — (A) Der Verderbtheit ihrer Sitten ungeachtet haben die Abydener in ihrem Krieg gegen Philipp, König von Makedonien, dessen Heer Abydos in dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt belagerte, auffallende Beweise eines unerschütterlichen Muts gegeben. Aller Hoffnung entsetzt zu werden beraubt, mordeten sie ihre Frauen und Kinder, verbrannten ihre bessere Habe und starben alle eines Heldentodes auf den Mauern ihrer Stadt, welche die Makedonier erstürmt hatten.
- 71 *Artaxerxes* — (H) Artaxerxes I. (465—425 v. Chr.). — (A) Der wohlthätige Monarch versorgte reichlich den flüchtigen Helden [H: Themistokles, athenischer Politiker und Stratege, um 524—459 v. Chr., der wegen angeblichen Hochverrats zum Tode verurteilt wurde; er floh nach Argos und weiter nach Susa zu Artaxerxes]. Die Einkünfte, die er von der Stadt Magnesia zu beziehen hatte, beliefen sich allein auf fünfzig Talente oder etwa achtundsechzigtausend Taler.
- 71 *kaum tausend Klafter* — (A) Strabo und Plinius geben die Breite des Hellespontos an dieser Stelle auf acht Stadien oder gegen 565 Klafter an. Mir schien derselbe breiter zu sein.
- 71 *Sestos und Abydos* — (H) Kemal Turan (S. 87 Anm.) erwähnt, daß die Ruinen von Abydos etwa 10 km nordöstlich von Çanakkale liegen, während Sestos dem Hafen Akbaş auf Gelibolu entspricht.
- 72 *Schwimmen über die Meerenge* — (A) Der französische Reisebeschreiber Chevalier erwähnt einen jungen Juden, der im achtzehnten Jahrhundert über den Hellespont geschwommen ist, um seine Braut zu besuchen. Der bekannte englische Dichter Lord Byron hat dasselbe Wagstück im Jahre 1819 [H: hier liegt offenbar ein Irrtum vor: es war am 9. Mai 1810] glücklich vollbracht. Im Jahre 1818 ist ein junger Amerikaner über den gegen neunhundert Schritt breiten Sund geschwommen, welches in aller Rücksicht weit schwieriger ist.
- 72 *Welche Perkote dann ...* — Ilias (in der Übersetzung von Voss) II, 835.
- 72 *Dardanos* — (H) Dardanos, Sohn des Zeus und der Elektra, der in der Troas die Stadt Dardania gründete. Demzufolge sollte die Stadt Dardania heißen.

- 73 *Insel Tenedos* — (A) Nach Strabo beträgt der Umfang dieser Insel 80 Stadien oder 6480 Klafter.
- 73 *die Reede so tief* — (A) Im Altertum galt die Reede für gefährlich:
 "Abreichbar dem Gesicht ist Tenedos, einst ein berühmtes
 Eiland, blühend und reich, als dauerte Priamus' Herrschaft;
 jetzo nur Bucht, kaum sicher zum Stand einkehrenden Schiffen."
 (Vergil, Aeneis, in der Übertragung von Voss, II, 21).
 Strabo erwähnt zwei Häfen auf der Insel Tenedos.
- 73 *Smintheischer Apollo* — (A) Diesem Smintheischen Apollo, dessen von Skopas gearbeitete
 Bildsäule in der Stadt Chryse bewundert wurde, waren an mehreren Orten Tempel und Altäre
 geweiht.
- 74 *Andretas* — (A) Dieser Andretas war im Altertum als Verfasser einer Beschreibung der Küsten
 der Propontis bekannt.
- 75 *Zeno* — (A) Der Name Zeno ist in den Annalen von Venedig berühmt. Der erste Baile (< ital.
 baiulo "Lastträger") oder der oberste venezianische Staatsbeamte in Konstantinopel war nach
 dem Tode des Helden Heinrich Dandolo im Jahre 1205 Marinus Zeno, der den stolzen Titel
 eines Erben des vierten und eines halben Teils des Römischen Reiches (heritier d'un quart et
 demi de l'Empire Romain) angenommen hatte. Eben dieser Marinus Zeno nahm nach der Er-
 oberung von Konstantinopel durch die Venezianer und Franzosen im Jahre 1204 die Insel
 Andros in Besitz, welche lange ein Eigentum seines Hauses blieb und endlich der Kancyana
 Zeno als Mitgift gegeben wurde, die einen Herrn von Sommariva ehelichte. Im Jahre 1252
 bestieg Renier Zeno den Thron des damals blühenden Venedigs.
 Im Jahre 1390 machten zwei Gebrüder Zeno eine Entdeckungsreise in den nördlichen Ozean
 und drangen bis nach Grönland. Ein solches Unternehmen in einem Zeitalter, wo die Schiff-
 fahrt noch unvollkommen war, ist in aller Rücksicht merkwürdig.
- 76 *diese Insel* — (A) Die Seefahrer des Altertums wußten die günstige Lage dieser Insel zu wür-
 digen. Der makedonische Perseus hatte in seinem Krieg gegen die Römer hier ein Geschwader
 leichter Schiffe aufgestellt, welches den Handel der Römer beunruhigen und den makedoni-
 schen Schiffen die nötige Bedeckung geben sollte.
- 76 *Sorglosigkeit der türkischen Regierung* — (A) Seitdem ich diese Gegend verlassen habe, soll
 die türkische Regierung ein neues Fort auf dieser Insel haben erbauen lassen.
- 76 *Lesbos* — (H) Die Türken verwenden heute sowohl Lesbo als auch Midilli als Namen für die-
 se berühmte Insel. Raczyńskis Aussage ist also in dieser Hinsicht zu relativieren.
- 78 *Glacis* — (H) Abdachung der äußeren Brustwehr einer Festung.
- 79 *der auf der Insel gewonnene Wein* — (A) Nach Plinius soll der auf dieser Insel gewonnene
 Wein nach Seewasser geschmeckt haben.
- 80 *Ölbäume, welche nur in einem warmen Klima gedeihen* — (A) Unwahrscheinlich ist also die
 Behauptung des Pausanias, als wäre der Ölbaum aus dem Land der Hyperboräer (dem nördli-
 chen Europa) in Griechenland eingeführt worden.
- 81 *Schutzgöttin* — (A) Bekanntlich war es Minerva, Athens Schutzgöttin, die in ihrem Wettstreit
 mit Neptun den Ölbaum hervorbrachte.
- 81 *Kulmischer Morgen* — (A) Ein Kulmischer Morgen von dreihundert Quadratruten berechnet
 nimmt fünfundsiebzig Ölbäume ein. Jeder Baum liefert im Durchschnitt achtzig Pfund Oliven,
 aus denen zwanzig Pfund Öl gewonnen werden. Auch in den ungünstigsten Jahren liefern die
 fünfundsiebzig Bäume tausend Pfund Öl, welches ich in Moliwa für zweihundertundsiebzig
 Piaster oder dreiundachtzig Taler verkaufen gesehen habe.
- 82 *Baron von Tott* — (H) Ein ungarischer Adliger, der über Frankreich 1755 nach Konstantinopel
 kam und dort als Berater tätig war, vgl. B. Jelavich, History of the Balkans. Eighteenth and
 Nineteenth Centuries, Cambridge 1983, S. 117.
- 82 *Sündflut des Deukalion* — (H) Der griechischen Mythe zufolge war Deukalion der fromme
 Sohn des Prometheus, Stammvater der Hellenen. Vor der Sintflut, mit der Zeus die Menschen
 bestrafte, wurde nur Deukalion mit seiner Frau Pyrrha in einem Kasten gerettet. — (A) Im

- Jahre 1509 vor Christi Geburt. Zählt man dreiunddreißig Jahre auf ein Menschenalter, so scheint diese Insel etwa 1760 Jahre vor Christi Geburt bevölkert worden zu sein.
- 82 *Makareos* — (A) *Ilias* (in der Übersetzung von Voss) XXIV, 544:
 "Alles, was Lesbos dort, des Makars Insel, begrenzt,
 Phrygia dort und hier der unendliche Hellespontos;
 Das beherrschtest du, Greis, durch Macht und Söhne verherrlicht."
- 83 *Wataces* — (H) der byzantinische Kaiser Johannes III. Dukas Vatatzes (1222—1254). Im Jahre 1225 gelang es diesem Kaiser, nachdem er die fränkischen Besitzungen in Kleinasien erhalten hatte, die Inseln Samos, Chios und Lesbos zu erobern.
- 83 *Franz Catalusi* — (A) Das Geschlecht der Catalusier hatte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Inseln Lesbos, Imbros und Lemnos, die Städte Phocäa bei Smyrna (heute: Izmir) und Änos in Thrakien an sich gerissen. Konstantinos Drakoses, der letzte Kaiser des oströmischen Reiches, und David Komnenos, der letzte Kaiser von Trapezunt, hatten sich beide Gattinnen aus dem Hause Catalusi gewählt. Nachdem sich Mehmet II. der Stadt Trapezunt bemächtigt hatte, wurde er von der seltenen Schönheit der Kaiserin mächtig ergriffen und nahm sie in seinen Harem auf. Diese Verschwägerung des Siegers mit dem genuesischen Fürstenhaus milderte das Los des letzteren nicht im geringsten. Wenige Jahre nach der Eroberung der Insel Lesbos wurden sämtliche Mitglieder dieses Hauses männlichen Geschlechts unter verschiedenen Vorwänden von dem grausamen Eroberer zum Tode verurteilt.
- 85 ... *in Rom sein Weib ward* — (A) Die Beschreibung dieses merkwürdigen Ereignisses ist in demselben Jahre noch in Italien durch den Druck bekannt gemacht worden; im Jahre 1628 erschien eine polnische Übersetzung derselben in Krakau, welche mir der Graf Titus von Dzialyński, ein um die vaterländische Geschichte wohlverdienter Sammler, gefälligst mitteilte.
- 85 *Lehide* — (H) d. i. Pole.
- 86 *auch die übrige Stadt zerstört habe* — (A) Bekanntlich ist diese Gegend von jeher Erdbeben unterworfen gewesen; ein solches verwüstete unter Tiberius hier mehrere Städte.
- 86 *die Inschrift Nr. 1* — (A) Die Inschrift Nr. 1 bedeutet:
 "Von dem Ertrage der Äcker hat Kleostratos, Apolikontos Sohn, das Rathaus erbaut."
 Die zweite Inschrift bedeutet:
 "Von Konons hinterlassen zum Aufbau der unter dem Gebirge Ida gelegenen Stadt Assos."
 Die dritte Inschrift bedeutet:
 "Jovis Priester", das übrige fehlt.
- 87 *den gewöhnlichen Verhältnissen des menschlichen Leibes gemäß* — (A) Plinius erwähnt eine dieser Gegend ganz eigentümliche Steinart: die aus derselben gearbeiteten Grabmäler hatten die sonderbare Eigenschaft, die darin niedergelegten Leichname in kurzer Zeit zu verzehren.
- 90 *Eilten sie ...* — *Ilias* XIV, 282.
- 91 *Die Ruinen dieser Stadt* — (A) Die Bewohner dieser Stadt haben sich durch die Entschlossenheit ausgezeichnet, womit sie die Gallier bekämpften, welche die Küsten des Hellesponts verheerten. Eine bedeutende Schar Gallier wurde von den mutigen Alexandriern niedergemacht. Mit gleicher Entschlossenheit kämpften sie gegen Antiochus, König von Syrien, während des Krieges, den dieser Monarch mit den Römern führte.
- 93 *Iuvat ire ...* — *Aeneis* II, 27.
- 94 *Athos* — (A) Nach Plinius soll der Schatten des Berges Athos zweimal im Jahr bis nach der fünfzehn geographische Meilen davon entfernten Insel Lesbos reichen. Der gelehrte Kästner (Über Höhe und Schatten des Athos) und früher schon Riccioli (*Geographia reformata*) erklärten die Angabe des Plinius für übertrieben. Ein neuerer Astronom H. Delambre hat den römischen Erdbeschreiber vollkommen gerechtfertigt und durch astronomische Berechnung erwiesen, daß bei dem fünfzehn Meilen langen Schatten des Athos die senkrechte Höhe dieses Berges über der Meeresfläche nicht über 900 Klafter beträgt. Bekanntlich ist der Berg Chimborasso in Amerika 3400 Klafter hoch. Die Höhe des Montblanc beträgt 2400 Klafter, die des Pic de Teneriffa 1900 Klafter, des Ätna 1700, des St. Gotthard 1400, der Schneekoppe in Schlesien 830 Klafter.

- 94 *Aber warum bewegte ...* — Ilias XXII, 385.
- 95 *Legen wir's ...* — Ilias XXIII, 244.
- 95 *Maßen den Kreis ...* — Ilias XXIII, 255.
- 95 *Hierin ruht ...* — Odyssee XXIV, 76.
- 95 *das Sigäische Vorgebirge* — (A) Das Zeugnis des gelehrten d'Anville begründet diese Vermutung. Dieser klassische Erdbeschreiber hat das Sigäische Vorgebirge an eben der Stelle auf seiner Karte bemerkt, wo das Vorgebirge Yenişehir liegt. Im achtzehnten Jahrhundert ließ sich ein Derwisch auf dem Gipfel des Grabmals des Achilles zur Erde bestatten. Das ihm zu Ehren errichtete Denkmal steht noch unversehrt da. Schwerlich läßt sich ein größerer Kontrast denken als das Grabmal des trägen Mönchs über dem des unbezwinglichen Peliden.
- 96 *... mit donnernder Woge ...* — Ilias XXI, 312.
- 96 *Einen Hügel umher ...* — Ilias VII, 435.
- 96 *Schmetternd zerbrach er ...* — Ilias XII, 459.
- 97 *Stürzte das Volk ...* — Ilias II, 150.
- 98 *Zogen das schwärzliche Schiff ...* — Ilias I, 484.
- 99 *Auch der blutigen Tage ...* — Ilias IX, 325.
- 99 *... und legete hebend ...* — Ilias X, 465.
- 100 *Gern will ich ...* — Ilias X, 412.
- 101 *Schnell den Adler ...* — Ilias XXIV, 315.
- 101 *... Schon lag in Dämmerung ...* — Ilias XXIV, 351.
- 101 *Als nun jene vorbei ...* — Ilias XXIV, 349.
- 101 *Meerwärts ruhn ...* — Ilias X, 427.
- 102 *Buntgestickt ...* — Ilias XIV, 215.
- 102 *Also Zeus ...* — Ilias XIV, 346.
- 103 *... in sicco serpentem ...* — (H) "er hatte den in trockenem Staub dahinkriechenden Fluß überquert, welcher der Xanthus war" — Pharsalia von Lukan, IX, 974—975.
- 103 *Schrecklich umstand ...* — Ilias XXI, 240.
- 104 *Jetzt begegnet ...* — Ilias XXI, 34.
- 104 *... Da faßt' er ...* — Ilias XXI, 242.
- 104 *So vor Achilleus ...* — Ilias XXI, 15.
- 104 *Als sie nunmehr ...* — Ilias XXI, 1.
- 104 *Als nun jene ...* — Ilias XXIV, 349.
- 105 *Schleunig sodann ...* — Ilias XXIV, 691.
- 105 *So viel' zwischen ...* — Ilias VIII, 560.
- 105 *Diese trugen ...* — Ilias XIV, 431.
- 105 *Also durchtobt' ...* — Ilias XI, 496.
- 106 *Draußen liegt ...* — Ilias II, 811.
- 106 *... Hic ibat ...* — "Hier ging der Simois, hier hatte gestanden der hochragende Palast des greisen Priamus ... Hier erschreckte der zerfleischte Hektor die losgelassenen Pferde." — Ovid, Epistulae (Heroides), I, 34—36.
- 106 *Flog sie hinweg ...* — Ilias III, 142.
- 107 *Da schauerte der Greis ...* — Ilias III, 259.
- 107 *Also sprach zu Hektor ...* — Ilias VI, 389.
- 107 *Aber die andern ...* — Odyssee VIII, 502.
- 107 *Nec locus ubi Troja fuit* — d. h. "Es gibt keinen Ort, wo Troja gewesen."
- 107 *Dieses gesagt ...* — Ilias V, 460.
- 108 *Bringt nun Holz ...* — Ilias XXIV, 778.
- 108 *Senkten sodann es ...* — Ilias XXIV, 796.
- 108 *Vorwärts wandl' ich ...* — Aeneis III, 300.
- 109 *Simoëntis ad undas* — "zu den Wogen des Simois".
- 109 *Nach dem idäischen Felde ...* — Ilias XXI, 557.

- 110 *Stelle das Heer ...* — Ilias VI, 433.
- 110 *Etgulmesken* — (H) Der so geschriebene Name ist vermutlich als İtgülümesken zu interpretieren, wobei *mesken* "Wohnort" bedeutet und *itgülü* die Feigenart *Ficus carica* L. subsp. *rustica* (Hauskkn.) Browicz bezeichnen könnte, die allerdings richtig *it inciri* "Hundefeige" heißt. Der griechische Name Erinkeu besteht wohl aus griech. ἐρῖνεός "wilder Feigenbaum" + türk. köy "Dorf". Kemal Turan (S. 137) schreibt: "Gülmezköy" und "Erenköy".
- 110 *Eine rinnt ...* — Ilias XXII, 149.
- 111 *... nahe den Quellen ...* — Ilias XXII, 153.
- 112 *Gleich an tönender Stimme ...* — Ilias II, 791.
- 112 *So drang jener ...* — Ilias XXII, 143.
- 117 *Portus relinquo ...* — "Den Hafen verlasse ich und die Felder, wo Troja gewesen ist."
- 119 *Kulevrinen* — (H) frz. *couleuvrine* "Feldschlange", eine Kanonenart.
- 120 *Pişmiş tavuk yumurtası limonlan* — (H) Kemal Turan (S. 148) schreibt: "pişmiş limonlu yumurta ile kebab".
- 125 *O Prophet ...* — Koran 33, 59.
- 130 *in der fehlerhaften Taktik* — (A) Merkwürdig ist die Unbesonnenheit, mit welcher die türkische Regierung seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in ihren Kriegen mit den europäischen Mächten nie die Vorteile wahrzunehmen wußte, welche sie von einer fremden Diversion hoffen konnte. Sultan Mustafa II. schloß im Jahre 1699 in Karlowitz einen Frieden mit Leopold II., dem er das Fürstentum Siebenbürgen abtrat. Bald darauf brach der spanische Erbfolgekrieg aus, der dreizehn Jahre dauerte und alle Streitkräfte Österreichs erschöpfte. Die Pforte wußte den günstigen Umstand nicht zu benutzen und erklärte dem Kaiser Karl VI. den Krieg erst drei Jahre nach dem zu Rastatt im Jahre 1713 mit Frankreich abgeschlossenen Frieden. Die neue Fehde schloß mit dem Verlust von Belgrad und Temesvár. Glücklicher war Mehmet V. [s.h. Mahmut I., 1730—1754], der nach einigen erfochtenen Siegen im Jahre 1739 Belgrad wieder gewann. Ein Jahr darauf starb Karl VI. Seine hochherzige Tochter erschöpfte alle Hilfsmittel der Monarchie in ihrem langen Kampf gegen Friedrich II.; und dieser günstige Zeitpunkt ging ebenfalls für die trägen Muslime verloren. Im Jahre 1788 erklärte Kaiser Joseph II. dem Sultan Abdülhamit den Krieg. Kurz nach dem zwischen beiden Mächten im Jahre 1790 wieder hergestellten Frieden brach der französische Revolutionskrieg aus, welcher mit Ausnahme weniger Jahre bis zum Jahre 1814 fortwütete. Aller Vorschläge der französischen Regierung ungeachtet blieb die Pforte ihrem Neutralitätssystem getreu und schien den bedrängten Zustand des befeindeten Staates nicht benutzen zu wollen. Ebenso unpolitisch war das Benehmen des Divans in seinen Verhandlungen mit Rußland. Die Türken hatten im Jahre 1699 Azow an Peter I. abgetreten und versäumten die Gelegenheit, diese verlorene Feste wieder zu gewinnen in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, da Karl XII. als Sieger die russischen Heere verfolgte. Erst im Jahre 1711 erklärte Ahmet III. Rußland den Krieg, als bereits der schwedische Monarch bei Pultawa sein Heer verloren und mit einem geringen Gefolge sich nach Bender geflüchtet hatte. Denselben Fehler hat sich Kaiser Mahmut II. im Jahre 1812 zu Schulden kommen lassen.
- 131 *Wer wagt es, ...* — Vergil, *Georgica*, I, 463.
- 132 *eine Inschrift* — (A) Hier ist die Aufschrift einer unweit Konstantinopel angelegten Wasserkunst: "Im Namen des barmherzigen Gottes hat der Kaufmann Ibrahim diesen wünschenswerten Bau vollendet. Der gütige Gott erbarme sich seiner."
- 133 *Der griechische Kaiser Kantakuzenos* — (H) d. i. der byzantinische Kaiser Johannes VI. (1347—1354).
- 133 *Athanasios* — (H) gemeint ist vermutlich der Patriarch Athanasios unter dem byzantinischen Kaiser Andronikos II. (1282—1328).
- 134 *Büyük Çekmece* — (A) Bujuk Tschemedeschi (d. i. *Büyük Çekmece*) bedeutet in türkischer Sprache eine große Brücke (H: Zugbrücke).

- 138 *Çelebi Mehmet Paşa* — (H) Wie Kemal Turan (S. 169 Anm.) vermerkt, war der Titel nicht Çelebi, sondern Cebeci-zâde. Der Pascha starb 1784.
- 138 *der Zağarcı Başı*, *der Samsuncu Başı* und *der Turnacı Başı* — (A) Die Benennungen dieser Staatsbeamten, welche das Jagdwesen des Hofes besorgen, bedeuten: Aufseher der Windhunde, der Bullenbeißer und der Falken.
- 139 *Çorbacı* — (A) Das Wort Tschorbadschi bedeutet den Mann, der die Suppe kocht. *Samsuncu Başı* — (H) Kemal Turan (S. 171) setzt dafür "Seksoncubaşı" ein. Vermutlich berechtigt schreibt er für Raczyński's Çorbacı (weiter unten): Çorbacıbaşı.
- 139 *vier Offiziere* — (A) Folgende sind die Offiziere jedes Orta: der Çorbacı ist der Befehlshaber derselben; der Odabaşı ist der Lieutenant, der Bayraktar der Fähndrich, der Vekilharç [H: Raczyński: Wekilkardi, wohl Fehler] der Rechnungsführer; der Başeski der Chef der Veteranen.
- 139 *fünf Unteroffiziere* — (A) Die Unteroffiziere sind folgende: ein Usta, ein Başkarakullukçu, ein Saka und ein Karakullukçu. — (H) Folgt man der Aufzählung der Ränge der Offiziere und Unteroffiziere, wie sie Raczyński hier gibt, müßte sich die Zahl vier auf die Unteroffiziere und die Zahl fünf auf die Offiziere beziehen.
- 139 *Piaster* — (A) Ein türkischer Piaster gilt nach dem jetzigen Kurs gegen sechs Silber Groschen; hundertzwanzig Asper machen einen Piaster.
- 140 *Selim III.* — (H) Sultan (1789—1807). Zu seinen Reformen in der Flotte vgl. S. J. Shaw, *Selim III and the Ottoman Navy*, in: *Turcica I* (1969), 212—241.
- 141 *nicht erhöht worden* — (A) Die türkische Regierung zahlt nur einen Piaster für einen Zentner Pech und Teer, fünf Piaster für einen Zentner Eisen, sechs Piaster für einen Zentner Hanf und acht Silber Groschen für ein zehn Ellen langes Stück Segeltuch.
- 141 *Marine* — (A) Außer den in Konstantinopel angelegten Schiffswerften werden noch an mehreren Stellen Kriegsschiffe gebaut, und zwar vorzüglich in der Stadt Sinope und auf der Insel Rhodos.
- 141 *Seewesen* — (A) Die vornehmsten Offiziere im Seedeptement sind folgende: a) Der Tersane Emîni oder Aufscher des Zeughauses leitet den Bau und die Ausbesserung der Kriegsschiffe und vertritt den Kapudan Paşa in dessen Abwesenheit. b) Der Kalyonlar Kâtibi oder Präsident der Seekanzlei hat die Oberaufsicht über die Werbung der Seeleute und Arbeiter und die Versorgung der Schiffe mit den nötigen Kriegs- und Mundvorräten. c) Der Ambarlar Emîni und der Ambarlar Nazırı sind für sämtliche Vorräte des Seewesens verantwortlich. d) Der Tersane Reisi führt die Kontrolle über die auf den Inseln des Archipelagus gelegenen Zeamet und Timar [H: zwei Arten von Lehen], deren Besitzer zum Seediens verpflichtet sind. e) Der Tersane Kâhyası war vormals Aufseher der Galeeren, jetzo, da diese nicht mehr gebraucht werden, hat er das Polizeiwesen im Seedeptement unter sich. f) Der Liman reisi ist Hafenskapitän und führt die Seesoldaten (Mandeci) an, welche die im Hafen stehenden abgetakelten Kriegsschiffe bewachen. g) Der Sergi Emîni ist Schatzmeister der Flotte.
- 145 *Mısırî sikiiler, İstanbula sikecekler!* — (H) Raczyński's Schreibung *Stambula* müßte zu *Stambulu* (=İstanbul) korrigiert werden. Seine Übersetzung des Satzes ist sinngemäß richtig, wörtlich ist er wie folgt zu übersetzen: "Man hat Ägypten ruiniert, man wird auch Istanbul ruinieren!" Kemal Turan (S. 177) gibt keine Erläuterung, er übersetzt so: "Mısır'ı kaybettin, şimdi sıra İstanbul'a mı geldi?"
- 145 *Grundton* — (A) Der in der Geschichte Peters I., Kaiser von Rußland, bekannte Kantemir hat in türkischer Sprache ein Werk über den Generalbaß und die Komposition geschrieben. Ihre Musik bezeichnen die Türken mit Buchstaben, analog dem im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Europa allgemein gewesenem Gebrauch.
- 146 *Koran* — (H) Die entsprechenden Zitate finden sich in der 24. Sure, Verse 4—9.
- 146 *Verordnung des Korans* — (H) Sure 24, Vers 2.
- 147 *Wohl ergeht es den Gläubigen ...* — Koran Sure 23, Verse 1—6.
- 147 *O Prophet, wir erlauben dir ...* — Koran Sure 33, Vers 49.

- 150 *den Neugeborenen ... zu erwürgen* — (H) Diese Darstellung muß, wie Kemal Turan (S. 180 Anm.) meint, falsch sein, denn die Sultanzade Genannten gelangten in hohe Ämter.
- 153 *Salankemen* — (H) heute: Slankamen, am Zusammenfluß von Theiß und Donau gelegen.
- 154 *Ođlu* — (A) Das türkische Wort Ođlu bedeutet einen Sohn. Das arabische [H: persische] Wort Sade [H: Zade] hat dieselbe Bedeutung.
- 154 *Şanezede* — (H) Raczyński's Deutung als "Kammacher-Sohn" stimmt nicht, ein *Şanezede* ist "jemand, der gekämmt hat", oder es handelt sich um einen Şanizade mit der Bedeutung "Sohn eines Ruhmhabenden".
- 154 *Sadi* — (H) Es handelt sich um den Sadiye-Orden.
- 154 *Pasavan Ođlu* — (H) Der bosnische Janitschar Osman Pazvandođlu, der sich des öfteren gegen Selim III. auflehnte, starb 1807. Das Wort *pazvand*, und *pasavan* dürfte eine Variante sein, kommt aus dem Persischen und bedeutet "Wächter", nicht, wie Raczyński meint, "Holzhacker".
- 160 *Yuşa Dađı* (bei Raczyński: Uząd dagh) — (H) "Riesenberg", eigentlich "Berg des Josua".
- 165 — (H) Die Blumensprache wurde u.a. in folgenden Aufsätzen untersucht: S. Kakuk, Über die türkische Blumensprache, in: *Acta Orientalia Academiae Scientiarum Hungaricae*, 23 (1970), 285—295; Zs. Kakuk—C. Öztürk, Lisân-i ezhâr, in: *Acta Orientalia Academiae Scientiarum Hungaricae*, 40 (1986), 3—37. Vgl. auch S. Tezcan—P. Zieme, Alttürkische Reimsprüche. Ein neuer Text, in: *Journal of Turkology* 2 (1994), 259—271. Die erste Aufzeichnung stammte von Lady Mary Wortley Montagu (1689—1762), eine zweite Sammlung von 42 Nummern veröffentlichte Joseph von Hammer-Purgstall in seinen *Fundgruben des Orients* (Bd. 2—4, Wien 1811—1814, S. 206), die hier auch von E. Raczyński übernommen wurde. Identisch mit dieser Sammlung ist des weiteren das *Kurze Wörterbuch der türkischen Blumensprache* in den Memoiren von Joseph Hutter: Von Orsova bis Kiutahia, Braunschweig 1851.

Nachwort

Heute, da die Türkei auch politisch und wirtschaftlich ein Teil Europas ist oder werden will und uns eine Vielzahl von Reise- und Handbüchern zur Verfügung stehen, stellt sich die Frage, ob sich die Neuherausgabe einer Reisebeschreibung von 1814 überhaupt lohnt. Es versteht sich, daß ich die Frage bejahe, und es wäre zu begrüßen, wenn der eine Leser oder die andere Leserin mir zustimmen könnte.

Möchte man heute in den Orient reisen, und noch immer gehört die Türkei dazu und kann sich auch gewiß stolz dazu bekennen, gelangt man in wenigen Stunden in ein Land voller Gegensätze, wird aber bald die Wärme, Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft genießen können, Eigenschaften, die wir selbst nicht in diesem Maße besitzen.

Eduard Raczyński's Buch über seinen halbjährigen Aufenthalt im Osmanischen Reich nimmt in der Tradition der Reiseliteratur einen beachtenswerten Platz ein. Er berichtet anschaulich und objektiv über Orte und Menschen und flicht teils sehr ausführliche historische Exkurse über die Geschichte von Regionen und Regenten ein. Im Mittelpunkt steht nahezu selbstverständlich die Stadt Konstantinopel, über deren welthistorische Rolle der Autor zahlreiche Überlegungen anstellt. Die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 durch die Osmanen veränderte das Antlitz der Welt.

Wer war Eduard Raczyński? Eduard und sein Bruder Athanasius waren Kinder des Philipp Raczyński, einem von Friedrich Wilhelm III. mit dem Grafentitel Geehrten, der seine Cousine Michalina geehelicht hatte. Der Sohn Eduard wurde vermutlich 1786 geboren, vermutlich, denn nur das genaue Taufdatum ist bekannt: "A.D. 1787, d. 28. Julii", wie es im Kirchenregister steht. Sein Bruder, dem er auch später sehr verbunden war, kam 1788 zur Welt. Die Knaben verloren in früher Jugend die Mutter und bald darauf den Vater. Fortan übernahm im Hause der Großmutter ein strenger katholischer Geistlicher deren Erziehung. Eduard entwickelte eine enge Beziehung zu seiner Tante Esther, die ihm wie eine Mutter wurde. Ihr widmete er auch sein Reisetagebuch. Zum Studium begab er sich an die Universität von Frankfurt an der Oder, wo er einer der letzten Studenten gewesen sein dürfte. Mit Freude würde Raczyński der Wiedereröffnung der Viadrina in unseren Tagen entgegensehen,

zumal diese dem Ziel einer Europauniversität verpflichtet sein will. Denn eins war Raczyński trotz seines Patriotismus auf jeden Fall: ein Europäer.

Der junge Raczyński nutzte nach dem Tilsiter Frieden (1807) die politische Ruhe, um seine militärischen Kenntnisse zu erweitern. Der Leser erfährt auch aus seinen Schilderungen, wie stark sein Interesse für das Militär und dessen Ausbildung ausgeprägt war. Mit seiner Sammlung topographischer Karten erwies er selbst dem polnischen Generalstab große Dienste. In den kurzen Friedenszeiten übernahm er auch politische Verantwortung. Nach dem Wiener Frieden berief ihn im Jahre 1812 Friedrich August, König von Sachsen und Herzog von Warschau, in den Landtag. Für den jungen Raczyński bedeutete die Wahl als Posener Abgeordneter eine hohe Auszeichnung. Gleich vielen Polen sah sich auch Graf Eduard Raczyński in seiner Hoffnung getäuscht, daß durch die napoleonischen Feldzüge gegen Rußland, an denen auch er teilgenommen hatte, die staatliche Selbständigkeit für Polen errungen werden könnte.

In jenen Jahren unternahm Raczyński nun Reisen, zunächst nach Schweden und Lappland. Dann aber reifte in ihm der Entschluß zu einer Reise in den Orient, um ein Land kennenzulernen, das immer noch von Gewicht war in der europäischen Geschichte, wengleich die ersten Anzeichen des Zerfalls des Osmanischen Reiches, das einst Europa zum Zittern gebracht hatte, bereits sichtbar wurden. Ihn bewog in seiner Wahl nicht nur sein Bildungsdrang, sondern auch die Hoffnung, daß die Türkei noch immer ein Gegengewicht zu Rußland sein konnte. Schon der Umstand, daß er einen umfangreichen Bericht über seine Türkeireise verfaßte, legt davon Zeugnis ab, daß er sich zuvor und danach sehr eingehend mit der Geschichte und mit der Kultur der Region, insbesondere auch mit dem griechischen Altertum beschäftigt hatte.

Gründlich und umfassend vorbereitet, trat er zusammen mit dem deutschen Maler Fuhrmann die Reise am 17. Juli 1814 an. Zunächst führte der Weg die Reisenden durch Osteuropa und die Ukraine nach Odessa, von wo aus sie sich auf ein Schiff begaben: "Am sechsten August begab ich mich auf ein mit Korn beladenes, nach Konstantinopel bestimmtes Kauffahrtei-Schiff." (S. 15). Drei Tage später erreichte man den Bosphorus, und in seinem Tagebuch gibt Raczyński eine eindrucksvolle Schilderung der Fahrt durch denselben. Noch am selben Abend besichtigt Raczyński zum ersten Mal Konstantinopel, eine Stadt, die ihn fasziniert. Galten ihm zuvor oft Berichte europäischer Reisender über diese Stadt als übertrieben, so schreibt er jetzt selbst: "Und nicht nur in dem Auge des Künstlers steht diese Stadt als einzig, als unvergleichlich da, auch dem Staatsmanne bietet sie Aussichten dar, wie sie keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat." (S. 17) In diesen Zusammenhang gehört auch die folgende Überlegung: "Sollte endlich die Herrschsucht eines genialen Eroberers die schicklichste Stelle suchen, um auf derselben den Sitz einer Universal-Monarchie zu gründen, so würde auch hier Konstantinopel den Vorzug behaupten.

Das gegen Asien hingekehrte Vorgebirge des Serails scheint ein zum Sitz des Beherrschers beider Weltteile bestimmter Ort zu sein." (S. 17)

Man kann Raczyńskis Beschreibung Konstantinopels durchaus als Stadtführer benutzen. Der heutige Besucher wird fast alles wiederfinden. Und doch: welch ein Unterschied in mancherlei Dingen. Man nehme nur die Beschreibung des Harems, den Raczyński natürlich auch nur vom Hörensagen kennt!

Immer wieder flicht der Autor in seinen Bericht Exkurse über die Geschichte der beschriebenen Örtlichkeiten ein, die das Buch sehr vielseitig machen und dem Leser Unterweisung in vielerlei Hinsicht bieten. Durch die Bekanntschaft mit einem Landsmann konnte Raczyński, der selbst nicht oder nur sehr wenig türkisch sprach, manche Gespräche mit türkischen Intellektuellen und Vornehmen führen, die er in Auszügen wiedergibt. Schwärmerisch geradezu wird der Autor, wenn er von der Umgebung der Stadt schreibt: "Die Umgebungen von Konstantinopel längs dem Bosphorus sind ungemein reizend. Auf der europäischen sowohl als auf der asiatischen Küste wölben sich steile Gebirge stufenweise übereinander. Von weißen luftigen Segeln belebt, scheint der Kanal eine Schiffbrücke zu sein, um beide Weltteile schwesterlich zu verbinden." (S. 53)

Raczyńskis Interessen waren weitgefächert. Als Mann der Politik fand er Kontakt zu politisch Verantwortlichen im Osmanischen Reich, das kurz vor einer gewaltigen Umbruchsphase steht. Gescheitert waren Reformen für Regierung und Heer, die Mahmuts II. (1808—1839) Vorgänger Sultan Selim III. in den Jahren 1792 bis 1798 in Gang setzen wollte. Mahmut mußte von seinem anfänglichen Versuch, die begonnenen Reformen fortzusetzen, zunächst absehen. Wenn er auch in seinen letzten Regierungsjahren tatsächlich vorbereitende Maßnahmen wie die endgültige Abschaffung des Lehnswesens und die Einführung einer einheitlichen Territorialverwaltung, die Errichtung rein weltlicher Lehranstalten und die Einführung von Zeitungen usw. einleitete, die mit den "wohltätigen Anordnungen" eingeleitete Reformzeit, die man kurz Tanzimat nannte, begann erst unter seinem Nachfolger vom Jahre 1839 an. Das diese Reformen einleitende Hohe Schreiben, ausgearbeitet von einer bereits von Mahmut berufenen Reformkommission, wurde am 3. November 1839 feierlich verkündet. Es versprach allen Untertanen die Unverletzlichkeit der Person, des Eigentums und des Erbrechts ohne Ansehen der Religion, der Volkszugehörigkeit und des sozialen Standes. Wenngleich dies in erster Linie eine Absichtserklärung war, legte es die Elemente zu einer bürgerlichen Neuordnung. Trotz aller Reformen oder Reformversprechen war der Niedergang des Osmanischen Reiches nicht aufzuhalten, und die Ära des "Kranken Mannes am Bosphorus" ging endgültig mit der Errichtung der Republik Türkei zu Ende.

Der Wiener Kongreß (September 1814 bis Juni 1815) spielte für die weitere Geschichte Europas eine entscheidende Rolle, und so nimmt es nicht wunder, daß Raczyński auch über diese aktuellen politischen Entwicklungen befragt

wurde (S. 131), obwohl er während seiner Reise selbst nicht immer auf neuestem Stand sein konnte.

Auf seinen Erkundungen in und um Istanbul geht Raczyński natürlich seinen Interessen nach. Wiederholt nimmt er Stellung zur Architektur zeitgenössischer Bauwerke. Sein architektonisches Empfinden ist von bestimmten klassischen Bauwerken geprägt. Des öfteren kritisiert er die architektonische Teile nachahmende bemalende Gestaltung von Außenwänden. Sehr eingehend beschäftigt er sich mit den imposanten Wasserleitungen, von denen er die Priorität in Schönheit und Zweckmäßigkeit dem unter Kaiser Valens gebauten Äquadukt zubilligt.

Nachdem Raczyński die Sehenswürdigkeiten in und um Istanbul besucht und seine Neugier befriedigt hatte, begab er sich auf eine Schiffsreise durch das Marmara-Meer, um die geschichtsträchtige kleinasiatische Küstengegend zu durchwandern. "Bei dem Anblick dieser klassischen Gestade glaubte ich die allgemeine Geschichte der älteren und neueren Völker aufgeschlagen zu sehen." (S. 63)

Besonderes Interesse richtete Raczyński auf den Ort, wo man Troja vermutete. Wie manche seiner Zeitgenossen vertrat er die Meinung, bei Pınarbaşı befinde sich das alte Troja. Er belegt seine Ansicht mit zahlreichen Zitaten aus Homers Werken. Homer ist für ihn, den Literatur- und Altertumsbeflissenen, der Dichter schlechthin. Gegenüber den türkischen und griechischen Zeitgenossen vertritt er den altgriechischen Geist. Begeistert und inspiriert von Homers Versen, sucht Raczyński in jedem Detail einen weiteren Anhaltspunkt für die These. Er bedauert es, nicht die Zeit und die Mittel zu haben, um selbst Ausgrabungen vorzunehmen. Es blieb Heinrich Schliemann, dessen hundertster Todestag sich am 26. Dezember 1990 jährte, und Späteren vorbehalten, das etwas nördlicher gelegene Troja auszugraben. Die Faszination um Troja hält weiter an, denn der wissenschaftliche Streit, ob die von Schliemann begonnene Ausgrabungsstätte tatsächlich Troja ist oder nicht, ist noch nicht endgültig ausgefochten, und die ganze Problematik steht nach wie im Brennpunkt der klassischen Archäologie.

Ab und zu nutzt Raczyński die Gelegenheit, seiner Landsleute zu gedenken, besonders solcher, die sich durch Tapferkeit und Heldenmut im Dienst für die Heimat ausgezeichnet haben. Zweifellos betrachtete Raczyński militärischen Heldenmut, eingesetzt für den Kampf um die Freiheit der Lehidien (S. 98), seinen Idealvorstellungen gemäß.

Im Anschluß an seine Türkeireise widmete sich Raczyński weiterer wissenschaftlicher Arbeit. Seine "Erinnerungen an Großpolen", erschienen in den Jahren 1842—1843 in zwei Bänden, geben Beschreibungen von Städten und Ortschaften in den Wojewodschaften Posen, Gnesen und Kalisch, deren geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung. Die beigegebenen Kupfer, hergestellt nach zeichnerischen Vorlagen von ihm und seiner Frau sowie von sei-

nem Bruder Athanasius, vermochten dem Leser das Wesentliche zu verdeutlichen und zu veranschaulichen. Zeugnis einer umfangreichen und durch die notwendigen finanziellen Mittel gestützten Sammelarbeit ist seine in vier Quartbänden veröffentlichte Sammlung polnischer Medaillen. Weiterhin zeichnete er für die Herausgabe von diplomatischen Codices, einerseits zusammengetragen durch seinen Großvater mütterlicherseits, Casimir Raczyński, andererseits durch ihn selbst, verantwortlich. Es war das historische Interesse, das Raczyński zur Abfassung und Veröffentlichung solcher geschichtlicher Quellen bewegte.

Doch getreu dem Spruch *Ignorantia omnis mali fons est* fühlte sich Raczyński auch berufen, Übersetzungen zu veranlassen oder Bearbeitungen für Polen vornehmen zu lassen, von Werken nämlich, die bis dahin noch nicht bekannt waren. Dazu zählt in erster Linie die eigene polnische Übersetzung von Werken des Vitruv, den er übrigens sehr schätzte, wie man nicht zuletzt aus mehreren Anspielungen und Zitaten in seiner Reisebeschreibung entnehmen kann. Nicht unerwähnt seien Sammlungen auf Polen bezüglicher historischer Dokumente, die Raczyński in Archiven von Warschau, Königsberg, Stettin, Berlin, Dresden, Venedig, dem Vatikan usw. aufspürte.

Berühmt war Raczyński durch die Stiftung einer hervorragenden Bibliothek in und für die Stadt Posen (Poznań). Darüber hinaus ließ er jedoch auch allgemein nützliche Bauten errichten wie zum Beispiel eine Wasserleitung in der Stadt Posen. Seine Neigung für Wasserleitungen fand auch, wie bereits erwähnt, ausreichend Gegenstände der Betrachtung und Begutachtung in der Türkei. Als Kuriosum sei das auf seine Kosten entstandene Rettungshaus für Scheintote auf dem Posener Pfarrkirchhof erwähnt, für dessen Unterhaltung er selbst zunächst sechs Jahre lang aufkam. Sein Projekt, in Posen eine Realschule ins Leben zu rufen, an der der Unterricht zu gleichen Teilen in deutscher und in polnischer Sprache erteilt werden sollte, scheiterte am Unverständnis der Stadtväter.

Finanzielle Unterstützung gewährte er auch sozial Schwachen, und er stiftete einen jährlichen Preis für gemeinnützige Schriften. Sein Projekt, den Seidenbau im Großherzogtum Posen einzuführen und eine entsprechende Lehranstalt zur Aufzucht der Seidenwürmer und der Seidenverarbeitung einzurichten, konnte er nicht mehr verwirklichen. Seine Erfolge und seine gemeinnützige Überzeugung fanden auch Gegner, so daß er sich von Undankbarkeit, Mißgunst und Haß umgeben fühlte. Raczyński machte seinem Leben ein jähes Ende durch seinen Freitod. Nachdem er am 20. Januar 1845 auf seinem Gut Zaniemyśl mit dem dortigen Pfarrer gespeist und diesem wichtige Papiere übergeben hatte, begab er sich auf den See, bestieg ein zu Lustfahrten bestimmtes Boot mit einer Kanone, die er lud und auf sich selbst abfeuerte, nachdem er sich vor die Öffnung gekniet hatte.

In seiner ausführlichen Biographie über Raczyńskis Leben vom Jahre 1885 schreibt M. E. Sosnowski zusammenfassend über ihn: "Graf Raczyński war von hoher, schlanker Gestalt und etwas nach vorn gebeugter Haltung. Hochbegabt und von umfassendem Wissen, war er eine zu sehr nach Innen gekehrte Natur, als daß er auf sein Äußeres viel Sorgfalt verwendet hätte. Mäßig und einfach in seinen Lebensgewohnheiten war er gastfrei und freigebig gegen seine Freunde und seine Umgebung. Trotz seines stets auf das Gemeinwohl gerichteten Sinnes hatte er eine offene Hand für den einzelnen Notleidenden und unterstützte im Stillen viele Bedürftige, darunter namentlich solche junge Leute, welche sich wissenschaftlichen Studien widmeten." (Katalog der Raczyńskischen Bibliothek in Posen, bearbeitet von M. E. Sosnowski, L. Kurtzmann, Posen 1885, S. 22).

Der ihn begleitende Maler Ludwig Fuhrmann (12. 3. 1783—13. 1. 1829) lieferte die Vorlagen für die Stiche, die den Bericht illustrieren. Der Erlös aus dem Verkauf dieser Bücher wurde von Raczyński für wohltätige Zwecke angelegt. Das Interesse für das Werk überstieg jedoch alle Erwartungen, so daß man sich entschloß, eine handliche und preiswerte Ausgabe herauszugeben, deren deutsche Version 1828 erschien. Die Übersetzung ins Deutsche fertigte Friedrich Heinrich von Hagen an, ein Freund des Bruders Athanasius Raczyński. Athanasius Raczyński war ein in preußischen Diensten stehender Diplomat, von Hause aus Kunsthistoriker, dessen Palais an der Stelle stand, wo sich heute das Reichstagsgebäude in Berlin befindet. Für unsere Ausgabe wurde diese deutsche Übersetzung des Buches orthographisch dem heutigen Standard leicht angeglichen. Die beigelegten 22 Stiche wurden aus der ursprünglichen Prachtausgabe von 1821 (polnisch) bzw. 1824 (deutsch) ausgewählt.

Die Schreibung der türkischen Namen wurde entsprechend der heutigen Rechtschreibung vereinheitlicht. Wenngleich dieses Verfahren etwas anachronistisch wirkt, denn zur Zeit Raczyńskis schrieb man natürlich überall im Osmanischen Reich in arabischer Schrift (die Einführung der Lateinschrift im Jahre 1928 war ein Kraftakt Atatürks) und man war deshalb genötigt, Umschriften zu verwenden, so halte ich es dennoch für gerechtfertigt, weil so dem heutigen Leser die Identifizierung von Personen und Orten auf die einfachste Weise ermöglicht wird. Das wissenschaftliche Interesse an den alten Umschriften Raczyńskis, die sowieso nur über das polnische Medium zu erschließen wären, mußte dabei zurückstehen. Bei der Aussprache der türkischen Sonderzeichen ist folgendes zu beachten: *c* wird wie *dsch* gesprochen, *ç* wie *tsch*, *ğ* in vordervokalischen Wörtern wie *y*, in hintervokalischen gar nicht, *ı* wie russisch *ь* und *ş* wie *sch*.

Inhalt

Vorbemerkung	5
Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	19
Drittes Kapitel	35
Viertes Kapitel	53
Fünftes Kapitel	63
Sechstes Kapitel	93
Siebentes Kapitel	117
Achtes Kapitel	137
Anhang: Die Blumensprache	165
Anmerkungen	171
Nachwort	187

OTTOMAN GARRISONS
ON THE MIDDLE DANUBE
(Based on Austrian National Library
MS MXT 562 of 956/1549–1550)

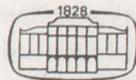
Transcribed into regular Arabic script and translated
by Asparuch VELKOV and Evgeniy RADUSHEV

Bibliotheca Orientalis Hungarica, XLVI

The study of the Ottoman military organization in Hungary had already begun at the end of the 19th century and it was primarily based on Ottoman fiscal documents. Among these the pay lists (or in other words: pay registers, roll-call registers) containing the names of paid garrison soldiers and reflecting their military structure are of particular importance for a better understanding of the Ottoman border defence system.

Dr. A. Velkov and Dr. E. Radoshev were the first to undertake the edition of an Ottoman pay register in full. For this purpose they selected the list of 1559 preserved in the Austrian National Library (Nationalbibliothek) in Vienna which comprises almost all the fortress guards in the province of Buda.

1996, 548 pages – Hardbound – USD 83.00 – ISBN 963 05 7391 1



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

BIBLIOTHECA ORIENTALIS HUNGARICA

18. GYÖRGY HAZAI: Das Osmanisch-Türkische im XVII. Jahrhundert, 1973
19. SUZANNE KAKUK: Recherches sur l'histoire de la langue osmanlie des XVI^e et XVII^e siècles, 1973
20. LAJOS LIGETI (ed.): Researches in Altaic Languages, 1975
21. JÁNOS ECKMANN: Middle Turkic Glosses of the Rylands Interlinear Koran Translation, 1976
22. PETER ZIEME–GYÖRGY KARA: Ein uigurisches Totenbuch, 1978
23. LAJOS LIGETI (ed.): Proceedings of the Csoma de Kőrös Memorial Symposium, 1978
24. LÁSZLÓ LÖRINCZ: Mongolische Märchentypen, 1979
25. PETER B. GOLDEN: Khazar Studies, I–II, 1980
26. GERHARD DOERFER–SEMIH TERZCAN: Wörterbuch des Chaladsch, 1980
27. ŞINASI TEKIN: Buddhistische Uigurica aus der Yüan-Zeit, 1980
28. ANDRÁS RÓNA-TAS (ed.): Chuvash Studies, 1982
29. LAJOS LIGETI (ed.): Tibetan and Buddhist Studies, 1984
30. GYÖRGY HAZAI–BARBARA KELLNER-HEINKELE: Bibliographisches Handbuch der Turkologie, I, 1986
31. GYÖRGY HAZAI (Hrsg.): Handbuch der türkischen Sprachwissenschaft, I, 1990
32. RÓBERT SIMON: Meccan Trade and Islam, 1986
33. PETER ZIEME: Die Stabreimtexte der Uiguren von Turfan und Danhuang, 1991
34. LOUIS BAZIN: Les systèmes chronologiques dans le monde turc ancien, 1991
35. ILDIKÓ PUSKÁS: India Bibliográfia – India Bibliography, 1991
36. GUSTAV BAYERLE: The Hungarian Letters of Ali Pasha of Buda, 1991
37. LARS JOHANSON: Linguistische Beiträge zur Gesamtturkologie, 1991
38. ALICE SÁRKÖZI: Political Prophecies in Mongolia in the 17–20th Centuries, 1992
39. SIGRID KLEINMICHEL: Aufbruch aus orientalischen Dichtungstraditionen, 1993
40. INGEBORG BALDAUF: Schriftreform und Schriftwechsel bei den muslimischen Rußland- und Sowjettürken, 1993
41. LOUIS BAZIN: Les Turcs. Des mots, des hommes, 1994
42. ALICE SÁRKÖZI–JÁNOS SZERB (eds): A Buddhist Terminological Dictionary, 1995
43. ANDREAS TIETZE–JOSEPH YAHALOM: Ottoman Melodies – Hebrew Hymns, 1995
44. WOLFGANG-E. SCHARLIPP: Türkische Sprache – arabische Schrift, 1995
45. PETER ZIEME (Hrsg.): Graf Eduard Raczynski, Malerische Reise in einigen Provinzen der Osmanischen Reiches, 1994
46. ASPARUCH VELKOV–EVGENY RADUSHEV: Ottoman Garrisons on the Middle Danube, 1996

